# AM UR-QUELL.

## Monatschrift für Volkkunde.

---

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

---

**VI. Band.**

Administration in Lunden in Holstein.
Kommissionverlag: G. Kramer in Hamburg.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.
1896.

# Mitarbeiter.

**Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit Herr Erzherzog Joseph.**

Abel, E.
Achelis, Th.
Ahrendts, Fr.
Ankert, H.
Asmus.
Bonyhádi, B.
Carstens, H.
Carstens, H. jun.
weil. Carstens, A.
Chamberlain, A. F.
Cock, A. de.
Cornelissen, J.
Dittrich, P.
Dragičević, Th.
Dreews, D.
E., A.
Englert, A.
Eschenburg, H.
Feilberg, H. F.
Fl.
Fletscher, R.
Fränkel, L.
Freytag, L.
Gander, K.
Haas, A.
Haase, K. E.
Hartland, E. S.
Hartvigsen.
Havemann.
Heilig, O.
Hennicke, L. R.
Herrmann, A.
Herzog, A.
Hofmann, M.
Höfler, M.
Ilff, L.
Jellinghaus, H.
Knauthe, K.
Knoop, O.
Krauss, Fr. S.
Krause, N.
Kröning, Fr.
Kulke, E.
Landau, M.
Laurillard, F.
Mandl, L.
Martens, P. Ch.
Mátyás, L.
Merkens, H.
Mooney, J.
Nagelberg, A.
Ofterding, R.
weil. Paulsen, H.
Peters, C.
Pfl.
Poll, C.
Popp, K.
weil. Post, A. H.
Rademacher, C.
Robinsohn, J.
Rösler, M.
Rumpelt, W.
Sartori, P.
Schell, O.
Scherman, L.
Schlegel, G.
Schmeltz, J. D. E.
Schoettl, A.
Schumann, C.
Simonsen.
Skrzyinski, A.
Sprenger, R.
Steinmetz, S. R.
Studt, B.
Theen, H.
Tille, A.
Treichel, A.
Vahlendick, D.
Volkov, Th.
Volksmann, H.
Vuletić, V. V.
Weinrebe, A.
Wiedemann, A.
Wlislocki, H. v.

# Inhalt.

(Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf Band I—V.)

VI. B. I. H.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

**Friedrich S. Krauss.**

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

# 1. Tiere im Glauben der Zigeuner.

Von **Erzherzog Joseph.**

In Müttershausen, in der Provinz Hessen-Nassau des deutschen Reiches ist eine wenig gekannte, dem Gesetze gemäss und dem Namen nach ansässige Zigeuner-Kolonie, deren Mitglieder steinerne Häuser besitzen und sich zeitweilig mit Töpferarbeit beschäftigen, jedoch den grössten Teil des Jahres wandernd durch die deutschen Lande bis ins Innere Frankreichs streifen. Ihr Oberhaupt ist der neupreussische Wojwode.

Ich hatte wiederholt Gelegenheit mit diesen Leuten längere Zeit zuzubringen und konnte deren Leben und Treiben umsomehr eingehend beobachten, als sie mir ihr volles Vertrauen schenkten, während sie gegen das Landvolk, das sie „Heiden“ nannte, höchst misstrauisch gesinnt waren.

Während ihrer Wanderungen war der Haupterwerb der Männer auf den Märkten, wo sie ihre Töpferarbeiten verwerteten und nebstbei mit Marionettentheatern und allerhand Taschenspielerkünsten die Zuseher belustigten. Die Weiber übten hauptsächlich Wahrsagerei, nach früher gehörig eingeholten Notizen; auch wurden Wunderkuren an kranken Haustieren bewerkstelligt, welche im Falle des Gelingens stets das Verdienst der Zigeunerin blieben, im entgegengesetzen Falle jedoch dem betreffenden Besitzer zur Last fielen, da er irgend ein Versehen in der Ausführung beging.

Mit dem grössten Interesse verfolgte ich ihren Glauben, mit dem sie verschiedenen Tieren ganz besonderen Einfluss auf das Schicksal des Menschen zumuten.

Eine besondere Furcht flösst ihnen die Begegnung eines Wiesels ein, welches sie phurdiñi (das Blasende) nennen. Wenn ein solches Tierchen beim Anblick eines Menschen erschrickt, bäumt es sich und bläst; dies gilt nun für sehr verhängnisvoll. Kein Unternehmen, sei es noch so gut ausgedacht, kann nach dieser Begegnung gelingen und muss daher unterlassen werden. Eine zufällig bald darauf erfolgende Erkrankung wird unbedingt diesem Ereignis zugeschrieben. Das Kind, das noch im Mutterleibe ruhte, als das Wiesel sich vor der armen Frau bäumte, wird schwer zur Welt gebracht und muss viel Elend erleben. Wenn während der Wanderung ein Wiesel über

den Weg läuft, muss die Richtung geändert werden, sonst treten unter Wegs die ärgsten Verfolgungen durch die Sicherheitbehörden auf. Es wird dann an der Stelle, wo dieses geschah für nachkommende Stammgenossen ein Warnungzeichen angebracht; gewöhnlich ein in die Erde gesteckter Baumzweig, an den ein Haarbüschel angebunden ist, das in Ermanglung eines Pferdes eine der Zigeunerinnen geben muss, daneben wird dann das Zeichen der neuen Wanderrichtung, ein Stückchen Kleiderstoff, an einen Baum gehängt und am Boden drei Striche in der eingeschlagenen Richtung gezeichnet, deren mittlerer länger vorsteht und sie anzeigt: 

Eine Braut, die vom Wiesel angeblasen wurde, muss sich im nächsten Wasser reinwaschen, sonst giebts eine für immer unglückliche Verbindung mit ihrem Bräutigam.

Trotz aller dieser bösen Eigenschaften wäre es ein gröbliches Vergehen das Wiesel zu töten, denn dies brächte Unglück über den ganzen Stamm.

Der Glaube vom Wiesel oder wenigstens die Furcht vor diesem Tierchen findet sich auch bei den ungarischen Wanderzigeunern. So sah ich z. B. bei jenen, die ich drei Jahre bei mir beherbergte, den Wojwoden und seine Frau vor einem Wiesel Reissaus nehmen, und beide waren höchst erstaunt, dass ich es ruhig ansah.

Die Elster (čingerpaskero čirkulo = Streitvogel) bringt Zank und Schlägerei, wenn sie sich ober einem Lagerplatz aufbäumt und schnattert, sie muss vertrieben oder der Lagerplatz verändert werden.

Wenn sie eine wandernde Kolonne begleitet, wird die Richtung verändert, um späteren Raufereien vorzubeugen. Ueberhaupt bedeutet ihr Schnattern stets Friedensstörung.

Ein glückbringendes Tier ist dagegen das Eichhörnchen (romaňi mačka = Zigeunerkatze, oder rukheskeri mačka = Baumkatze). Wenn es auf einen Baum klettert, soll man unter dessen Schatten lagern, damit die Wanderung und alle Unternehmungen glücken. Läuft es einen Weg entlang, so soll man diese Richtung verfolgen und man wird im nächsten Orte gute Geschäfte machen. Begegnet es einem liebenden Paare, so wird dies stets froh und glücklich im Frieden leben.

Trotz aller dieser guten Eigenschaften wird, unglaublicherweise, das Eichhörnchen doch als Braten verzehrt. Ein anderer Leckerbissen ist der Igel (štachelengero oder sureto) dessen Begegnung zwar Glück bringt, der aber sogleich gefangen und am Spiess gebraten wird.

Als geheiligtes Tier gilt die Schlange (sap) (Sanskrit sarpa); sie wird mit einer gewissen Scheu betrachtet, aber nicht angetastet. Ihre Begegnung soll langes, gesundes Leben bedeuten; dies würde vereitelt, wenn man sie behelligen wollte.

Der Frosch (džamba) wird als unrein verabscheut und als Schimpfname gebraucht, jedoch fangen ihn die Zigeuner zum Verkauf an Städter, sie selbst geniessen ihn nicht.

Von allem diesen Glauben konnte ich nur jenen von der Schlange auf den altindischen Ursprung zurückführen, die anderen scheinen erst in der neuen Heimat entstanden zu sein.

---

## 2. Kinderehen bei den Aegyptern.

Von A. Wiedemann in Bonn.

In einem im Königschachte zu Dêr el bahari bei Theben entdeckten, jetzt im Museum zu Gizeh aufbewahrten, aus der 21. ägyptischen Dynastie (um 1100 v. Chr.) stammenden Sarge lag die Mumie einer Frau „der grossen Gemahlin des Königs, der Herrin beider Länder Rāmaāka" und bei ihr die eines kaum geborenen Kindes, welches bezeichnet ward als „die Königstochter, die grosse Gemahlin des Königs, die Herrin beider Länder Mut-em-hā". Beide Personen waren bereits früher durch ein Bruchstück der Statue eines ihrer Beamten[1]) bekannt geworden. Der Gedanke, dass ein so kleines Kind, wie das hier gefundene, welches nur wenige Tage gelebt haben kann, bereits zur Gemahlin des Königs, also hier seines Vaters, erhoben worden sei, erschien zuerst so befremdend, dass man diesen Titel nicht wörtlich zu fassen wagte. Man meinte[2]), in der Familie der Ramessiden sei es Sitte gewesen, dass die weiblichen Mitglieder den Titel Königliche Gemahlin führten und daher trage ihn auch dieses Kind. Dem widerspricht, dass wir gerade aus der Familie, der Mut-em-hā angehörte, zahlreiche Prinzessinnen kennen, die nicht königliche Gemahlinnen heissen[3]). Die Existenz einer solchen Sitte ist demnach zu verneinen, ein Umstand, der freilich nicht verhindert hat, dass die Ansicht nicht nur aufgegriffen, sondern noch dahin verallgemeinert ward „den Titel königliche Gemahlin erhält jede Prinzess[in] schon bei ihrer Geburt"[4]), obwohl tatsächlich von den zahllosen bekannt gewordenen Prinzessinnen nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz die Bezeichnung führte. Im Nilthale ist es überhaupt nicht üblich gewesen, derartige Titel ohne tatsächlichen Hintergrund zu verleihen, aus dem einfachen Grunde, weil die Stellung des tatsächlichen Inhabers der Würde, hier der Königin, herabgewürdigt worden wäre, hätte man ihr so und so viele gleich betitelte Nebenbuhlerinnen gegeben[5]).

Das, was die ersten Behandler des Fundes störte, war das Unnatürliche, welches für das moderne Gefühl in der Vermählung mit einem nach keiner Richtung ehefähigen Mädchen zu liegen scheint. Allein, eine derartige Eheschliessung steht durchaus nicht vereinzelt

---

[1]) im Museum zu Marseille, Cat. Nr. 232.
[2]) Maspero, Guide de Boulaq p. 342.
[3]) vgl. die Texte bei Maspero in den Mém. du Caire I, p. 704 ff.
[4]) Erman, Aegypten, S. 221 Anm. 3.
[5]) Für die politischen Erwägungen, die in dem behandelten Falle zu der Ehe führten, vgl. Wiedemann in Le Muséon XIII, p. 378.

da, und es sind analoge Sitten bereits vor einer Reihe von Jahren von Ploss zusammengestellt worden[1]). So küssen und herzen in Old-Calabar Männer Säuglinge von 2—3 Wochen als ihr neues Weib. In Guzurate verspricht man dreijährige Kinder mit einander, behält sie aber bis zum 6. Jahre im Elternhause, tut sie alsdann zusammen, wenn auch die Ehe erst später vollzogen wird. Bei den Chinesen werden Heiratkontrakte für 6jährige Mädchen abgeschlossen, die dann in das Haus des Ehegatten eintreten, der Vollzug der Ehe erfolgt jedoch erst nach völliger Entwicklung der Mädchen. Dass man auch zu Rom am Anfange der Kaiserzeit gelegentlich Ehen mit Kindern unter 10 Jahren abschloss, geht aus Dio Cassius LIV. 16 hervor. — Nicht immer setzte man in solchen Fällen den tatsächlichen Vollzug der Ehe bis zum Eintritte der Reife des Mädchens aus; bei den Smu in Mittelamerika, auf den Sandwich-Inseln, in Syrien, Persien u. s. f. wird sie in vollem Umfange vor der Pubertät vollzogen.

Bei den europäischen Kulturvölkern ist jetzt im Allgemeinen für das Ehe-Alter das durchschnittliche Alter der vollendeten Entwicklung massgebend, doch lebt im Volke noch bisweilen die Vorstellung, dass eine Verlobung bereits früher, zwischen Kindern, bez. durch deren Eltern, erfolgen könne, und dann eine gewisse moralische Verpflichtung zur Eheschliessung für die Betreffenden mit sich bringe. Vor allem wichtig sind in derartigen Fällen die Verhältnisse in England, wo die althergebrachten Gewohnheiten sich am längsten auch im Rechtsusus zu erhalten pflegen. Hier ist das age for consent the matrimony jetzt 14 Jahre für Knaben, 12 Jahre für Mädchen. Ehen, die unter diesem Alter abgeschlossen sind, sind imperfekt bis zu dem Consens-Alter und werden erst dann für gültig oder ungültig erklärt. Ehen von Kindern unter 7 Jahren gelten ohne Weiteres als nichtig. In wie weit Kinderehen jetzt noch tatsächlich dort vorkommen, vermag ich nicht zu verfolgen, früher waren sie bis in das 17. Jahrhundert hinein ziemlich häufig. Eine Reihe von Notizen in englischen Registern beweisen, dass es sich dabei nicht etwa nur um eine Art feierlicher Verlobung handelte, sondern dass man bei den betreffenden Kindern alle Ehe-Ceremonien vollzog, von der Trauung durch einen Geistlichen bis zum Schlafen in einem Bette. Eine solche Ehe erfolgte nachweislich z. B. zwischen einem Knaben von 3 und einem Mädchen von 2 Jahren, wobei beide noch auf dem Arm getragen wurden. Andere Contrahenten waren 8, bez. 4; unter 8, bez. 10; unter 12 Jahre alt. Zahlreiche Ehescheidungklagen wurden später von den mittlerweile erwachsenen Verehelichten eingereicht; gelegentlich wurde die Ehe wieder gelöst, besonders wenn die Betreffenden

[1]) Mitteil. des Leipziger Ver. f. Erdkunde 1872, S. 17 ff.; Das Weib. 2. Aufl., I, S. 386 ff. (Ueber Kinderehen und Kinderverlobungen siehe auch Post, Studien zur Entwicklunggeschichte des Familienrechtes 1890. S. 205—215; Grundriss d. ethnolog. Jurisprudenz I. 1893. S. 323. Steinmetz, Ethnolog. Studien II. 1894. S. 278 ff. Anm. d. R.)

nachweisen konnten, dass sie nach dem age of consent sich nicht geküsst, zusammen geschlafen oder sonstigen Verkehr gepflogen hatten [1]). Das jüngste Beispiel einer solchen Ehe scheint vom Jahre 1672 zu stammen [2]). Damals verheiratete der Erzbischof von Canterbury den noch nicht 8jährigen Enkel des Earl of Anglesey mit seiner 13jährigen Cousine und, bemerkt der Earl selbst, „they lay in my house".

## 3. Die Sterne im indogermanischen Seelenglauben.

Von L. Scherman.

Aus der wirren Masse von Einzelvorstellungen innerhalb des kaum umspannbaren Rahmens des Unsterblichkeitsglaubens mit seinen Annexen ragt eine Anzahl Motive hervor, bei welchen der Eindruck des Bizarren, dessen wir uns auf den ersten Blick nicht erwehren können, bedeutend abgeschwächt wird, sobald wir die betreffenden Ideen bei mehreren civilisirten Völkern in hartnäckigem, wenn auch oft verdunkeltem Bestande gewahren. Gerade diese Beobachtung ist es, die neben der Einsicht in die folgerichtige Entwicklung eines Vorstellungskreises dahin zu wirken vermag, dass dem Volksglauben auch inmitten der stolzest entfalteten Litteratur die gebührende Werthschätzung gesichert bleibt.

An dieser Stelle soll in der angezeigten Richtung die eigenthümliche Anschauung besprochen werden, welche die Verstorbenen in directeste Verbindung mit den Sternen setzt. [3]) Ohne alle Zweideutigkeit drückt diese sich in den ältesten Denkmälern aus, welche die indogermanische Völkerfamilie besitzt; schon im Ṛig-Veda (X, 68, 11) heisst es: „Wie ein dunkles Ross mit Perlen haben die Väter (pitaraḥ, ständiger Ausdruck für „Manen") den Himmel geschmückt." Auch sonst mangelt es der altindischen Litteratur nicht an ähnlichen Stellen. Taittirîya-Samhitâ V, 4, 1, 3 nennt kurzweg die Sterne „die Lichter der Guten;" ebenso Çatapatha-Brâhmaṇa VI, 5, 4, 8: „Die Sterne sind die Lichter derer, welche als Gutesthuende in die Himmelswelt gelangen." Atharva-Veda Pratiçâkhya IV, 101 f. bezeichnet das Vedastudium als die Pflicht dessen, welcher nach dem Tode die „Lichtnatur" wünscht; letzteres Wort wird im Commentar ausdrücklich unter Hinweis auf die Sternwesenheit der abgeschiedenen Frommen erklärt. Mahâbhârata III, 1746 ff. verbreitet sich darüber, dass die Sterne, die von der Erde aus gesehen trotz ihrer wirklichen Grösse sich so klein ausnehmen, die Frommen und Tapferen sind, welche dort oben im eigenen, durch ihre Verdienste erlangten Lichte strahlen.

[1]) Fälle von 1548—1566 aus Cheshire und Lancashire bei Furnivall in The Academy 44 (1893) p. 275, 321; vgl. 46 (1894) p. 174.

[2]) Axon in The Academy 44 p. 465.

[3]) Ausser den weiter unten genannten Werken vgl. besonders Albr. Weber, Abhdl. d. Berl. Ak. d. Wiss. 1861, p. 268 f.

Bereits etwas weiter führt uns Maitrâyaṇî-Samhitâ I, 8, 6: „Die frommen Opferer erreichen jene Welt; sie sind die Gestirne. Wenn man sagt: ein Licht ist herabgefallen, ein Sternlein ist herabgefallen, so fallen eben jene herab.“ Hier ist darauf angespielt, dass der Himmelsaufenthalt ein Ende nimmt, wenn der Lohn für die Gutthaten erschöpft ist, und dann eine neue Existenz angetreten werden muss; dem Inder sind ja bekanntlich weder Höllenstrafen noch paradiesische Wonnen etwas Ewigwährendes. — Von diesem Standpunkte aus versteht man auch eine Stelle des bekannten altindischen Schauspiels Mṛicchakaṭikâ: bei der Besichtigung des Wohnhauses Vasantasenâ's spricht der Brahmane Maitreya entzückt von den „Cymbeln, die herniederfallen wie Sterne vom Himmel, wenn ihre guten Werke zu Ende sind“ (Böhtlingk's Uebs., p. 71). Dasselbe Gleichniss wird Râmâyaṇa II, 114, 11 auf die verödete Stadt Ayodhyâ angewandt.

Wenn es im Âpastamba-Dharmasûtra II, 9, 24, 13 lautet: „Dort oben werden die Wesenheiten derer, die Gutes gethan, leuchtend erblickt“, so ist allerdings die Beziehung auf die Sterne recht naheliegend; immerhin sind solche allgemeinere Wendungen im Hinblick darauf, dass die indischen Manen auch mit den Sonnenstrahlen in Zusammenhang gebracht werden u. dgl. m., nur vorsichtig zu verwerthen, und ich gehe deshalb über derartige Stellen, nachdem die Idee selbst zweifellos nachgewiesen ist, mit kurzer Verweisung[1]) hinweg.

Als erste Parallele zu dem vorstehend berührten altindischen Glauben wird gewöhnlich[2]) Minokhired XLIX, 22 f. aufgeführt; der Passus lautet in West's Uebersetzung (Sacred Books of the East XXIV, p. 92): „The remaining unnumbered and innumerable constellations which are apparent, are said to be the guardian spirits of the worldly existences. Because as to the creatures and creations of every kind, that the creator Aûharmazd created for the worldly existence, which are procreative and also which are developable, for every single body there is apparent its own single guardian spirit of a like nature.“ Wenn auch nun der iranische Fravashi-Cult sicher nicht unabhängig von der indischen „Väterverehrung“ zu denken ist, so deutet doch der Zusatz, dass jedem irdischen Wesen schon während seines Lebens seine besondere Fravashi unter den Sternen zugehöre, darauf hin, dass hier eine andere Anschauung, der zufolge der Mensch unter dem Einflusse seines Gestirns lebt, hervortritt.[3]) Diese erinnert an den talmudischen Glauben, dass, wenn der Mensch

---

[1]) Atharva-Veda XVIII, 2, 47; Rig-Veda X, 107, 2; IX, 69, 8. Vgl. Oldenberg, Die Religion des Veda, p. 564 f.; Hillebrandt, Vedische Mythologie, p. 398. — Sehr vertraut mit dieser Anschauung zeigt sich auch der Commentator Sâyaṇa, ein gelehrter Inder des 14. Jahrhunderts.

[2]) Justi, Handb. der Zendsprache, p. 199 f.; Spiegel, Erânische Alterthumskunde II, p. 98 (s. aber des Verf.'s Avesta-Uebs. I, p. 275); Kaegi, Der Rigveda², p. 217.

[3]) Vgl. auch de Harlez, Avesta traduit², p. CXXII ff.; Darmesteter, Zend-Avesta. Trad. II (= Ann. du Musée Guimet XXII), p. 500 ff.

in Unglück geräth, sein Gestirn (masol; vgl. A. Kohut, Ueber die jüd. Angelologie, p. 92 f.) sich trübt. In der Sage von der Verwechslung der beiden Marien durch den Todesengel[1]) z. B. wird der Missgriff dadurch motivirt, dass der „falschen“ Maria ein Feuerbrand auf den Fuss gefallen sei, wodurch sich ihr Gestirn verfinstert und der Todesengel Macht über sie bekommen habe (G. Brecher, Das Transcendentale, Magie und magische Heilarten im Talmud, p. 108; vgl. p. 101 f.; 156).[2])

Wir sehen also, dass diese Richtung uns von dem indischen Vorbilde abführt; getreuere Widerspiegelungen desselben müssen wir anderwärts suchen. Plato spricht sich im Timaeus, der populäre und philosophische Auffassung vermischt (vgl. Krische, Die theol. Lehren der griech. Denker, p. 199), deutlich dahin aus, dass die Menschen nach einem tugendhaften Wandel ihre Sternenheimath aufsuchen, um dort ein glückseliges Leben zu führen (42 B: καὶ ὁ μὲν εὖ τὸν προσήκοντα βιοὺς χρόνον πάλιν εἰς τὴν ξυννόμου πορευθεὶς οἴκησιν ἄστρου βίον εὐδαίμονα καὶ ξυνήθη ἕξοι. Vgl. vorher 41 D: ξυστήσας δὲ τὸ πᾶν διεῖλε ψυχὰς ἰσαρίθμους τοῖς ἄστροις ἔνειμέ θ' ἑκάστην πρὸς ἕκαστον. . .[3]) Schon Aristophanes hatte sich diesen Volksglauben zu Nutze gemacht (Pax 833 f.: Οὐκ ἦν ἄρ' οὐδ' ἃ λέγουσι κατὰ τὸν ἀέρα, / ὡς ἀστέρες γιγνόμεθ' ὅταν τις ἀποθάνῃ; / μάλιστα . . . .). Ebenso wenig ist Virgil die Idee von einem Fortleben unter den Gestirnen fremd, wie durch Georg. IV, 225 ff. bewiesen wird: „Scilicet huc reddi deinde ac resoluta referri / omnia nec morti esse locum, sed viva volare / sideris in numerum atque alto succedere caelo.“ Was wir an einer anderen Stelle desselben Werkes (I, 24 ff.; vgl. Bucol. IX, 47) lesen, zählt mehr zu der Kategorie der Apotheosen; dass besonders hervorragende Männer an den Himmel versetzt werden, ist eine an Analogieen überreiche Vorstellung,[4]) und wenn sie in einzelnen Fällen vielleicht von dem sonstigen Seelenglauben begünstigt worden sein mag, so ist sie im Allgemeinen doch sicherlich ohne weitere Rücksicht auf diesen durchgedrungen.

Gregor der Grosse will selbst in den Evangelien die Sternseelen erwähnt finden; geht er hierin auch zu weit, so ist doch sein Zeugnis an und für sich von Belang: „Quid per stellas, nisi singulorum bene viventium animae designantur? qui inter pravorum hominum conversationes, dum magnis virtutibus eminent, quasi in tenebris noctis lucent . . .“ (Moralia XVII, 16). Elard Hugo Meyer's durch diese Stelle veranlasste Bemerkung, die Vorstellung von Seelen als Sternen

---

[1]) Im ethnologischen Zusammenhange habe ich diese Erzählung in m. Materialien zur Geschichte der Indischen Visionslitt., p. 91-6, beleuchtet.

[2]) Vgl. auch Mawer, Roumanian Folk-Lore notes, Folk-Lore Record V, p. 50: Each individual has a star attached to his destiny; this star darkens when trouble or calamity approaches; falls, and disappears at the hour of his death.

[3]) Auf diese Stelle bei Plato verweist schon J. H. Voss in der Anm. zu Virgil's Georg., p. 269. Vgl. jetzt auch Rohde, Psyche, p. 423.

[4]) Vgl. Taittirîya-Âranyaka I, 11, 4; Oldenberg a. a. O., p. 565; Grimm, D. Mythol.[4] de III, p. 211 f.; Preller, Griech. Mythologie[4] de I, p. 464 ff.; Andree, Ethnogr. Parallelen I, p. 103 etc.

sei christlich (Germ. Mythologie, p. 63), ist nach dem vorher Angeführten nicht haltbar.

Sonst prägt sich im indogermanischen Volksglauben zumeist eine abweichende Auffassung aus: bei der Geburt des Menschen erscheint ein Stern am Himmel, und bei seinem Tode fällt er herab;[1]) siehe hierüber Grimm a. a. O. II, p. 602 [2]), Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube², p. 183 und Mannhardt, Germanische Mythen, p. 729 (hier überall weitere Litteraturangaben); F. S. Krauss, Volksgl. und relig. Brauch der Südslaven, p. 19; Wlislocki, Volksgl. und relig. Brauch der Magyaren, p. 58 f. (jedenfalls in directer Abhängigkeit von dem bei Krauss Gesagten, cf. Wlislocki, p. 2.) — Die weiter entwickelnde Angabe bei Friedr. Panzer, Bayerische Sagen und Gebräuche, p. 293: „Glänzt der Stern, der bei der Geburt erscheint, schön, so wird der betreffende Mensch reich, wenn er nicht glänzt, arm“ gemahnt merkwürdig an die von Plinius, Historia naturalis II, § 28, als Aberglauben gezeichnete Bezugsetzung des Menschen zu den Sternen: „Hinc redeamus ad reliqua naturae sidera, quae affixa diximus mundo, non illa, ut existimat vulgus, singulis attributa nobis, et clara divitibus, minora pauperibus, obscura defectis, ac pro sorte cuiusque lucentia, annumerata mortalibus; quia nec cum suo quaeque homine orta moriuntur; nec aliquem extingui, decidua significant. Non tanta coelo societas nobiscum est, ut nostro fato mortalis sit ibi quoque siderum fulgor.“ [3]) Wie Lucian auf dieser volksthümlichen Vorstellung seine spassige Schilderung der „Lampenstadt“ (Wahre Erzählungen I, 29) aufgebaut hat [4]), beleuchtet Wilh. Schwartz in den materialreichen „Poet. Naturanschauungen“, p. 270 f.

Und dennoch hat sich die alte Vorstellung von dem Aufleuchten neuer Sterne beim Tode des Menschen nicht völlig unterdrücken lassen. „So oft ein Kind stirbt, macht Gott einen neuen Stern.“ (Mannhardt a. a. O., p. 310; 378); „Man darf nicht mit dem Finger nach dem Himmel oder der Sonne, dem Monde oder den Sternen weisen, sonst sticht man die Englein todt.“ (Grimm, D. Myth., Abergl. No. 334; 937; 947; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube², p. 12 etc.) „Es ist eine alte Rede: die Gestorbenen

[1]) Die Bezugsetzung der Sternschnuppe zum Tode eines Menschen ist sehr weit verbreitet; vgl. ausser den in diesem Absatz citirten Quellen namentlich Andree, Ethnogr. Parallelen I, p. 111 f.; Wigström, Folkdiktning ... i Skåne I, p. 152; Wlislocki, Ur-Quell IV, p. 19; Munkácsi ebd., p. 159; Mawer a. a. O.; Finamore, Credenze . . . Abruzzesi, p. 47 f.

[2]) Auch die Ansicht vom Fatum in den Sternen dürfte hier anzuschliessen sein, vgl. Grimm a. a. O. de II, p. 717; III, p. 258; Simrock, D. Myth.⁵, p. 165.

[3]) Der Volksglaube galizischer Juden, jeder Mensch habe einen Stern am Himmel, dessen helleres oder dunkleres Leuchten sein grösseres oder kleines Glück bedeutet (B. W. Schiffer, Ur-Quell IV, p. 94), gehört wohl ebenfalls in diesen Vorstellungskreis und nicht zu den vorher berührten talmudischen Ideen.

[4]) Von hier leitet zu dem bekannten Märchen vom „Gevatter Tod“ Rohde, Griech. Roman, p. 195 f. über; vgl. dazu Gust. Meyer, Essays I, p. 242 ff. und Bolte, Z. d. Vereins f. Volksk. 1894, S. 34 ff.

haben ihr Licht am Himmel, das sind die Sterne,[1]) oder: die todten Kinder sind die Sterne am Himmel . . . Wenn ein kleines Kind stirbt und es bleiben etliche nach, so sagt man, nach den Sternen sehend: Siehe, da ist dein Brüderchen am Himmel!" (v. Schulenburg, Wendische Sagen und Gebräuche aus dem Spreewald, p. 272 f.; vgl. Gander, Niederlausitzer Volkssagen, p. 167; 169.)

Wenn in denselben Gegenden diese Ansicht und die vorher erörterte im Umlauf sind, so schliesst dies einen Widerspruch in sich, der keinen mit der Volkskunde irgendwie Vertrauten Wunder nehmen wird.

---

## 4. Zählen, Messen, Wägen.

Von Paul Sartori in Dortmund.

I. In der inhaltreichen und belehrenden Schrift von Fr. Polle „Wie denkt das Volk über die Sprache?" ist an vielen Beispielen die besondere Kraft, welche dem Namen und der Benennung innewohnt, erwiesen. „Benannt werden" und „sein" ist für das Volk ein und dasselbe, Ding und Name sind eins (S. 21 ff., 101 f.). Wenn man jemandes Namen weiss, kann man damit an dem Träger allerlei Zauber verüben (S. 103 f.). Mit dem Namen besitzen wir zugleich den Einblick in das eigentliche Wesen der Dinge. Durch meine Erkenntnis eines Dinges aber unterwerfe ich mir es, werde Herr darüber, mache mir es dienstbar" (S. 122). Benennen ist daher oft so viel wie schaffen oder beherrschen (S. 101 f.). Andrerseits aber vermag das Aussprechen des Namens auch den Träger herbeizurufen und ihm Macht über den Rufer zu verleihen. Man vermeidet es daher häufig, gewisse Tiere, böse Geister, den Teufel etc. bei Namen zu nennen (S. 118 ff.).

Polle selbst hat (S. 103 f.) darauf aufmerksam gemacht, dass, was bei Dingen der Name, bei Summen die Zahl sei. Er führt die bekannten Verse des Catull (carm. 5 und 7) an, in denen dieser seiner Lesbia rät, die Küsse nicht zu zählen, damit niemand sie „berufen" könne.

Für die hier obwaltende Anschauung möchte ich noch einige weitere Beispiele beibringen und zugleich etliches andere von ähnlicher Wirkung, Messen, Wägen usw. daran anknüpfen.

---

[1]) Es war mir interessant, zufällig in der Novelle „Nidiace" von R. Waldmüller, deren Schauplatz nach Neapel verlegt ist, das gleiche Motiv verwerthet zu finden: das über den Verlust der Mutter weinende Kind wird getröstet, indem man ihm deren Stern am Himmel zeigt. (Westermanns Monatshefte, Januar 1885, S. 515.) — Nach der Ansicht der Eskimos sind alle Sterne in alter Zeit Menschen und Thiere gewesen, ehe sie in den Himmel kamen (Tylor, Anf. d. Cultur I, p. 287). Bastian, Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele, p. 21, spricht davon (bezügl. der Belege waltet die gewohnte Methode ob!), dass auch bei den Patagoniern die Seelen zu Sternen werden.

Das Zählen und Wissen der Zahl macht zum Herrn des gezählten Gegenstandes und ist daher für manchen Zauber brauchbar. Nach indischem Glauben hat in dem, der die Zahlenkunst besitzt, der böse Geist Kali keinen Raum. Holtzmann, Indische Sagen II, S. 63. Hexen behexen das Butterfass, so dass der Rahm keine Butter giebt, indem sie die Reife des Fasses von unten auf zählen. Bartsch, Sagen aus Mecklenburg, II, S. 39. Der Zauber wird rückgängig gemacht, wenn man die Reife am Fasse wieder von oben herabzählt. Seifart, Sagen aus Hildesheim, I, S. 51. Kühen wird Blindheit dadurch angezaubert, dass die Hexen ihre Augen zählen. Bartsch a. a. O. Auf den Faröer fährt die Mahre den Schlafenden mit ihren Fingern in den Mund, um die Zähne zu zählen; wird ihr Zeit gelassen, sie abzuzählen, so giebt man gleich den Geist auf. Zeitschr. d. Vereins f. Volkkunde, II, S. 5. In Lübeck zählen einige Buben in der Christnacht den dreizehnten Pfennig. Durch allerlei Erscheinungen im Zählen irre gemacht, fallen sie dem Teufel zum Opfer. Deecke, Lüb. Sagen Nr. 161. Vgl. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, II, S. 578 (Danzig). Sie wollten wohl den „Brutpfennig“ herauszählen, der auch bei Grimm, D. S. I, Nr. 87, durch Zählen von Pfennigen erlangt wird. Wenn man die Warzen eines andern zählt, so bekommt man sie selber, und der andere wird frei davon. Curtze, Volküberl. aus Waldeck, S. 378 (46); Meier, Schwäb. Sagen, II, S. 508 (397); Schulenburg, Wendische Volksagen, S. 225; Strackerjan, Abergl. aus Oldenburg, I, S. 49; vgl. S. 71; Woeste, Volküberl. aus der Grafschaft Mark, S. 57; Zingerle, Sitten etc. des Tiroler Volkes, S. 30 (200); Knoop, Sagen aus Hinterpommern, S. 161 (64); Bierlinger, Volkt. aus Schwaben, I, S. 483; Zeitschr. d. Vereins f. Volkkunde, IV, S. 84 (Mittelschlesien); Treichel, Abergl. aus Westpreussen, S. 23.[1]) Ueber die heilende „Suchten abzählen“ siehe Bartsch a. a. O., II, S. 117 (457). Das „Abzählen“ bei Kinderspielen, das Zählen von Knöpfen, Blumenblättern und dergl., um Antwort vom Schicksal zu erhalten, braucht hier nur erwähnt zu werden.

Auch bösen Mächten wird durch das Zählen Gewalt über den gezählten Gegenstand eingeräumt. Wer seine Lämmer zählt, läuft Gefahr, sie vom Wolf gefressen zu sehen (Cevennen). Zeitschr. für die deutsche Mythol. II, S. 419. Die Früchte eines Baumes soll man nicht zählen, weil sie sonst abfallen oder verderben (Westpreussen). Treichel a. a. O., S. 55. Während des Spiels soll man sein Geld oder seinen Gewinn nicht zählen oder von andern zählen lassen, sonst verliert man. Ebenda S. 75. Beim Angeln darf man die Fische nicht zählen, sonst fängt man nichts mehr. Bartsch a. a. O., II, S. 180. Mancher Fischer lässt überhaupt keinen Fremden zusehen, so dass er die Beute nachrechnen könnte, und wird wütend, wenn einer mit dem Finger auf ihn zeigt oder auf die Boote draussen und die Fischer

---

[1]) Die Einsicht in die Druckbogen dieses inhaltreichen, hoffentlich bald erscheinenden Werkes verdanke ich der Güte des Herrn Verfassers.

in den Boten zählt. Man soll überhaupt gar nicht fragen, wohin sie gehen, um zu fischen. Heims, Seespuk, S. 142. Will der Paumary-Indianer (Brasilien) Fische fangen, so glaubt er fest, seine Absicht nicht auf dem Wasser äussern zu dürfen. Ausland, 59, S. 266. Auf gleichen Anschauungen beruht auch die Scheu vieler Völker vor jeder Zählung, überhaupt vor statistischen Aufnahmen aller Art, die schon für den König David so schlimme Folgen hatten (2. Sam. 24). Ueber die Schwierigkeiten bei der ersten indischen Volkzählung s. Ausland, 48, S. 921. In Kurdistan sollte auf Befehl der Regierung das Zählen mit Hülfe von Soldaten durchgeführt werden, aber es sammelten sich 500 kurdische Weiber und trieben letztere in die Flucht. Globus, 43, S. 384. Der unter Peter dem Grossen neuerfundene Census oder die Revision war eine profane „Schätzung des Volkes“ und galt als Versuch, diejenigen in den Dienst Beelzebubs einzureihen, deren Namen in des Lammes Lebensbuche eingetragen waren. Wallace, Russland, S. 364. Sehr ergötzlich berichtet Schwartz in der Zeitschrift des Vereins für Volkkunde, I, S. 30, über die 1875 veranstaltete Aufnahme der Schulkinder nach Haar und Augen. Das Volk glaubte, der König oder Bismark habe an den Kaiser von Russland oder den Sultan 10000 oder 40000 Kinder verspielt, und die Weigerung, die Kinder untersuchen zu lassen, führte zu tumultuarischen Scenen. — Manche Neger halten es für gottlos, dass der Mensch seine Jahre zähle, da dies ein Misstrauen in die göttliche Weisheit verrate, welche die menschlichen Schicksale lenke, eine Ansicht, die ihnen (nach Waitz' Meinung) warscheinlich erst von den Muhammedanern gekommen ist, da es auch unter den Arabern solche giebt, die es aus demselben Grunde für unmoralisch erklären, die Bevölkerung einer Stadt oder eines Landes zu zählen. Waitz, Anthrop. der Naturvölker, II, S. 190 f. Der ursprüngliche Grund jener Scheu wird aber wohl der sein, dass das Zählen der Jahre bösen Geistern Macht über das Leben des Menschen einräumt. Auch in Oldenburg darf man das Alter nicht sagen, sonst stirbt man bald. Strackerjan a. a. O., I, S. 44. — Dem Hipparchus wie dem Anaxagoras wurde die Berechnung der Sterne schwer verdacht. Plin. H. N. II, 24. Schwartz, Urspr. der Mythol., S. 14. Auch in Schwaben soll man die Sterne nicht zählen. Birlinger, Volkt. aus Schwaben, I, Nr. 499, 4. In Westpreussen begründet man das gleiche Verbot damit, dass jeder Mensch seinen eigenen Stern habe, und wenn er den mitzähle, so müsse er sterben. Treichel a. a. O., S. 65. — Bei Simrock, D. M., S. 460, klagt das Holzweibchen, es sei keine gute Zeit mehr, seit die Leute ihre Klösse in den Topf, das Brot in den Ofen zählten. Während des Kochens oder Essens soll man niemand die „Spätzlein“ oder „Knöpflein“ in die Pfanne oder die Schüssel zählen, denn so „vergönnt“ man jemand das Essen, und der Essende wird von der Speise nicht satt. Birlinger a. a. O., I, Nr. 707, 24. Vgl. Zingerle, Sitten etc. des Tiroler Volkes, S. 36 (283). In Lerbach empfing die Braut am Abend des zweiten Tages der Hochzeit von den Gästen eine „Verehrung.“ Die Braut mengte das Geld

im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann übergab sie es der Bräutigammutter, und erst am andern Morgen wurde es gezählt. Pröhle, Harzbilder, S. 10. Eingehend handelt über die Gefahren und Geheimnisse des Zählens jetzt Feilberg in der Zeitschrift des Vereins für Volkkunde, IV, S. 379 ff.

## 5. Liebezauber.[1]

Mitgeteilt von Dr. M. Landau.

XIV. 1) In der Geschichte der Inquisition in Neapel von Professor Luigi Amabile (Il santo officio della Inquisizione in Napoli (Città di Castello 1892) wird aus einem vor diesem geistlichen Tribunal im Jahre 1603 geführten Prozesse folgendes berichtet:

Zwei Zeugen sagten unter ihrem Eide aus, die Angeklagte Lella (Aurelia) d'Errico, welche fünf Jahre lang die Maitresse des Fürsten von Venosa gewesen war, hätte sich gerühmt: „Der Fürst hat mich verlassen, aber ich werde ihm etwas antun, dass er mich auf ewig nicht lassen kann, und wenn er nicht bei mir bleiben wird, so darf er auch keine Andere haben.“ Zu diesem Zwecke habe sie ihm von ihrem Menstrualblute zu trinken gegeben. Ebenso haben vier Aerzte (quattro dottori fisici) ausgesagt, die Krankheit des Fürsten sei eine übernatürliche gewesen, verursacht durch schädliche Getränke und andere Hexereien; denn das Menstrualblut ist eine Art Gift, welches tötlich wirkt, wenn nicht schnell Gegenmittel angewendet werden.

Auf Rat des als Zauberers bekannten Priesters Don Antonio Paulella wendete Lella noch einen andern Zauber mittelst eines dazu präparirten Brotes an. Wenn sie mit dem Fürsten intim verkehrte, legte sie eine Brotschnitte[2]) dentro la sua natura et azzuppata del seme dell'uno e l'atro und gab sie dann dem Fürsten in einer Sauce zu essen.

Ausserdem wendete Lella noch folgende Zaubermittel an: Sie durchbohrte zwei Wachsfiguren mit Nadeln und Nägeln und band sie mit Stricken, vergrub Haare und Nägel eines Toten vor dem Thore, durch das der Fürst in das Schloss zu gehen pflegte; an einer andern Stelle vergrub sie ein kleines Kruzifix von Messing mit einem Laib Brot; in ein Loch in der Mauer des Schlosses legte sie zwei Hufeisen und einige Bleimünzen. Dann prahlte sie: „Jetzt kann mir die Fürstin (Gattin ihres gewesenen Liebhabers) nichts anhaben. — Vom Gürtel abwärts gehört der Fürst mir, was aufwärts ist, mag ihr bleiben; mehr als einen Kuss kann sie vom Fürsten nicht haben, und wenn er nicht zu mir zurückkehrt, wird er nicht gesund werden.“ (Bd. II, S. 10, 11.)

---

[1]) U.-Q. I, 18, 19; II, 55—56; III, 4, 5, 12, 88, 174, 239, 268—269, 271—272; IV, 26, 98, 142.

[2]) Aus Anstandrücksichten habe ich die folgende Stelle nicht in's Deutsche übertragen.

2) Aus den Akten von Hexenprozessen in Nachod in Böhmen teilt Josef Svatek[1]) folgendes mit:

Im Jahre 1541 gestand die Witwe Schwidrigall auf der Folter, sie habe, um die Liebe eines jungen Knechts zu gewinnen, ihm flüssiges Hundefett zu trinken gegeben, und als dieses nicht wirkte, gab sie ihm auf Anraten einer Nachbarin, wieder Hundefett im Bier mit einem Zauberpulver vermischt. Ob diese Gabe gewirkt hat, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Aber das Endresultat war, dass die liebebedürftige Witwe auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Dasselbe Schicksal erreichte fünf Jahre später die Gemeindehirtin in Wysokow bei Nachod. Ihr Zaubermittel bestand in Schwalbennestern, welche sie den für Liebe Unempfindlichen in's Bett legen liess. Auf der Folter gestand sie ferner, sie habe, um die Abneigung eines Ehemanns gegen seine Frau in Liebe zu verwandeln, die Frau in das Bett eines Baches gelegt und ihr Haar mit dem Fett eines männlichen Schweins eingeschmiert. Dies Mittel scheint gewirkt zu haben.

---

## 6. Fuchskultus in Japan.

Von Missionar Adolph Skrzyncki in St. Louis, Ma.

Die verbreitetste Religion in Japan ist der Sin-to-Glaube, auch Kamikultus genannt. Das Wort Sin-to ist chinesischen Ursprungs und bedeutet „der Weg des Geistes". Gegenstände dieser Verehrung sind die Himmelkörper, die Elemente und alle Naturkräfte als Ausflüsse der Manifestation der Gottheit, die höchste und heiligste Verehrung geniesst hiebei die Sonne, auch die Seelen Verstorbener, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, finden in dem Rahmen dieser Religion einen Raum als Gottheiten. Aus diesem einfachen Sin-to-Glauben entwickelte sich im Laufe der Zeit durch die mannigfache Berührung mit den Chinesen eine neue Theo-Kosmogonie, die nichts anderes als eine Nachbildung chinesischer Schöpfungmythen ist. Die Götter — Kami — werden in himmlische und menschliche eingeteilt, und im Laufe der Jahre stieg die Anzahl der Kamis solchergestalt auf 3132. Die Tempel der Sin-to, genannt Mi-ia, sind einfache, mit Stroh gedeckte Hütten, ohne jeglichen Schmuck, weder im Innern noch von aussen. Das Hauptgeräte in ihnen ist ein heller Metallspiegel und ein Bündel weisser Papierstreifen als Symbole der höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenwandels, welchen der Sin-to seinen Anhängern vorschreibt. Neben dem Sin-to-Glauben ist noch der Buddhismus und Sin-to — der Ri-io-bu-sin-to, ein zweifacher Sin-to — stark vertreten, welcher seine Anhänger namentlich in den unteren Klassen zählt. In den Tempeln dieses Mischglaubens befindet sich neben dem Metallspiegel ein geheiligter Schrein, der Käfig eines lebendigen Fuchses. Der Fuchs

---

[1]) Kulturhistorische Bilder aus Böhmen, Wien 1879, S. 17.

wird von den Anhängern des Ri-io-bu-sin-to als ein gottgeweihtes Tier betrachtet. Er ist vom Inari, das ist dem Kami der Reisfelder, der in einigen Gegenden unter den 3132 Kamis einen hervorragenden Rang einnimmt, zum Range eines vornehmen Tieres erhoben, und ganz Japan, soweit es sich zum Ri-io-bu-sin-to bekennt, huldigt dem Fuchse. Grossgrundbesitzer, die reiche Reisplantagen haben, besitzen eigene Fuchstempel neben ihren Häusern und halten Priester aus, die die Aufgabe haben, dort zu beten. Den ganzen Tag über sieht man in solchen Tempeln, die klein und unansehnlich sind, einen Priester andächtig Gebete verrichten, und die beste Nahrung wird dem heiligen Tiere dargeboten. Wenn es verendet, herrscht Familientrauer im Hause, ja, eine Art Landtrauer, und mit besonderem Pompe wird es bestattet. Sofort nach der Bestattung erfolgt die Einsetzung eines neuen Fuchses, unter nicht geringerem Pompe, und gefällt es Inari, auch diesen vor der Zeit, die ihm nach dem allgemeinen Laufe der Dinge beschieden ist, einzuberufen, dann steigert sich die Trauer zur Verzweiflung und eine Massenwallfahrt wird unternommen, um die Götter zu versöhnen.

---

## 7. Die Wetterpropheten der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

I. Da der Landmann den grössten Teil des Jahres im Freien beschäftigt ist, so ist seine Tätigkeit vielfach durch den Einfluss der Witterung bedingt. Daher hat er sich daran gewöhnt, seine eigene Person, wie seine Umgebung, besonders gewisse Naturerscheinungen und das Verhalten der Pflanzen- und Tierwelt, auf das Sorgfältigste zu beobachten, um hieraus seine Schlüsse auf die Beschaffenheit des bevorstehenden Wetters zu ziehen und seine Arbeiten darnach einzurichten. Besonders sucht man die Anzeichen für eintretenden Regen, der die Arbeit im Freien oft unmöglich macht, zu ermitteln. Hirten und Fischer wissen darüber in der Regel am besten Auskunft zu geben. Neben den Anzeichen aus der Natur werden aber auch noch bestimmte Tage und Zeiten als bedeutungvoll für die Gestaltung des Wetters angesehen. Auf diese Weise hat sich eine ganze Reihe fester Bauernregeln gebildet, denen von Seiten der Landbevölkerung der grösste Wert beigelegt wird.

Ich stelle diese Wetterregeln, soweit sie für die Grafschaft Ruppin und deren nächste Umgebung Gültigkeit haben, im folgenden zusammen, ohne freilich auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Beiträge zu der Skizze haben besonders geliefert die Ortschaften: Buberow, Dreetz, Herzberg, Lichtenberg, Löwenberg, Protzen, Ruppin (Alt- und Neu-), Storbeck, Teschendorf, Walchow, Werder, Wildberg und Wulkow im Kreise Ruppin, Falkenthal im Kreise Templin, Brunne,

Fehrbellin, Lenzke und Tarmow im Kreise Ost-Havelland, Gadow und Dugenthin in der Prignitz.

Betrachten wir vorerst die wichtigsten hierher gehörigen Kalendertage. Wie die Zeit der Zwölften (von Weihnachten bis zum Dreikönigtag) in vielen anderen Beziehungen dem Volke für höchst bedeutungvoll gilt, so auch für die Gestaltung des Wetters während des ganzen Jahres; denn die einzelnen Tage bestimmen das Wetter für jeden einzelnen Monat im Jahre (allgemein). — Namentlich erhofft man am 1. Januar schönes Wetter; denn „wenn die Sonne am Neujahrtage auf den Altar scheint, so gerät der Flachs gut (allgemein.) — Von anderen Kalendertagen ist zunächst der 2. Februar von besonderer Wichtigkeit für den Landmann. Je nachdem nämlich der Bauer besonders Korn oder Flachs baut, wünscht er sich diesen Tag „dick und dunkel“, oder „hell und klar.“ Denn

„Lichtmessen, dick und trübe,
Giebt viel Korn in die Schüne“ (Protzen),

oder wie die Regel in Lenzke heisst:

„Lichtmessen, hell und klar,
Giebt ein betrübtes Jahr;
Lichmessen, dick und dunkel,
Macht den Bauer zum Junker,“ —

während es in Herzberg und Storbeck, aber auch in Protzen heisst:

„Lichtmessen, hell und klar,
Giebt ein gutes Flachsjahr.“

Ausserdem kündigt der Sonnenschein zu Lichtmessen einen strengen Nachwinter an, in dem oft Futtermangel entsteht. Daher ist es auch erklärlich, dass „Lichtmissen de Schaeper lewer den Wulf in Stall sücht as de Sünn“ (allgemein), während der Bienenzüchter vom Sonnenschein zu Lichtmessen einen reichen Honigertrag erwartet; denn „wenn Lichtmessen die Sonne scheint, so geraten die Bienen gut“ (allgemein).

Von besonderem Einflusse auf das Wetter der folgenden Tage oder Wochen sind der 22. Februar (Petri Stuhlfeier) und der 25. März (Mariae Verkündigung); denn

„Petri Stuhlfeier kalt,
Wird 40 Tage alt,“

und wenn es Mariae Verkündigung friert, so friert es noch vier Wochen (Herzberg) oder 25 Nächte (Brunne) oder 40 Tage (Buberow) hintereinander.

Mammertus, Pankratius und Servatius (11.—13. Mai) bringen die letzten Frühjahrfröste und heissen deshalb hier wie überall, „die drei gestrengen Herren“; auch den Namen „die drei Eisheiligen“ habe ich schon gehört. Auf sie muss man beim Legen der Bohnen (am besten am 10. oder 14. Mai) und der Aussaat anderer Gartenerzeugnisse die gebührende Rücksicht nehmen, damit sie nicht nach dem Aufgehen erfrieren.

Mit ganz besonderer Erwartung aber sieht der Landmann allgemein dem Tage der sieben Schläfer, dem 27. Juni, entgegen, weil

er ihm eine hervorragende Bedeutung für die Gestaltung des Erntewetters zuschreibt; denn „wenn es am Siebenschläfer regnet, so regnet es entweder sieben Tage oder sieben Wochen.“

Auch Aegidius, der 1. September, „an dem der Hirsch auf die Brunst geht,“ ist ein Wetterprophet; denn er bestimmt das Wetter für den ganzen Monat. „Geht der Hirsch bei nassem Wetter auf die Brunst, so regnet es die erste Hälfte des Monats; bei trockenem, so bleibt die erste Hälfte des Monats schön“ (Alt-Ruppin). Die zweite Hälfte des September soll das umgekehrte Wetter als die erste haben.

Ein regnerischer Michaelistag (29. September) lässt einen milden Winter erhoffen (Wulkow). Dasselbe ist der Fall, wenn es am 25. November (Katharinentag) regnet. Besonders ist an diesem Tage den Schiffern Regen erwünscht, weil dann im Frühjahr die Schiffahrt zeitig angeht. Die Wetterregel für diesen Tag lautet: „Wäscht Katharina,“ d. h. regnet es am 25. November, „so trocknet Andreas,“ d. h. so friert es am 30. November. Die Schiffer fassen sie folgendermassen: „Wenn Kathrin drögt, dann wascht se bald; wenn se aber wascht, dann drögt se ok darnach“ (Alt-Ruppin). In Neu-Ruppin heisst es vom Katharinentage:

„Wenn das Wetter ist milde und offen,
Hat man bis Neujahr keinen Frost zu hoffen.“

An die einzelnen Kalendertage reihen wir am besten folgende Wetterprophezeihungen an:

Sind die ersten Hundstage nass, so sind die letzten trocken [und umgekehrt]“ (Lenzke).

„Im Schaltjahr giebt es viele Gewitter“ [1]) (Buberow).

„Wenn der Sommer viel ‚Höhenrauch‘ hat, folgt ein strenger Winter“ (Alt-Ruppin).

Ferner hängt vom Weihnachts- das Osterwetter insofern ab, als „grüne Weihnachten weisse Ostern“ und „weisse Weihnachten grüne Ostern“ im Gefolge haben soll. — Auch das Wetter im März und Mai [2]) hat seine Vorbedeutung, da aus ihm der Bauer auf den Ausfall der Ernte schliesst: denn „Märzenschnee tut Saaten weh,“ aber „Märzenstaub ist Dukaten wert“ und „Mai kühl und nass, füllt dem Bauer Scheun' und Fass“ (allgemein).

---

[1]) Bei einem heraufziehendem Gewitter sagt man in Dreetz und auch anderwärts: „Den Beter lass beten! Den Schläfer lass schlafen! Den Esser schlag tot!“

[2]) Beim Mairegen singen die Kinder:

Mairegen, regen' mi nich natt!
Regen alle Heckschen natt,
De hinnern Pütten sitten,
De mi all de Grütt uppicken!
oder:
Mairegen, mach' mi nich nass!
Mach' alle alten Frauens nass!)
(Mach' andern Leutens Kinder nass!)
(Friesack.)

oder: Regenblatt, måk mi nich natt!
Måk alle bösen Kinner natt!
(Neu-Ruppin.)

Ein anderes Regenliedchen lautet:
Es regnet immer sächter,
Morgen kommt der Schlächter,
Es regnet immer döller,
Morgen kommt der Möller.
(Neu-Ruppin. Binenwalde.)

# 8. Quälgeister im Volkglauben der Rumänen.

Von Heinrich v. Wlislocki.

I. Die Mannigfaltigkeit rumänischen Volkglaubens wird durch eine Gleichheit in den Grundanschauungen anderer Völker beherrscht. Aber es zeigen sich uns auch wertvolle Besonderheiten, denen die vergleichende Völkerkunde und religionwissenschaftliche Forschung unbedingt gerecht werden muss. Im Folgenden wollen wir in Kürze das Kapitel der Quälgeister mitteilen, das eben allen Völkern der Erde zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Lebenbedingungen gemeinsam war und ist.

Neues weist vielleicht der rumänische Werwolfglaube auf, indem im selben nicht nur Lykanthropie und Kynanthropie mit einander eng verbunden sind, sondern er auch mehr oder weniger in den Teufelglauben hineinspielt.

Leute, die imstande sind Wolf- oder Hundegestalt anzunehmen, heissen im Rumänischen Prikolič (Prikolitsch) oder Prikulič. Ueber den Prikulitsch erzählt man sich in der Fogarascher Gegend (Siebenbürgen): Bei dem Heimfahren aus der Kirche fühlte ein Mann, dass seine Zeit gekommen sei, die Gestalt eines Hundes wieder anzunehmen, denn er war ein Prikulitsch. Er übergab daher die Zügel seinem Weibe und trat abseits. Hier schlug er nun drei Purzelbäume über einen Graben und murmelte dabei die Worte, wie man sie ihn bei der Aufnahme unter die Prikulitsche, die am Gründonnerstage vor sich geht, gelehrt hatte. Bald darauf wurde die Frau von einem grossen Hunde angefallen, den sie trotz Schreiens und Abwehrens nicht hindern konnte, sie zu beissen. Bei der Nachhausekunft sieht sie ihren Mann ihr aus dem Garten lachend entgegenkommen, bemerkt aber dabei die Fasern ihres Kleidstoffes zwischen seinen Zähnen (Schmidt, S. 84). Vierzehn Jahre lang wollte Einer in Sarata (bei Fogarasch) als Wolf ein ganzes Rudel von Wölfen angeführt haben, bis er, bei seinem Eindringen auf einen die Strasse ziehenden Mann, mit der Holzhacke einen so wuchtigen Schlag über den Schädel bekam, dass er nicht nur blutete, sondern dreimal sich überschlug, worauf er wieder Mensch wurde und jenem für das Liebewerk dankte (Schmidt, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Rumänen Siebenbürgens, S. 84). Der Prikulitsch kann von dem auf ihm lastenden, wenngleich freiwillig übernommenen Banne erlöst werden, wenn man ihn bei seinem Anfalle blutig schlägt, so dass er sich in seiner Qual dreimal überschlägt. Macht er dabei nur zwei, oder gar nur einen Purzelbaum, so ist die Erlösung misslungen; ja er ist dadurch nur noch schlechter daran, denn er muss nun stets als Halb-Wolf, beziehungweise als Halb-Hund und Halb-Mensch herumwandeln, und kann zeitweilig seine menschliche Gestalt nicht mehr annehmen. In den rumänischen Gebirgdörfern bei Mühlbach

(Siebenbürgen) trieb sich nächtlicher Weile ein solcher Halbwolf und Halbmensch kurz vor der Revolution von 1848 herum, was die Leute für ein Vorzeichen der kommenden „bösen Zeit“ ansahen.

Boshafte, jähzornige, fette Leute haben nach rumänischem Volkglauben Anlagen, ein Prikulitsch zu werden. Aber auch kränkliche Leute beiderlei Geschlechtes können Prikulitsche werden, wenn sie ihren bezüglichen Wunsch dadurch kundgeben, dass sie in der Christnacht während des mitternächtlichen Gottesdienstes, oder am Gründonnerstag auf einem Berge etwas von ihrem Blute einscharren, ihre abgeschnittenen Nägel auf solchen Kohlen, welche sie aus dem Weihrauchbecken der Kirche gestohlen haben, verbrennen und schliesslich die Kohlen mit ihrem Urin auslöschen. Ist der betreffende Mensch ein Mann, so schickt das Oberhaupt aller Prikulitsche in der nächsten Nacht zu ihm einen weiblichen Prikulitsch. Eine schöne Maid erscheint bei ihm, buhlt mit ihm und reibt ihm dann das Rückgrat mit einer Salbe ein, worauf ihm über dem After ein winzig kleiner Schwanz wächst. Ist der Kandidat aber weiblichen Geschlechtes, so wird zu ihm ein männlicher Prikulitsch in der Gestalt eines schönen Jünglings geschickt. In der nächsten Nacht wird der Kandidat zum Oberhaupt aller Prikulitsche geführt, der über alle wilden Tiere herrscht und drinnen in der Gebirgspitze des Retgesat seinen Palast hat. Er bestimmt nun, ob der Betreffende in Wolf- oder Hundegestalt Unheil anrichten solle. In der Mühlbacher Gegend heisst es, dass die weiblichen Kandidaten vom Oberhaupt der Prikulitsche selbst, in Gestalt eines schönen Mannes besucht werden; zu den männlichen Kandidaten aber begibt sich dessen wunderschöne Schwester.

Am Tage ist der Prikulitsch ein Mensch, in der Nacht aber verwandelt er sich oft in einen Hund oder Wolf, der einen auffallend kurzen Schwanz hat, und greift Menschen und Haustiere an. Um diese Tiergestalt annehmen und sich wieder in einen Menschen zurückverwandeln zu können, schlägt er gewöhnlich drei Purzelbäume nach vorwärts, beziehungweise nach rückwärts; oder kriecht durch eine solche Baumspalte, die durch Verwachsung zweier lebender Bäume entstanden ist. Durch solche Baumspalten werden, nebenbei bemerkt, auch bei den Rumänen schwächliche Kinder hindurchgezogen, damit sie wachsen und gedeihen.[1]) Leute, die Prikulitsche sind, gehen am Tage nicht gerne in den Wald, denn wenn sie eine solche Baumspalte erblicken, so können sie sich nicht beherrschen, sondern kriechen durch sie hindurch und nehmen auf einige Stunden Tiergestalt an. In Sinna (bei Hermannstadt) lebte vor einigen Jahren ein wohlbeleibter Bauer, von dem man erzählte, er sei ein Prikulitsch. Einmal fuhr er in den Wald, um Holz zu fällen. Da bemerkte er zwischen zwei verwachsenen Bäumen eine Spalte; rasch kroch er durch sie hindurch und lief als Wolf in den Wald hinein. Sein

[1]) Vrgl. H. Gaidoz, Un vieux rite médical, Paris 1892, p. 14—19. Siehe Am Ur-Quell IV. S. 79.

Knecht machte es ihm nach; weil er aber von keinem Prikulitsch mit der gewissen Salbe eingerieben worden war und daher auch kein Schwänzchen besass, so verwandelte er sich nur halb in einen Wolf. Er bekam Wolffüsse, einen Wolfkopf, seine übrigen Körperteile aber blieben die eines Menschen. Da ward es ihm Angst zu Mute, und jammernd lief er im Walde hin und her. Sein Herr kehrte zurück, nahm seine Menschengestalt wieder an und hiess ihn, durch die Spalte zurückzukriechen. Er tat es und erlangte dadurch wieder seine frühere Gestalt. Trotz der Warnung seines Herrn, erzählte der Knecht diesen Vorfall im Dorfe. Da hörte man in einer Nacht Geschrei und Jammern; die Leute sahen, wie ein kurzgeschwänzter Wolf den Knecht zerriss und dann weglief. Die Leute gingen zum Bauern, um ihn vom Vorfall zu benachrichtigen. Dieser empfing sie lächelnd, und Fetzen von den Kleidern des Knechtes befanden sich zwischen seinen Fingern, die er krampfhaft schloss. Seit der Zeit verdang sich Niemand zu ihm, selbst seine Frau verliess ihn.

Trotzdem der Prikulitsch infolge des vielen Fleisches, das er in seiner Tiergestalt verzehrt, dick und fett wird, so kommt es doch vor, dass er dieses Leben satt bekommt und die Eigenschaft, sich in einen Hund oder Wolf verwandeln zu können, gerne verlieren möchte. Nach rumänischem Volkglauben lässt er sich zu diesem Zwecke am heiligen Eliastage mit einem Eisen, das man im Weihrauchbecken der Kirche erhitzt hat, ein Kreuz in den Nacken brennen, wodurch er sein Schwänzchen und damit die Eigenschaft, sich verwandeln zu können, verliert. Der Prikulitsch kann sich jedes Mal so lange in einen Menschen nicht zurückverwandeln, bis er ein Tier nicht zerreisst und sich mit dessen Fleische nicht gesättigt hat. Oft trifft es sich, dass er eines Tieres nicht habhaft werden kann und hungrig herumirrt. Wirft man ihm dann ein Stückchen Brot hin, über das man vorher das Zeichen des Kreuzes gemacht, so verschlingt er es und erhält sofort seine Menschengestalt, verliert aber für immer die Eigenschaft eines Prikulitsches. Im Jahre 1888 wollte sich eine Rumänin aus Mühlbach von ihrem Gatten scheiden lassen, weil der seine Zeit meistens ausserhalb seines Hauses und der Stadt zubrachte. Niemand wusste, wo er sich herumtrieb. In einer Nacht kratzte etwas an der Hausthüre; die Frau blickte zum Fenster hinaus und sah da einen riesig grossen, schwarzen Hund vor der Thüre stehen. Sie glaubte, es sei der Teufel, machte das Zeichen des Kreuzes über ein Stückchen Brot und warf dies dem Hunde zu. Der Hund verschlang es und verschwand im Augenblick; vor dem Fenster aber stand weinend ihr Gatte und begehrte Einlass, denn er könne vor Hunger auf den Füssen kaum stehen. Seit der Zeit ward er ein fleissiger Mann, der seinen Hof nie unnötiger Weise verliess . . .

---

2*

## 9. Bienenzauber und Bienenzucht.

Von H. Theen-Söby.

XXI. Im Anschluss an meine früheren Veröffentlichungen über „Bienenzauber und Bienenzucht“ bringe ich nachstehend einiges weiteres Material über diesen Gegenstand zur Kenntnis unserer werten Leser.

1. Bienen, welche man sich schenken lässt, haben kein gutes Gedeihen. Schwansen.

2. Kauft man Bienen, deren Herr gestorben ist, so sterben auch die Bienen bald dahin. Dänischenwohld.

3. Für einen Sterbenskranken darf man keinen Honig hergeben, sonst sterben die Bienenstöcke aus. Steinach in Baiern.

4. Wer einen Krötenstein, d. i. versteinerter Seeigel, unter den Korb legt, dem gedeihen die Bienen wohl. Pommern.

5. Manche glauben, dass die Bienen bessere Art haben, wenn sie mit einem andern zur Hälfte gehalten werden. Hinterpommern.

6. In dieser Hinsicht sagt man aber in Schwansen: Kompanie ist Lumperie.

7. Ehe die Körbe gebraucht werden, muss man sie mit Melissenkraut, Thymian, Taubnessel oder Fenchel gut ausreiben. Schwansen.

8. Zu Speilen darf in Holstein nur das Holz von Sprickeln (Faulbaum) genommen werden; in Dithmarschen verwendet man auch Weidenholz.

9. Herrscht in der Familie ihres Herrn Unfriede, so werden die Bienen unruhig und ziehen fort. Schwaben.

10. Der westfälische Bienenvater macht seinen Immen, falls sie faul gewesen sind, im nächsten Frühjahr eindringliche Vorstellungen, indem er vor ihre Hütte tritt, und sie daran erinnert — die Bienen sind dort so klug wie die Menschen, ja sie können sogar reden — dass, „wie sie recht wohl wüssten,“ seine Kinder Honig und die Leute in der Kirche Wachs brauchen.

11. Im Aargau sagt man, die Kinder würden von den zartfühlenden Herrgottsvögelchen gestochen, wenn sie grob mit ihnen redeten, z. B. „friss“ statt iss, „verrecke“ statt stirb, „hocke“ statt setze dich.

12. Flucher und Unzüchtige werden von den Bienen gehasst und verabscheut. Schwaben.

13. Weit verbreitet ist die Sitte, dass die Bienen beim Tode ihres Herrn geweckt und von dessen Ableben in Kenntnis gesetzt werden. Einer der Angehörigen des Verstorbenen begiebt sich nach den Bienen, klopft mit dem Zeigefinger leise an den Korb, worauf die Bienen antworten. Hierauf werden die Worte des Inhaltes, dass der Hausherr gestorben sei, gesprochen. Wenn dies nicht geschieht, sterben die Bienen aus. In Holland geht man schon zu den Bienen, wenn der Bienenvater im Sterben liegt, klopft an den Korb und

sagt: „Biekens wekt, want uw meester vertrekt.“ Ist der Besitzer tot, so klopft man nochmals an den Korb und sagt dabei: „Biekens waakt, want uw meester slaapt.“[1]) In England werden in manchen Gegenden die Bienenkörbe beim Tode ihres Besitzers mit Krepp umwunden.

14. Um viele und gute Schwärme zu bekommen, bespritze man die Bienen am ersten Mai mit Ziegenmilch. Pommern.

15. Sollen sie absolut vom Schwärmen abgehalten werden, so legt man die Wurzel einer blauen Lilie in den Stock. Mecklenburg.

16. In Pommern werden nach Dr. A. Haas die Bienen durch ebengenanntes Mittel zu fleissigem Honigsammeln und öfterem Schwärmen veranlasst.

17. Um das Wegfliegen der Schwärme zu verhindern, steckt man ein Brotmesser dicht vor dem Korbe in die Erde, mit der Schneide dem Korbe zugekehrt. Lunden i. Ditm.

18. Wird die Rinde einer Eiche, welche vom Blitz getroffen wurde, im Garten aufgehängt, so fliegt kein Schwarm über den Zaun. Schwansen.

19. Sobald ein Schwarm abzieht, nehme man ein Brotmesser und stecke es dicht vor dem Korb in die Erde; die Schneide muss dem Volke zugekehrt sein. Wird das Messer umgedreht, so fliegt der Schwarm weg. Angeln.

20. In Westfalen spricht man beim Schwärmen:

Imme, du maut mi nitt verlaten,
Ick maud bruken dine raten,

und sind die Bienen aufgeflogen:

Imme kuem heraf un brenk ues huonich un wass,
Et wass for de hillgen un et huonich for uese kinner.

21. In Schwansen spricht man, während man mit einem offen gehaltenen Sack drei Mal um die Bienen geht:

Bienchen, Bienchen,
Setz' dich auf das Bienchen,
Setz' dich auf das grüne Gras,
So wirst du vom Tau und Regen nicht nass. † † †

22. Daselbst hörte ich auch folgenden Spruch:

Imm, Drahn und Wiese,
Ick verbeh ju Bäum, Kark und Hüser,
Sett ju in dat Gras,
Dragd Honig und Was. † † †

23. In Lunden:

Bien' und Wies',
Setzt euch an Baum und Ries,
Setzt euch an Lov und Gras
Und traget ein Honig und Wachs. † † †

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Vrgl. F. Vogt, Mitt. d. Schlesischen Gesellschaft f. Volkkunde. 1894. S. 13: „Ihr lieben Bienen seid getrost, ihr seid nun euren Herren los.“

# 10. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

X. Sehr beliebt sind Spottverse.

Zunächst geben dazu schon die Namen Anlass. Jedes Kind wird mit seinem Namen geneckt. Manche unter diesen Reimen tragen ganz altertümliche Formen, z. B. folgende auf „Jan“:

Een, twe, dre, veer, fief, ses, seven,
Jan mit der Boksen kan nig leven,
Jan mit der Boksen het en Kind,
Is gebaren in den Wind,
Het en Kopp as en Ko,
De hört Jan mit der Boksen to.

Oder:

Jan, spann an,
De Katte voran,
De Muus der achter her,
Bet vor usen Naber sin Dör.

Vrgl. Frischbier, S. 74, Nr. 281—83; Wegener, Volktüml. Lieder III, S. 259, Nr. 900, 904.

Der letzte Vers könnte einen tieferen Hintergrund haben. Er heisst in andern niedersächsischen Strichen:

Johann, spann an,
Drei Katzen voran,
Drei Mäuse vorauf,
Johann oben drauf,
Den Blocksberg hinauf.[1])

In der Grafschaft Ruppin erscheint dieser Volkreim als Rätsel für den grossen Bären (cf. Haase, Zeitschr. f. Volkkunde, 1893, S. 71).

Auch die Reime auf Hinnerk sind altertümlich:

Hinnerk, Binnerk, Botterbrod,
Sleit den armen Ossen doot.
Krigt he 'n in de Kulen,
Het he wat to pulen,
Krigt he 'n in den Kiepsak,
Het he alle Dage wat.

Oder:

Hinnerk, Binnerk, Botterbrod,
Sleit de Lüs' mit 'r Tangen doot,
Wilt se denn nig knappen,
Sleit he se an de Bakken.

Auch der Reim auf Anna trägt einen altertümlichen Charakter:

Anna Panna Pikkelmuus,
Kem alle Dage in use Hus,
Woll mit us wat eten,
Har 'n Lepel vergeten,

---

[1]) Grote, a. a. O. S. 414, Nr. 81.

Smeet 'n in de Aschen,
Mot en wedder waschen.
Kreeg en wedder 'rut,
Da was dat Eten ut.

Andere Spottverse auf Namen haben wenig Interesse, z. B.:

Harm — sla Barm,
Sla Bottern in de Karm,
Sla dik, sla dunn,
Sla Bottern in de Tunn.

Auf den Cheruskerfürsten Hermann bezieht sich folgendes Volklied:

Harmen,
Sla Larmen,
Sla Piepen,
Sla Drummen,
De Varus will kummen,
Mit Stoken un Stangen,
Will Harmen affangen,
Sla een, sla twee,
Sla den Düwel in de Knee.

Das Lied scheint noch mehr Verse zu haben; ich habe sie aber nicht mehr feststellen können. S. Niederdeutsches Liederbuch, S. 58, und dazu die Anmerkung S. 104, 105; Raabe, S. 176; Urdsbrunnen, Jahrg. VI, S. 179; Volktüml. Lieder III, S. 257, Nr. 896.

Oder:

Aleid, de Katt kleit,
De Hund de bitt, egittegitt.

Oder:

Eduard, dat Kind dat blaart.

Oder:

Lisbeth — de Kool is fett,
De Klümp sund gaar,
Gif mie 'n Paar.

Auch körperliche Gebrechen werden vom Spott nicht verschont. So geht auf einen Stotterer folgender Vers:

Stäterbük Harm,
Maak den Kool warm,
Sett 'n up den Disch,
So wart he wedder frisch.

---

# 11. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

IV. Kirchgang der Mutter. Wöchnerinnen dürfen am Montag, Freitag und Sonnabend nicht zum ersten Male aufstehen. Stettin. — Wöchnerinnen binden sich, so lange sie noch nicht zur Kirche gewesen sind, einen roten Wollfaden um das Handgelenk, um gegen

Hexerei geschützt zu sein. Auch dürfen sie sich nicht ausserhalb des Hauses blicken lassen, weil ihnen leicht ein Schabernack angetan werden könnte. Knoop Nr. 20. — Wenn die Wöchnerinnen beim Kirchgange am Altar den Segen empfangen haben, gehen sie hinter dem Altar herum und werfen dort die in Leinwand eingewickelte Nabelschnur des Kindes hin; dann wird das Kind nicht vergêtsch (vergesslich), oder es bekommt keine Bauchschmerzen[1]). Landechow bei Belgard. Dr. A. Brunk. — Beim Kirchgange einer Wöchnerin war es früher allgemeine Sitte — in einzelnen Fällen besteht die Sitte noch jetzt — dass die Mutter mit den weiblichen Paten und eigens dazu eingeladenen Frauen um den Altar ging und ein Opfer brachte. Das Opfergeld aller opfernden Personen gab die Wöchnerin. Während dieser Feierlichkeit wurde als Opfergesang gesungen: „Lobe den Herrn". Befanden sich unter den Paten unehrliche weibliche Personen, so durften sie nicht mit um den Altar gehen; von diesen sagte man: De gehören hinner't Kirchedöhr. Puddenzig. R. Gehm. — Wenn die junge Mutter ihren Kirchgang gehalten hat, muss sie, nach Hause zurückgekehrt, ihren Mantel und ihr Gesangbuch auf die Wiege des Kindes legen. Dadurch geht der Segen, mit welchem die Mutter aus der Kirche entlassen ist, auch auf das Kind über. Rügen. — Ueber den Kirchgang einer Sechswöchnerin in Stralsund um das Jahr 1520 siehe später im Abschnitt V d.

## 12. Morgengruss
### aus der Piemonteserkolonie Pinache bei Pforzheim.

Mitgeteilt von Otto Heilig in Heidelberg.

| | Hochdeutsch: |
|---|---|
| Bu schür Luljāna, | Guten Tag, Julianne, |
| Lu dschuōn é vōng-gü, | Der Morgen ist gekommen, |
| La vīga, la fāva, | Die Wicke, die Bohne, |
| Li bē sūn battü. | Die Erbsen sind gedroschen. |

## 13. Zum Folklore über die Frauen.

Von Ludwig Fränkel.

Unser Krauss hat bei mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern die wichtige folkloristische Frage der kulturgeschichtlichen Stellung des Weibes und seiner täglichen und besonderen Gewohnheiten u.s.w. herangezogen: III 47; IV 150 f.; Innenseiten der Umschläge zu IV, Heft 1—4. Namentlich an das umfängliche und gediegene Werk „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" von Ploss (neue Be-

[1]) Anderswo wird die Nabelschnur getrocknet und sorgfältig aufbewahrt. Wenn alsdann jemand in der Familie krank wird, bricht man ein Stück von der Nabelschnur ab, stösst es zu Pulver und giebt dies dem Kranken ein. Jahn Nr. 552.

arbeitung von Bartels, Leipzig 1891) sollen sich Nachträge anlehnen wie die als letzte Gabe der Feder unseres Altmeisters Felix Liebrecht entsprungenen Bemerkungen zur Geschichte der Frauen in der „Germania. Vierteljahrschrift für deutsche Altertumskunde“, Bd. 35—37, auf die Dr. L. Scherman Urquell IV, 235 hinwies. Zwei neuerdings in der Pikanterien suchenden unmedicinischen Laienwelt durch allerhand Buchhändlerspekulation (Prospekte, Auszüge, Schaufensterplakate) weit verbreitete Schriften eines Dr. H. Schroeder mögen den Interessenten genannt sein, weil sie gar mancherlei für den Forscher verwertbares Material enthalten, andererseits aber ohne genügende Belege und authentische Fassung; zudem werden alle einschlägigen Mitteilungen des in mysteriösem Dunkel verharrenden Verfassers sehr einseitig vorgetragen. Die Titel der beiden, bei Max Spohr in Leipzig erschienenen Bücher lauten: „Die Vorbeugung der Empfängnis aus Ehenot“ und „Die Gesunderhaltung in der Ehe“; vom ersten liegt mir die 3., vom zweiten die 5. Auflage, beide von 1892, vor. Vergleichshalber mögen immerhin nachgeschlagen werden: aus der erstgenannten Schrift S. 3—19 (Kinderzahl-Beschränkung bei uncivilisierten und Kulturvölkern), S. 43—48 (die Oneida-Sekte), 84, 86, 99, 104; aus der anderen S. 6—8 und 11 ff. (Geschlechttrieb), 47—50 (Blutverwandtschaft), 116 ff. u. ö. Uebrigens wiederholen sich zum Teil, besonders über Conceptionverhinderung, Angaben in beiden Veröffentlichungen.

---

## 14. Seelenspeisung bei den Weissrussen.

Von Th. Volkov in Paris.

Bezüglich des bei allen Völkern verbreiteten animistischen Glaubens, dass Verstorbene der Nahrung bedürfen, zeichnet sich der weissrussische durch seine Ausführlichkeit aus. In Weissrussland glaubt man, dass die Urahnen, Grosseltern, Eltern u. s. w. ihre Kinder an der Totenfeier, Ende Oktober, am Dmitrow-Sonnabend zum Gastmahle besuchen, wenn man für sie eine Seelenmesse hat sagen lassen. Manche Hausfrauen stellen, nachdem sie den Tisch rein gedeckt haben, an diesem Tage auf den Tisch volle Schüsseln von Allem, was sie für das Mahl bereitet haben, auf, und die ganze Familie steht andächtig einige Zeit um den Tisch herum, um die Verstorbenen von Allem geniessen zu lassen, und erst dann setzt man sich zu Tische. Man sagt, dass es solch Erwählte giebt, die alle ihre verstorbenen Verwandten wie Lebende am Tische zu sehen gewürdigt waren. Aber diese Auserwählten müssen sich dazu vorbereiten: nämlich, sie dürfen das ganze Jahr vorher nicht lachen und nur sehr wenig sprechen. Wenn die Hausfrau sie zu sehen wünscht, darf sie den ganzen Vormittag und die Zeit bis zur Entfernung der verstorbenen Gäste kein Wort aussprechen. Man sagt, dass eben eine von ihnen, die das Gelübde des Schweigens gehalten hatte, ihre Grosseltern wie Lebende in das Haus hereinkommen sah. Unglücklicherweise schrie sie vor

Freude in dem Augenblicke auf, wo sie eintraten, und alle Gäste vom Jenseits waren im Nu dahin. Folgende Geschichte erzählt uns noch mehr naiv von einem misslungenen Versuch der Alten (wie die Verstorbenen genannt werden), in ihrer Familie zu Mittag zu essen:

Der Hausvater einer Familie wollte durchaus seine Alten, d. h. seine verstorbenen Urahnen, Grossvater, Vater und Onkel beim Mittagessen am Allerseelen-Sonnabend zu Gast haben. Während des ganzen Jahres lachte er nicht und schwieg meistenteils. Endlich sieht er, als seine Mutter alle Schüsseln mit warmen Gerichten auf den Tisch gestellt, dass durch die Rauchfangöffnung im Dache seines Hauses sein Vater, Grossvater und Urgrossvater hereinkriechen und sieht sie sich an den Tisch hinsetzen; aber sein Onkel, der auch diesen Weg nehmen wollte, wurde durch eine Egge verhindert, die er mit sich schleppte; diese Egge hatte er noch bei seinen Lebzeiten gestohlen, und da er diese Sünde seinem Beichtvater nicht gestanden hatte, musste er sie in die andere Welt mitnehmen. Dieser Umstand, dass sein Onkel die Egge nicht durch das Rauchloch hinüberziehen konnte, schien unserem Hausvater so ergötzlich, dass er laut auflachte. Sogleich entflohen alle seine Alten vom Hause durch dasselbe Loch hinaus, ohne vom Mahle der gastfreundlichen Wirtin genossen zu haben.

In einigen Gegenden besteht der Brauch, an diesem Tage die verstorbenen Alten so zu bewirten: Die Hausfrau legt aus jeder Schüssel von jedem Gerichte etwas auf einen hölzernen Teller, der Hauswirt giesst darüber ein wenig Branntwein, und man stellt diesen Teller ans offene Fenster für die unsichtbaren Gäste.[1])

Eine Variante der oben citirten Erzählung finden wir auch in der Ukraine,[2]) aber dort ist sie weniger umständlich und da sie im Gouvernement von Cernihov aufgeschrieben, kann man wohl voraussetzen, dass sie aus dem benachbarten Weissrussland entlehnt ist. Es ist um so mehr wahrscheinlich, da es in der Ukraine sogar kein Volkbrauch ist, am Dmitrow-Sonnabend das Gedächtnis aller Toten zu begehen; wie bei allen andern Slaven[3]) (die Grossrussen ausgenommen) gedenkt man der Toten bei ihnen hauptsächlich am Thomas-Samstage (nach Ostern) nur damit, dass man bei den Gräbern selbst speist und trinkt, rote Eier in die Grabhügel eingräbt und Branntwein darauf giesst.

Man hätte viel mehr Grund, den Zusammenhang dieser weissrussischen Bräuche mit dem Totencultus bei den Littauern zu suchen. Ueber den Allerseelentag und die Bewirtung der Verstorbenen erzählt der Reisende Johann Arnold Brandt noch im XVII. Jahrhunderte folgendes: „Dannenhero etliche unter ihnen gar heimlich den 4. Jan. St. N. auf aller Seelen tag einen langen tisch mit ihren gewöhnlichen besten speisen versehen, in einer verschlossenen stube anzurichten

[1]) Mitteilungen der K. Russisch. Geographisch. Gesellsch. V, 1873, S. 63.
[2]) Dragomanov, Kleinrussische Volklegenden und Erzählungen, Kiev, 1876, S. 66.
[3]) Schapkarev, Sbornik, III, 148; Marinov, Živaja Starina III, 271—272; Sacharov Skazania russkaho naroda Bd. II [Ausg. 1849], Buch VII, S. 98 usw.

pflegen, sagend in ihren sprach: Müs fi weezäke dwefely melami, das ist: Wir speisen der Voreltern Seelen. Gehen darauf hinaufs, lassen die speise die nacht über stehen. Morgends wird die thür wiederumb geöffnet, finden sie nun obgemeldete speisen ohnverzehret, deuten sie es vor ein sonderbahres glück und segen ihren früchten, viehs und dergleichen; wo nicht, befürchten sie sich hefftig eines künftigen Unglücks, das ihr vieh, äcker und dergleichen überfallen werde."[1])

Heut zu Tage begeht man in Littauen die Totenfeier gewöhnlich den 21. Okt. (2. Nov.), am Allerseelentage.

Als eine gewisse Analogie zu diesem weissrussischen Glauben erscheinen die Bräuche, Brot unter den Tisch zu werfen, Brotkrumen, die vom Tische fallen, nicht auszufegen u. s. w. deswegen, weil die Seelen der Verstorbenen sie dort auflesen und essen.[2])

---

## 15. Der Lirnik bei den Kleinrussen.

Von J. Robinsohn in Wien.

Was die Guslaren für die Südslaven, bedeutet der „Lirnik" für die galizischen Slaven, besonders die Kleinrussen oder Ruthenen. Den Namen hat der Lirnik von seinem Instrumente, womit er den Gesang begleitet, das wie die antike Lyra zwar auch mit Saiten bespannt ist, aber im Uebrigen eine eigenartige Konstruktion besitzt. Der Resonanzboden, der die Saiten trägt, hat die Gestalt eines Violinkörpers und ist an der einen Schmalseite mit einer Kurbel versehen, durch deren Drehung die Saiten schwirrende Töne hervorbringen, denen der Lirnik durch Streichen mit den Fingern eine eintönige, klagende und ergreifende Melodie entlockt, die für alle Gesänge gleich bleibt. Auf den Wegen, wo an Sonn- und Feiertagen das Landvolk in die Stadt strömt, bei der Kirmess (odpust), an Wallfahrtorten, überall stellt sich der Lirnik ein, und bald umgiebt ihn eine lauschende Menge, der er für eine kleine Gabe seine Lieder vorträgt, in denen er bald vom Strafgerichte Gottes erzählt, das die böse Stiefmutter getroffen, oder von der Mutterliebe singt, die selbst die tiefste Kränkung nicht auszulöschen vermag; mit Freuden empfängt das alte Mütterchen ihren Sohn wieder, der mit Verachtung ihre Warnungen zurückgewiesen, als er, ein stolzer Jüngling, unter die Soldaten gegangen, und jetzt an Leib und Seele gebrochen an der Krücke seiner Heimat zuhinkt. Manches Herz wird da durch den traurigen Inhalt und die noch traurigere Weise gerührt, und manches Auge füllt sich mit Tränen. Eines dieser Lieder, das ich aus dem Munde eines Lirnik bei Brody aufgeschrieben, möge nun folgen:

---

[1]) Reisen durch die Marck Brandenburg, Preussen, Churland usw., Wesel 1702, pag. 81, cit. bei Wolter, Materialien für Ethnographie der Littauerstämme, S. Petersb., 1890, S. 94. [2]) Liebrecht, Volkkunde, 399; E. H. Meyer, German. Mythologie, 73 f.; Steinmetz, Ethnolog. Studien I, 150 ff.

Syritka.

I. Pomer oteć, maty
Distały sia dity
Distały sia dity
Syrity na wiky.

II. Oj, piszła syrota,
Po świti błukaty,
Po świti błukaty,
Mamuńci szukaty.

III. Zdyban jeji Hospod Boh,
Stau sia jej pytaty:
‚De ty idesz syroto?‘
„Mamuńci szukaty.“

IV. ‚Oj, ne idy syroto,
Bo dałeko zajdesz,
Bo dałeko zajdesz,
Mamuńci ne znajdesz

V. Bo twoja mamuńcia
Na wysoki hori,
Na wysoki hory
A w łyżaszczim hrobi.‘

VI. Oj, piszła syrota,
Taj stała płakaty,
Stała sia do neji,
Mamuńcia obzywaty:

VII. „Ach, chto tam płaczy,
Tam na mojim hrobi?“
„Ach, to ja mamuncia,
Wozmit mene ku sobi.“

VIII. „Tu ne ma syroto,
Ni jesty i ni pyty,
Tylko prykazano,
W serij zemli hnyty.

IX. Nech tobi maczucha,
Hołowońki zmyje,
Hołowońki zmyje,
Soroczeczki wszyje.“

X. „Szcze meni maczucha,
Hołauky ne zmyła,
A wześ mni maczucha,
Wiazy nakrutyła.“

XI. Taj zisłau Hospod Boh,
Dwa anheły z neba,
Taj wziały syrotu,
Wysoko do neba.

XII. Taj zisłau Hospod Boh,
Dwa szatany z pekła,
Taj wziały maczuchu,
Hłyboko do pekła.

XIII. Taj pływaj maczuchu,
Majesz płac szerokij,
Taj pohlań maczucho,
Jakto Boh wysokij.

Die Waise.

I. Gestorben sind Vater und Mutter,
Zurückgeblieben die Kinder,
Zurückgeblieben die Kinder,
Waisen für immer.

II. O es ging die Waise,
Um in der Welt zu irren,
Um in der Welt zu irren,
Das Mütterchen zu suchen.

III. Da traf sie der Herrgott
Blieb stehen um sie zu fragen:
‚Wohin gehst du, o Waise?‘
„Mein Mütterlein suchen.“

IV. ‚Geh doch nicht o Waise,
Weithin wirst du gehen,
Weithin wirst du kommen,
Dein Mütterlein nicht finden.

V. Denn dein Mütterlein
Ist hinter hohen Bergen,
Hinter hohen Bergen
In dem tiefen Grabe.‘

VI. O es ging die Waise,
Blieb stehen und weinte,
Da begann zu ihr,
Das Mütterlein zu sprechen:

VII. „Ach wer weint dort,
Dort auf meinem Grabe?“
„Ach, ich bin's, Mütterchen,
Nimm mich doch zu dir.“

VIII. „Hier giebts, o Waise,
Weder Trank noch Speise,
Hier muss man lediglich
In der Erd verwesen.

IX. Geh, es wird die Stiefmutter
Dir das Köpfchen waschen,
Dir das Köpfchen waschen,
Ein Kleidchen aufnähen.“

X. „Noch hat die Stiefmutter
Mir nie den Kopf gewaschen,
Aber schon hat die Stiefmutter
Die Flechten mir gerauft.“

XI. Da schickte der Herrgott,
Zwei Engel vom Himmel,
Und sie nahmen die Waise,
Hoch mit in den Himmel.

XII. Und es schickte der Herrgott
Zwei Teufel aus der Hölle,
Und sie rafften die Stiefmutter
Tief in die Hölle.

XIII. Da schwimm nun Stiefmutter,
Hast ja einen Platz, einen breiten,
Und erkenn Stiefmutter,
Wie hoch Gott ist. —

## 16. Makamen Minneheischender in Bosnien.

Mitgeteilt von Krauss.

In Bosnien und im Herzogtum war unter türkischer Herrschaft türkische und arabische Dichtung sowohl inhaltlich als der Form nach, sowohl durch Sing- als Vortragweisen auf dem besten Wege, mit der echtslavischen um den Rang zu streiten. So manche stereotype Beschreibung und Schilderung in Guslarenliedern der Moslimen erscheinen als blosse Uebersetzungen orientalischer Vorbilder. Auch die launige, für den individuellen Witz besonders geeignete Makame fand bei den Slaven Eingang, namentlich in Trinksprüchen und Glückwünschen. Mehr oder weniger, je nach der dichterischen Begabung und dem Phrasenvorrat des Sprechers variirt der Inhalt der einmal feststehenden Stücke. Dies ist ebenso der Fall bei den Makamen, die verliebte Burschen bei ihren Mädchen fensterlnd aufzusagen wissen. Wenn der Minneheischende zu derbe Neckereien vorbringt, trifft ihn des Mädchens Tadel, doch selbst solche Rede und Gegenrede bewegt sich im hergebrachten Geleise, aber der Gedankengang ist bei aller Verworrenheit ganz klar, der Bursche will des Mädchens froh werden. Im Zustand hoher geschlechtlicher Erregtheit schwätzt man baren Unsinn zusammen. Es ist ja so ziemlich gleichgiltig, was man spricht, wenn es nur zum Ziele führt. Für den Unbeteiligten ist darum das Treiben Verliebter meistens lächerlich und langweilig, aber das Ewigweibliche macht auch Weise zu Narren, warum nicht bosnische Burschen?

Nachfolgende zwei Makamen zeichnete für den Urquell Herr Thomas Dragičević voriges Jahr in Rogatica an der Drina auf. Der Moslim wie der Christ bedienen sich der gleichen Makamen. Ich gebe im Anschluss an die Vorlagen wörtliche Verdeutschungen, weil sie vielen Lesern lieber sein dürften als eine noch so gelungene Nachdichtung in Reimen.

I. Tako mi lonca i vatre, volim te više neg oca i mater — pogledaj u me, evo ti june — pogledaj još, evo ti groš. — Džan džanija srce i janjija — ti si dušo slagja neg prva buranija — gledajući oči tvoje kod mene su muke moje. — Ti slatka sladijo ko ti je tako slatko ime nadijo? — Handžar mu se nož u srce zadijo, jer te je Bog tako stvorijo! — Hem! na oči, bolje za noći, — da mi je srce lubenica a nož ledenica — ja bi sebe davno ubo gdje ne mogu tvoje lice griskati — a ovako se Bogu molim, da se s tobom razgovorim — da mi Bog da dobro ćebe i u ćebe tebe, — da se zaturim tobom — pa ako ne bi mjesta imao — makar bježa klanici na rastovoj podnici, na ježevoj kožici — pa da vidiš onda, kako se dvije duše guše a kako se oči mute — a ti nemoj dušo majke slušati — jera da je tebi znati kako ti je dušman mati ne bi s njome legla spati.

II. Ja kako si dušo tanka po pasu, tako ti se tvrdo oklinjem, tako mi one žive vatre, što iz nje voda kaplje — pregriza bi te po

pasu baš ko miš kajasu. — Kaka si pogleda po boku pregrizo bi te zubom ko miš tikvu od oku — svu bi te pojeo do govana a govna bi ti mati ostavijo [Skine kapu pa reče:] Daj mi Boga ti malo pišni, da začinim babi ćorbu (ili nani taranu)! [Ona:] Uh! kako ti nije sramota tako kazati? — A ti ako si jači, Bog je svači! — [on:] Nemoj tako zlatna kokoši kalajli papaka, jer se nije vami vjerovati, — ko god nije jeo nove žare on ne more znati djevojačke dubare — a meni je za nevolju tebe govoriti, jere sam sirim — oca sam udo a nanu prodo — a kuću sam fala Bogu načinio na dva boja, samo doduše pendžeri su u žari a baš nezgodan nisam komada do za vrata hljeba ni zalogaja — za oto sam se bio rasrdio te sam oca udo a majku prodo pak sam neku večer ošo, da tražim one stvari što miši ne će. Nana mi spavaše a oca sam bio svezao za tvrdu dlaku. Kat se ja oko pola noći povrati, stoji lupa po kući! Otac se otrgo i žalostno mi majku pogazio. Eto dušo sad ovo: ako hoćeš, evo ja, ako ne ćeš, z Bogom džidžo, ode ja!

I. So wahr mir Topf und Feuer, mehr als Vater und Mutter bist du mir teuer! Schau mich an, da hast du ein Oechslein, schau noch einmal, da hast du einen Groschen. Du Pflaume, (beste) Pflaume, du Herz und Einzige! Du bist mir, Seele, lieber als die ersten grünen Fisolen. In deine Augen schauend, wie entstehen in mir meine Qualen! Du süsses Süssgöschle, wer dir einen so süssen Namen zugeteilt, dem soll sich ein Hirschfänger, ein Messer ins Herz verfangen; denn Gott hat dich so erschaffen! Hem! je mehr du in die Augen mir stichst, desto besser erscheinst du für den Nachtgebrauch. Wäre mein Herz eine Wassermelone und das Messer ein Eiszapfen, ich hätte mich schon längst erstochen, weil ich dein Angesicht nicht anbeissen kann[1]), so aber flehe ich zu Gott, es sei mir vergönnt, mit dir zu plaudern, damit mir Gott einen guten Kotzen gewähre und im Kotzen dich mit drin, auf dass ich mich mit dir belade, wie der Arme mit dem Schnappsack, und sollte ich keinen Platz finden, soll ich meinetwegen in den Stall flüchten müssen auf eichene Bretterung auf ein Igelfellchen hin, und da tätst du sehen, wie zwei Seelen gewürgt und wie Augen getrübt werden; du aber, Seele, folg nicht dem Mütterchen; denn wüsstest du, was für ein Feind dir deine Mutter ist, du würdest dich nicht mit ihr schlafen legen.

II. Ei Seele, wie bist du schlank im Leibe, so schwöre ich dir wahrhaft, so wahr mir jenes lebendige Feuer, aus dem Wasser träufelt[2]), ich tät dir den Leib entzweibeissen, wie die Maus den Leibgurt! Wie erhebt mich der Anblick deiner Lenden, ich tät dich mit dem Zahn zerbeissen, wie die Maus die Kürbisflasche von einer Mass. Ganz tät ich dich aufessen bis zum Dreck, den Dreck aber liess ich für deine Mutter zurück. [Er zieht die Mütze ab und spricht:] Geh,

---

[1]) Für ‚das Beilager ausüben‘ sagt man verblümt lice obljubiti (das Angesicht abherzen), ohne Bisse gibt es aber keinen Liebegenuss beim Bauern. [2]) Dieses seltsame Feuerzeug ist ihm angeboren.

so Gott dir helfe, piss ein Bischen hinein, damit ich dem Vater die Suppe würze (oder: der Mutter die Loksch)[1]. [Sie:] Pfui, wie schämst du dich nicht, so was zu sagen. Und wenn du der stärkere bist, so ist doch Gott jedermanns. [Er:] O, nicht doch so, du goldene Glucke mit zinnernen Pfötchen; denn euch ist nicht zu trauen. Wer nicht heisse Glut geschluckt, der kann der Mädchen Schliche nicht wissen, ich aber muss in meiner Not so reden; denn allein mache ich meinen Käse; den Vater habe ich ausgeheiratet, die Mutter verkauft und ein Haus habe ich, Gott sei Dank, zwei Stockwerke hoch erbaut, nur die Fenster sind, die Wahrheit zu sagen in der Glut und ein armer Schlucker bin ich just auch nicht, . . Stücke bis hinterm Hals, Brot keinen Bissen (im Haus), darum also geriet ich in Zorn und heiratete den Vater aus, verkaufte die Mutter und bin jüngsthin abends fortgegangen, um jenes Ding zu suchen, das Mäuse verschmähen[2]. Die Mutter schlief mir, den Vater aber hatte ich an seinem steifen Haar[3] festgebunden. Als ich um Mitternacht heimkam, gab es ein Getöse im Hause, der Vater hatte sich losgerissen und mir die Mutter jämmerlich niedergetreten. Nun denn, (meine) Seele, das ist die Frage: bist du willens, hier bin ich, magst du nicht, dann, du Püppchen, mit Gott, ich troll mich schon!

---

## 17. Slovakische Rätsel aus Nagy Kosztolány.

Mitgeteilt von A. Herzog.

1. Horách som sa narodila, v tovarni som sa vystrojila, na rukach sa pestujem a plačem. (Husle.)

(Im Walde bin ich geboren, in der Werkstatt habe ich mich ausgestattet, auf den Händen trägt man mich herum, und ich weine.) (Geige.)

2. Zelena som tráva, neni som, žlta som, a vosk neni som, trvda som, kost neni som, sladka som, mad neni som. (Mikva.)

(Grünes Gras bin ich, bin ich nicht, gelb bin ich, und Wachs bin ich nicht, hart bin ich, Bein bin ich nicht, süss bin ich, Honig bin ich nicht.) (Möhre.)

3. Dziva je lebo jak živ, čo svet stoji nedohonil hu smrtelneho človeka zrak, že sa ale ludskich úst neboji presvečiš sa chodár hedi, prehovoriš na nu hlasom peknim volade skalach alebo horach

---

[1] Eine mit Rahm angemachte dicke Mehlspeise, eine Art Loksch. [2] Den Namen dieses merkwürdigen Dinges enthält kein Schulwörterbuch. Die deutschen Benennungen des „Dinges" gibt mit breitem Behagen Dr. Joseph Hyrtl in seinem Buche: Die alten deutschen Kunstworte der Anatomie, Wien 1884, S. 51 und 137 zum besten. Obstupuere omnes intentique ora tenebant! [3] Diesen neuen Ausdruck für die unter 2) auf der vorhergehenden Seite angedeutete Sache kann man jenen anreihen, die Hyrtl a. a. O. S. 171 aus dem deutschen Sprachschatz zusammengestellt hat.

alebo volaš na nu hlasom spevním, zajiste sa ci ohlasi takim hlasom jakim ti hlasom na nu zavolaš. (Ozvena.)

(Wild ist sie, wie lebend, solang als die Welt steht, hat sie keines sterblichen Menschen Auge eingeholt, aber dass sie sich vor Menschenmund nicht fürchtet, überzeugen wirst du dich, wann immer, sprichst du sie an mit schönem Ton, sei es auf Felsen oder im Wald, oder rufst du sie an mit singendem Ton, gewiss wird sie sich dir anmelden, mit solcher Stimme, mit was für Stimme du anrufst.) (Widerhall.)

---

## 18. Polnische Lieder.[1]

Von A. Treichel.

### 6. Vom Hasen.

1. Siedzi sobie zając pod miedzą,
A myśliwi o nim nie wiedzą.
Myśliwi psy po polu rozpuścili,
Krzyki, łoskot uczynili:
A był tam kot, był tam kot.

2. Jest to chłopskie udanie,
Siedzi sobie stary zając mości panie.
Rano sobie siedział w życie
A z wieczorem sobie zmykał w skrycie.
Czém prędzéj, czém prędzéj.

3. Rospuścili charty ze zmyczą,
Oni myślą, że mnie uchwyczą.
Oni mowią: sasa, sasa,
Ja czém prędzéj zmykł do lasa;
Już ja pan, już ja pan.

### Vom Hasen.

1. Sitzt ein Hase hinter der Furche
Und die Jäger von ihm nichts wissen.
Die Jäger die Hunde auf's Feld forttreiben,
Ihr Geschrei das Echo ruft raus;
Aber es tönt da: Katze, ja, Katze!

2. Das ist ja die Einbildung beim Menschen.
Noch sitzt da der Hase, der alte, der gnädige.
Des Morgens sitzt er im Roggen
Und des Abends er eilt zum Versteck,
So schnell als nur möglich, ja, möglich!

3. Sie treiben die Windhunde mit Gewalt,
Sie glauben, dass sie mich fangen,
Sie rufen ihr altes ſsaſsa;
Ich eile gar schnell in den Wald,
Schon bin ich der Herr, dort ich der Herr!

### 7. Vom Sperling.

1. Lata ptaszek po ulicy
Szuka ziarnka i pszenicy;
A ja tańczę w kole
I wybieram, kogo wolę

2. Mój miły wlazł na murek
Wyżarł [tam mi wszystck] żurek;
A ja tańczę w kole
I wybieram, kogo wolę.

3. Wlazł mi [potém] do komory
Żżarł mnie [prędko] cztéry woły;
A ja tańczę w kole
I wybieram, kogo wolę.

### Vom Sperling.

1. Flog ein Vögelchen über die Strassen,
Suchte Körner und Weizen.
Und ich tanze im Kreise
Und ich suche, wen ich mag.

2. Mein Liebling kroch auf den Heerd,
Frass da mir alle Sauersupp'.
Und ich tanze im Kreise
Und ich suche, wen ich mag.

3. Kroch dann mir in die Kammer,
Frass auf mir bald vier Ochsen.
Und ich tanze im Kreise
Und ich suche, wen ich mag.

Das [Eingeklammerte] ist Conjectur des Versmaasses wegen und war im Originale nicht vorhanden.

---

[1]) Siehe: Am Urquell V. S. 49 ff.

## 19. Der Wolf zahlt mit der Haut.

Eine chassidische Sage aus Galizien.

Mitgeteilt von Akiba Nagelberg.

Der Bal-Schem[1]) fleg im Winter geh'n zum verfrojrynym Wasser alle Tug ün hat ausgehackt das Eis ün hat sich getojwylt[2]). Wenn er fleg arausgeh'n von dem Wasser ün sich stellen auf dem Eis, flegen ihm die Füss' zufrieren, ün beim Abreissen fleg ihm das Blut rinnen von die Füss. Neben dem Wasser hat gewohnt a Goj, ün wie er hat das alles gesehen, hat Rachmunys[3]) gehat ün fleg jeden Morgen in der Früh Stroh ausbetten, kdei[4]) die Füss sollen nischt zufrieren.

Wajhi h' jom[5]) hat der Goj gepaset[6]) Schaf neben a Wald, is araus a Wolf ün hat aweg gechapt a Schuf; hat sich der Goj sehr mcar[7]) gewên und is geloffen zum Bal-Schem ün hat sich vor ihm geklagt. Der Bal-Schem hat ihm gesagt, as der Wolf wet ihm das Schuf abgeben, wenn er wet geh'n in Wald aran ün wet schreien: „Wolf, der Bal-Schem hat geheissen abgeben das Schaf!“ Dem anderen Tag, nachdem wie der Goj hat das getan, hört er far seine Fenster brimmen. Er gehs araus, seht er, wie der Wolf streckt sich aus ün peigert[8]). Der Goj hat arubgenommen die Fell ün hat sie verkauft a Jüd; ün wie der Jüd is gekommen in dem Pelz von der Fell zum Bal-Schem, hat er die Fell derkennt. (Gewährmann Mechel Scher in Gwoździec.)

---

## 20. Sprichwörter kroatischer und slavonischer Juden.

Mitgeteilt von Benjamin Bonyhády.

1. Ä sach mišpōtim, der sudac an ojšer. (Viel Prozesse, der Richter ein reicher Mann.)

2. Oj weih, 's mišpet gewunnen! (Wehe, den Prozess gewonnen!)

3. Sud is ä Gericht, sud is ä Fass. (Mit Hinblick auf die unersättliche Begehrlichkeit bestechlicher Richter.)

4. Šwērt à Goj ‚vjere mi!‘ werf ihn eraus! (Schwört ein „Fremder“: ‚Bei meinem Glauben!‘ usw. Die Religion ist dem Bauer ziemlich gleichgültig. Wenn man auf sein Wort sich verlassen soll, muss man mit ihm erst Wahlbruderschaft und Gevatterschaft eingehen.)

5. Ben kach u wen kach, nemaš ništ vu rukach! (Fasst man alles zusammen, hast du nichts in Händen!) Nach Beendigung eines schlechten Geschäftes.

6. Schiwim lšōnes unt kan Wott tajč. (Er kennt sieben Sprachen und kein Wort deutsch.) Bezeichnung eines Halbgebildeten. Polyglottie

---

[1]) Israel Baal-Schem, Gründer der Sekte der Chassidaeer (der „Frommen“). [2]) getojwelt = im Wasser untergetaucht, zu rituellem Zweck. [3]) Rachmunys = Erbarmen. [4]) kdei = damit. [5]) Wajhi h' jom = Eines Tages. [6]) gepaset = geweidet. [7]) mcar = gekränkt. [8]) peigert = verendet.

ist unter südslavischen Juden fast selbstverständlich; auf die Kenntnis der hochdeutschen Schrift und Sprache legt aber der Jude den Hauptwert, auch wenn er ihrer im Verkehr mit Andersgläubigen entraten kann.

7. Do gib, do spritz! (Ohne Umschweife ein Geschäft erledigen.)

8. A Tark braucht ka Brief, bei ä Goj nutzt ka Brief. (Von dem ehrlichen Türken braucht man keinen Wechsel-Brief, und von dem „Fremden“ nützt kein Wechsel.)

9. Willst de wohin fōhren, nimm drei Kočijaśes (Kutscher, Fuhrleute) auf: aner sagt dir auf (ab), anem sagst du auf, mit 'm dritten fōhrst de.

9. Der prijatelj ganwet nit. (Wenn man Furcht vor einem Diebe hat, soll man ihn zum Wahlbruder machen, dann hat man Ruhe.)

11. Der Goj hōt ka ssine. (Der [christliche] Bauer trägt einem keinen Hass nach.)

12. Wie die Kachin, so der Galach. (Wie die Köchin, so der Pfarrer, d. h. wie der Herr, so der Knecht.)

13. Der Dalles schlōgt sech herum. (Die Armut stiftet zwischen Eheleuten Unfrieden.)

14. Trōg barchentne Hosen, kauf deim Jüngl' sforim. (Kleide dich in Barchenthosen, um die Mittel zur Bücheranschaffung für deinen Sohn zu erübrigen.)

15. A kośer chaserfüssl erausstrecken! (Einen koscher gemachten Schweinefuss zeigen.) Zur Charakteristik eines Heuchlers und Scheinheiligen.

16. A fetter Melamed (Lehrer) unt an ōgedarrter (magerer) Galach (Pfarrer), auf alle zwa is ka brōche (Segen).[1])

17. Wenn sech de Gjaurim schlōgen, lachn de Tarken.

18. Zum Krowōtn soll me af ka chassene (Hochzeit) gehn, (denn zum Schluss sind alle besoffen und es setzt blutige Köpfe ab).

19. Wenn der Šijak nit ganwenen (stehlen) kann, sōgt er, er hōts stehn gelosst. (Šijak = der Kravattenträger, Spitzname slavonischer Bauern kath. Konfession.)

20. Hōt der Šijak, hōt alle Welt. (Gerät dem Bauer das Jahr, geriet es jedermann.)

## 21. Die Haut versaufen.

Eine Umfrage von weiland Reinhold Köhler.

VI. Vor Jahren war ich in einem kleinen westjütischen Bauerndorfe bei einem Begräbnis anwesend, viele Kinder waren der Reihe nach gestorben und die alte Grossmutter kam mir weinend entgegen, und nachdem sie mir erzählt hatte, wie alles hergegangen, brach sie schluchzend aus: „Ja, nicht wahr, Herr Prediger, es kommen eben-

[1]) Variante: Debela paurkinja i mršav pop, nije u redu: (Eine dicke Bäuerin und ein magerer Pope, die (Welt-)Ordnung umgestürzt. (Die Bäuerin verrichtet alle Arbeiten und kann nicht fett werden, der Pope aber ist ein Müssiggänger und hat im Ueberfluss zu essen.)

soviele Kalbsfelle zum Markte wie Rindshäute!" (d. h. es sterben ebensoviele Kinder wie Erwachsene). Dieselbe Redensart habe ich beinahe wörtlich später angetroffen: „Dar kamt äben so väl Kalffelle as Kohfelle to Markt" (Strackerjan, Abergl. u. Sagen II, 129. 454). Sollte nicht der Ursprung dieser wunderlichen Redensart in einer ähnlichen Ausdruckweise sich finden und diese wiederum in irgend einer Erzählung, wo eine Haut auf den Markt gebracht und der Ertrag versoffen wurde? Wo findet sich aber eine solche? Ich wenigstens kenne keine. H. F. Feilberg.

VII. Das Fell vertrinken. Nochmals komme ich auf diesen Ausdruck zurück und bemerke zu v. d. Wurth's Frage nach der Bedeutung (V. B., VI. Hft., S. 162), dass auch ich glaube, eine sichere Antwort darauf werde schwer sein. Möglich ist, dass die heidnischen Priester (vielleicht die untergeordneten) die Haut des Opfertieres bekamen, sie verkauften und den Erlös zu vertrinken pflegten. Es giebt jedoch auch andere Möglichkeiten. Noch jetzt sagt man: „Seine eigene Haut zu Markte tragen" und meint damit, selbst verantwortlich sein, besonders dem Weltenrichter gegenüber. Hiernach könnte ‚das Fell vertrinken' bedeuten: über den Verstorbenen zu Gericht sitzen, was dann oft unter Trunk geschah, oder auch, dieser Verstorbene könne im Gerichte nicht bestehen, er dürfe seine Haut nicht freudig zu Markte tragen, es sei besser, dass sie nicht sei. Auch hört man sagen, wenn ein herumlaufendes Tier, eine Katze u. s. w. getötet ist, wovon nur das Fell einigen Wert hat, es sei zum Vertrinken. Ferner spricht man bei Schlägereien, Züchtigungen u. s. w. vom Fellverhauen. Nach den letzten beiden Ausdrücken mag das „Fellvertrinken" einer Leiche nur eine cynische Aufforderung zum Trunke sein.

Hamburg. P. Ch. Martens.

VIII. Ich glaube, mit der Wendung: „Das Fell versaufen" steht es so: Man sagt von einem Trinker, der alles vertrunken hat: „Er hat das letzte Hemd vom Leibe versoffen." Unter dem Hemde sitzt nun das Fell, die Haut, also „er vertrinkt nicht nur das, was er hat, sondern sozusagen sich selbst", d. h. er macht mit seinem letzten Eigentum und sich selbst „reinen Tisch", ein Ende. Oder es wäre so zu deuten: Er hat seine letzte Kuh geschlachtet und den Erlös für das Fleisch im Trinken durchgebracht; selbst das Fell hat er nicht einmal wenigstens an den Schuster verkauft, um dies Bisschen zu retten, sondern das sogar hat er vertrunken.

Ludwig Freytag (Zentralorg. f. d. Interessen des Realschulwesens, Berlin 1894, B. XXII, S. 710).

## 22. Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

XIV. Die Gräfin Anna Sophia Schack liess ihren einzigen Sohn heimlich enthaupten. Sie musste nach ihrem Tode unsichtbar neben ihrem kopflosen Sohn umgehen. Der junge Graf soll wirklich kopflos in seinem Sarge liegen. (Müllenhoff, Sagen, LVII).

XV. War noch ein Knabe, da ging ich einst von Erfde nach dem eine kleine halbe Stunde davon entfernt liegenden Bargen (beide in Stapelholm). Auf der Heimtour war es schon dunkel geworden, und auf einmal erschien auf dem Wall mir zur Seite ein Kerl, der hatte gar keinen Kopf. Ich nicht faul und lief was ich konnte nach Haus. A. Weinrebe.

XVI. Im Gehölze „Korkmåhl" zwischen Wittenborn und Mötzen bei Segeberg steht ein Kerl und hat seinen Kopf unter dem Arm. In demselben Gehölz sitzt auch eine Frau mit einem goldenen Spinnrad.
Wittenborn. Bertha Studt.

XVII. Auf dem sogenannten Peter Schmidts-Weg von Lindholm nach Nibüll geht auf der Grenze ein Landmesser mit der Kette um, weil er die Grenze falsch gemessen. Seinen Kopf trägt er unter dem Arm. Mitgeteilt von Lehrer Hartwigsen in Drage.

XVIII. In Wimmelsbüll in der Gegend von Tondern lässt sich an einem Graben bei dem Hause eines Floy ein Pferd ohne Kopf sehen. Mitgeteilt von Lehrer Hartwigsen in Drage.

XIX. Noch nach der Mitte dieses Jahrhunderts ging die Sage, dass auf der Pauliner Marsch, einer weiten Viehweide an der Weser, in unmittelbarer Nähe der Stadt Bremen, der Mann ohne Kopf umgehe, und es mied die Bevölkerung nach eintretender Dunkelheit einen darüber führenden Fusssteig, um dem Gespenste nicht zu begegnen.
Bremen. Dr. Alb. H. Post.

XX. Im Kiefernwäldchen bei Lebahn, Kreis Berent W.Pr., soll es spuken. Man will dort kopflose Pferde umherlaufen gesehen haben, ebenso Menschen ohne Köpfe. Vorbeifahrende Knechte suchen im Dunkeln an der Stelle vorbeizukommen. Auch dem Fusswanderer werden die Hacken kurz und namentlich eilen die Schulkinder eilenden Schrittes vorüber. Vgl. Treichel, Sagen, in Zts. d. Hist. V. f. Marienwerder, 1883, H. 9, S. 67.[1]) A. Treichel.

---

## 23. Verstorbene als Leidenableiter.

Eine Umfrage von Leopold Mandl.

1. Eine alte Bäuerin, die länger als ein halbes Jahrhundert auf dem Gute Greillenstein (Nieder-Oesterreich) gelebt, erzählte mir, wie sie einmal ein schweres Gichtleiden, das sie lange gequält, erfolgreich bekämpft und nahezu beseitigt habe: „Die Nachbarin war gestorben, die Leiche blieb nicht recht bewacht, und ich schmuggelte ihr fünf Küchenschwaben, die ich eingefangen und in Bereitschaft gehalten, in den Sarg ein, worauf sie mit ihr begraben und ihr so das Uebel mitgegeben wurde."

2. Auch Epilepsie suchte man ähnlich loszubringen. In dem im ersten Viertel dieses Jahrhunderts von dem berühmten Rabbiner Moses Sopher verfassten Werke Chatham Sopher ist ein Gutachten

---

[1]) Eine grosse Anzahl hieher gehöriger Sagen bieten die Sammlungen von O. Knoop: Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen, 1893 und Gander, vrgl. hier S. 47.

über folgende aus Skalitz in Westungarn gestellte Anfrage enthalten: „Ein Mann aus dem Geschlechte der Aharoniden (die bekanntlich keine Leiche berühren dürfen) leidet heftig an Fallsucht. Zur Abwendung dieser Krankheit wurde dem Patienten geraten, er möge einem Verstorbenen die Hand reichen und zu ihm sprechen: ‚Nimm dieses Uebel von mir, dir wird es nicht schaden, und mir erweisest du damit eine Wohltat.' Ist dem Aharoniden die Berührung einer Leiche zu solchem Zwecke gestattet oder nicht?"

3. Als vor ungefähr drei Jahrzehnten in einem westungarischen Städtchen viele israelitische Kinder von einer Epidemie dahingerafft wurden, legte ein alter Mann einem eben bestatteten Kinde ein Vorhängeschloss ins Grab, warf den Schlüssel weg und sprach: „Mit dir soll alles Böse verschlossen sein!"

---

## 24. Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

179-181. Eine Stelle in einem dalmatischen Guslarenliede (Uzdarje S. 37), dessen Entstehungzeit in die Mitte des XVII. Jahrh. fällt, wofern die Fabel keine blosse Dichtung aus der Neuzeit ist, erzählt uns, wie die einzige Tochter des Ban vom Küstenlande an ihren Bräutigam Johannes von Zengg schreibt und den Brief so einrichtet, dass die Türken daraus nicht klug werden können, falls sie den Boten mit dem Brief auffangen:

| | |
|---|---|
| Ona piše sitnu buruntiju; | Sie schreibt an ihn ein feines Schreibebriefchen; |
| Sva je slova na opak metala, | Verkehrt sie setzte alle Laute hin, |
| Da bi njega uhvatili turci, | Damit, falls ihn die Türken fiengen auf, |
| Kako turci štiti ne umiju. | Die Türken es zu lesen nicht verstünden. |

Da slovo sowohl Laut, Silbe als Buchstabe bedeutet, kann man im Zweifel sein, ob sich das Mädchen einer unter Liebenden üblichen geheimen Sprachweise bedient hat, was durch slova naopako metala (Silbenverstellen) gesagt wird, oder ob sie doch nicht eine Geheimschrift anwandte, wo die Buchstaben ihre Lautwerte tauschen.

„Steere erwähnt in seiner Suaheligrammatik (S. 425) einer Geheimsprache des s. g. Kinyume. Es besteht darin, dass die letzte Silbe des Wortes als Praefix vor das Wort gesetzt wird. So sagt man statt mbuzi (Ziege) zimbu, statt kitanda (Bettstelle) ndakita, statt ntakupa (ich werde dir geben) pantaku. Es ist klar, dass hier von einer vollständigen Grammatik nicht die Rede sein kann. Das Kinyume gehört also unter die Scherzsprachen, wie sie unsere Kinder durch Einführung eines bō oder anderer Silben ebenfalls zustande bringen." (C. Meinhof: Die Geheimsprachen Afrikas, Globus LXVI, S. 118.)

Mader (a. a. O. bei Meinhof) bespricht auch die s. g. „Trommelsprache", bei der es auf die Kunst des Trommelns und das Verstehen der Signale ankommt. „In dem Märchen vom Fuchs und

Wiesel, das Büttner in seiner Anthologie der Suahelilitteratur (Berlin 1894) mitteilt, das also aus Ostafrika stammt, trommelt der Fuchs einen langen Satz und das Wiesel spielt einen ähnlichen auf der Flöte. Die Sprache der Trommel kann nämlich auch gepfiffen ... und auch mit dem Munde nachgeahmt werden. Und so entstehen in dumpfem, murmelndem Tone gesprochene Wörter, die nur den Eingeweihten bekannt und tatsächlich als Geheimsprache benutzt werden.“ (S. 119.)

Meinhof hat offenbar nie Gelegenheit gehabt, eine solche geheime Sprechübung mitanzuhören, sonst hätte er von den in dumpfem, murmelndem Tone gesprochenen Wörtern nichts geschrieben. Die Sache ist gar nicht so geheimnisvoll. Denken wir uns, ein älterer Mann hält um die Hand eines jungen Mädchens an. Das Mädchen mag den ihr zu alten Mann durch eine gerade Ablehnung nicht kränken, erbittet sich Bedenkzeit, setzt sich aber gleich ans Klavier und spielt dem Freier die Melodie vor: „Schier dreissig Jahre bist du alt!“ ... Das wäre eine Kiaviersprache, die an Verständlichkeit nicht zu übertreffen ist. Die Grundlage der musikalischen Geheimsprachen beruht darauf, dass nacheinander die Melodien bekannter Liedertexte angestimmt werden, so dass der eingeweihte Zuhörer die Mitteilung sich in Worte übersetzen kann. Mir ist die Sache von den Südslaven her altbekannt und ich will sie gleich durch ein serbisches und bulgarisches Lied, mit zwei Beispielen statt vieler, belegen. Die Unterredung zur Flöte oder einer Hirtenpfeife ist ganz gewöhnlich, denn auch diese Instrumente sind es ebenso. Nachfolgendes serbische Lied aus Südungarn[1]) bedarf keiner weiteren Erläuterung. Bemerken muss ich nur, dass V. 8 und 9 an die Anfangzeilen eines bekannten älteren Ständchenliedchens anklingen, von dem viele Varianten vorliegen dürften:

Beim schmucken Theodor die Schnitter ernten,
drei hundert Schnitter aus dem Dorf beisammen,
die Schwester Theodorens zwischen ihnen;
sie schneidet Frucht und windet sie zu Garben.
Von ihr weit weidet weisse Schafe Ivo,
er weidet Schafe, flötet auf der Flöte,
zur Flöte spielend ruft er zu dem Mädchen:
— He Mädchen, das du zwischen Schnittern erntest,
dein Herzblatt sich entblättert im Gebirge!
Zur Antwort ihm im Liede gibt das Mädchen:
— O junger Held, der du bei Schafen weilst,
ei milk doch mal das muntre Mutterschaf,
begiess mit Milch das Herzblatt im Gebirge!
Zur Flöte flötet drauf er ihr zurücke:
(a on njojzi u sviralu svira):
— He Mädchen, das du zwischen Schnittern erntest,
wohl molk ich schon das muntre Mutterschaf,
doch mein Beguss entblättert nur das Herzblatt.
Den Sinn des Zwiegesprächs begriff da niemand,
nur Theodorens Ehelieb alleine.
Als auf den halben Tag die Sonne stand,
begaben sich die Schnitterleut zum Frühstück,
alsdann ergriff die Schwester Theodorens,
ergriff ein wohlbeschlagen Wasserschaffel
und gieng damit um Wasser ins Gebirge,
sie nahm zu sich ihr zartes Wickelkindlein.
Da sprach das Eheliebchen Theodorens,
sie sprach das Wort zu ihrem Ehgemahl:

[1]) Bei Gjorgje Rajković, Srpske narodne pesme, Neusatz 1869, S. 137 f., Nr. 182. Eine Variante in 76 Zeilen bei Grigorije A. Nikolić, Srpske narodne pesme, skupio ih u Sremu, Neusatz 1888, S. 44 f., Nr. 21. Der 15. Vers unseres obigen Textes lautet hier: njojzi Jerko u frulu otpeva; frula ist eine Schalmei.

— Begib dich nun um Wasser ins Gebirge,
erkunde, was dort treibt dein Schwesterlein!
Das Schwesterlein, das säugt ihr Wickelkindlein;
von weitem tät das Schwesterlein erschauen,
erschauen tät sie ihren einzigen Bruder,
sie legt' ins grüne Gras ihr Kindlein nieder
und floh dann übers ebne Feld dahin,
wie glänzend übers Himmelzelt ein Sternlein.

Es ruft ihr nach Gebieter Theodor:
— Kehr nur zurück, o meine liebste Schwester,
und nimm zu dir das zarte Wickelkindlein;
zu unsrer teueren Mutter trag es heim,
ernähren soll es unsre teuere Mutter,
so wie sie uns hat beide grossgezogen!

Zwischen Leuten, die unter Umständen häufig miteinander für Fremde unverständlich zu sprechen haben, mag sich die Flötensprache zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausbilden. Wie von etwas selbstverständlichem erzählt uns von einer solchen Unterredung ein bulgarisches Guslarenlied, das in seiner ganzen Breite bei Adolf Strauss, Bulgarische Volkdichtung, Wien 1895, S. 203—209, vorliegt. Der Paša von Sofija will mit grossen Versprechungen den Räuberhauptmann Čavdar und dessen Bruder Laluš nach Sofija locken, um sie unschädlich zu machen. Laluš, der schlauere, rät seinem Bruder ab, doch vergebens. Der wählt die besten aus der Schar aus und zieht in die Stadt hinein aufs Schloss zum Paša, während Laluš vor den Toren kampirt. Der Paša bewirtet Čavdar köstlich, macht ihn berauscht und lässt ihn dann fesseln. Als dann Čavdar erwacht:

Kalt rinnt ihm der Schweiss von seiner hohen Stirne,
Blickt um sich erschreckt und sieht die kühnen Kämpen,
Spricht dann diese Worte zum verschlagnen Paša:
„Trüb vor meinem Aug ist alles und verworren;
Gestern bin zu Gast ich hergekommen, schwant mir;
Ass vom reichen Mahle, trank vom Wundertranke.
Von dem Wundertrank sind mir verwirrt die Sinne,
Wirr ist mir das Hirn und schlaff das Herz geworden
Und umschleiert sind mir, trübe beide Augen.
Paša von Sofija, hör auf meine Worte,
Etwas zieht mich so, zu blasen meine Flöte,[1]
Nun gewähre meiner Bitte und gestatt es,
Dann zerrinnt mein Traum und mir erwacht die Seele!"

Und der Paša lässt die Flöte Čavdar reichen,
Lässt die Seidenschnüre lockern ihm und lösen.
Bläst in seine Flöte nun der arme Čavdar,
Deren Klageton gar bald vernimmt der Bruder.

Und dem Laluš dies erzählt die Flöte klagend:
„Laluš, Bruder, sprich, wo magst du weilen,
Möchte allen meinen Kummer mit dir teilen;
Wärst du hier und würdest du mich, Bruder, sehen,
Würdest du wohl mit der Welt den Kampf bestehen.
Strick und Kette mir die Händ und Füsse fesseln;
Eine dünne Seidenschnur an meinem Nacken.
Komm herbei, mein lieber Bruder, und befrei mich!"

[1]) Für „Flöte" hat Strauss in seiner Verdeutschung: „Pfeife" und „Pipe", es ist aber gewiss eine Flöte, deren sich die Räuber zum Spiel bedienen. Das bulgarische oder serbische Wort svirala kann freilich auch mit „Pfeife" wiedergegeben werden.

Laluš hört dies, gibt ihm Antwort auf der Flöte;
Und der Flöte Klageton erzählt nun dieses:
„Bruder Čavdar der Vojvoda, kann nicht kommen,
Was auch würde, schwaches Bürschlein, ich dir frommen!
Wie ein schwanger Weibsbild, also bin ich eben,
Wünscht es etwas, nun so soll mans gleich ihm geben!
Hast ja weggeführt wohl meine besten Helden!"

Čavdar's Flöte dies hierauf beginnt zu melden:
„Laluš, lieber Bruder, hör mein innig Flehen,
O vergiss den Groll, die Kränkung, mein Vergehen;
Komm mit deinen Mannen, komm behende;
Meinem Leben macht der Paša sonst ein Ende."

---

## 25. Zaubergeld.[1])

Eine Umfrage von Vasyl Ščurat.

V. Schon als Knabe hörte ich von meinem Pflegevater, einem geb. Dithmarscher, wenn einmal das Geld knapp war — und der Geldbeutel hatte leider Gottes immer die Schwindsucht —: soll man sich einen Geldbeutel aus einem Maulwurffell anfertigen, und darin werde nie das Geld ausgehen. Als nun die Umfrage über das Zaubergeld in unserm Blatte erschien, fragte ich den Alten nach dem Geldbeutel, der nie leer würde, aber ihm war die Hauptsache, worauf es mir ankam, entfallen. Ich behielt die Frage im Auge, und bekam nun von einem alten Maurer aus Rahm bei Lunden folgende Auskunft: Man fange einen Maulwurf und ziehe ihm lebendig das Fell ab, lasse aber die Vorderfüsse daran sitzen, denn mit ihnen kratzt er an sich. Aus dem Fell mache man einen Geldbeutel. Das hält dann immer Geld und wird nie leer. Der Maulwurf ist nämlich, sagte mein Gewährmann, ein Teufel.

VI. Um den Zauberthaler zu erlangen, suche man eine junge schwarze Katze einzufangen. Am Johannisabend koche man sie ab, lege die Knochen in einen Korb und gehe damit, nachdem man sich zuvor noch das 6. und 7. Buch Moses verschafft hat, nachts zwischen 12 und 1 Uhr um die Kirche. Dann kommt der Teufel und will einen Hasen kaufen und man muss versuchen, die Katzenknochen zu verhandeln. Das muss aber geschehen vor 1 Uhr und für einen Thaler. Den Thaler muss man auf einem Teller entgegennehmen, da er geradeswegs aus der Hölle kommt und — brennt. Dieser Thaler bringt nun, so oft er ausgegeben wird, alles Geld, womit er in Berührung kommt, mit. Es ist der sogenannte Wechselthaler.

Mitgeteilt von einem Schneidergesellen aus Eiderstedt. H. Volksmann.

---

[1]) S. U. Q. IV, 105—110, 135—141; V, 23, 104. Einschlägige Literatur s. A. Tille, Die Geschichte der Deutschen Weihnacht, S. 328; K. Gander, Niederlausitzer Volksagen, S. 147.

## 26. Woher kommen die Kinder?

Eine Umfrage von O. Schell.

31. In der Stadt Leipzig und ihren Vorstadtdörfern heisst es einfach, der Storch bringe die Kinder, und diesen Glauben pflegen auch Ammen und Kindsmädchen bei ihren Schützlingen. Doch weiter draussen, wo die nivellirende Grossstadtluft noch nicht hingeweht hat, finden sich Ueberlieferungen von Teichen, gelegentlich und vereinzelt auch von Felsschlüften, aus denen die Neugebornen, oft freilich vom Storch herbefördert, stammen sollen. Namen weiss ich jetzt nach Jahren leider nicht mehr anzugeben.

Uebrigens hörte ich als Knabe in Leipzig selbst folgende Strophe, deren geheimnisvolle Schlusszeilen später wohl allgemein wegblieben (Varianten in runder Klammer):

„Gud'n Morchen
Frau (Madam) Storchen!
Was machen (gosten) de Eier?“
Die sein (sinn) deier [= teuer].
„Un de gleen Ginder?“
Gomm'n erscht im Winder.
(Die gomm'n vumm Winder!).

München. Ludwig Fränkel.

32. Die Wöchnerin liegt zu Bett, weil ihr der Storch ins Bein gebissen hat, als er das Brüderchen brachte. (Westpreussen.)

Dr. Pfl.

---

## 27. Parallelen zum Glück von Edenhall.[1]

Eine Umfrage von Robert Sprenger.

III. 1. Grimm, Deutsche Sagen, I³, Nr. 71. Der lothringische Graf von Bassenstein (Bassompierre) erhält von einer Fei, die in Liebe zu ihm entbrannte, einen Streichlöffel, einen Trinkbecher und einen Kleinodring, die er seinen Töchtern vermacht, mit der Vermahnung, dass sie und ihre Nachkömmlinge diese Stücke sorgfältig aufheben sollten, so würden ihre Häuser beständig glücklich sein.

2. „Der Becher der Buchwalds“ in Grässes Sagenbuch des Preussischen Staates, Bd. 2, Nr. 1259 (aus dem Jahrb. f. Landeskunde d. Herzgth. Schleswig usw., Bd. IV, S. 159): In der Familie der Buchwalds haben sie einen sehr grossen, mit wunderbaren Charakteren gezeichneten Becher, den einst eine Matrone ihres Geschlechtes zum Dank dafür erhalten, dass sie einer Zwergin in Kindesnöten beigestanden.

3. „Das Glück der Grafen von Ranzau“ (Grässe II, Nr. 1337). Für gleichen Dienst erhält eine Gräfin von Ranzau von einer Zwergin drei hölzerne Stäbe. Sie sprach dabei: „Lege diese unter dein Kopfkissen, so werden sie, wenn du erwachst, in Gold verwandelt sein. Dann aber lasse von diesem Golde einen Becher, eine Spindel und

---

[1]) Vgl. Am Urquell, Bd. IV, 208; V, 34.

fünfzig Pfennige machen. Das alles bewahre sorgsam auf und sage es niemandem, ausser deinem Gemahl. Bei diesen drei Dingen wird das Glück deines Hauses sein. Du wirst nämlich deinem Gemahl drei Kinder gebären, und diese werden die Stammeltern grosser und mächtiger Geschlechter werden. Dem ältesten der Knaben gebührt der Becher, das bedeutet ihm grosse Herrschaft zu Wasser und zu Lande, Kriegsglück und ununterbrochene Ehren, die so lange dauern als er mit dem Becher aus dem eignen Brunnen schöpfen kann. Usw." — Der Becher soll noch heute zu Rastorf, die Spindel auf Breitenberg aufbewahrt werden. Nach einer anderen Erzählung hätte ein Graf von Rantzau in Eutin alles in Besitz, mit Ausnahme eines einzigen goldenen Pfennigs, der sich in einem Kabinet in Frankreich befinde.

4. Inhaltlich gleich lautend mit 2 und 3 ist die Sage von der Frau von Alvensleben bei Grimm, D. Sagen I$^3$, Nr. 68 (vgl. auch die Litteraturangaben auf S. 246), nur dass hier die Helferin statt des Bechers einen „güldenen Ring" von der Magd, die sie zur Zwergin geleitet hatte, erhält. Dazu fügt sie die Mahnung: „nehmt dies teure Pfand wohl in acht und lasset es nicht von euch noch von eurem Geschlecht kommen; die von Alvensleben werden blühen, so lange sie diesen Ring besitzen, kommt er ihnen dermaleinst ab, so muss der ganze Stamm erlöschen." R. Sprenger, Northeim.

5. Bekanntlich hat Friedrich Baron de La Motte Fouqué das Sagenmotiv vom Glückring zum Einschlag eines seiner Zeit sehr viel gelesenen Ritterromanes „Der Zauberring" (Nürnberg 1813, Halle 1841) mit viel Geschick verwertet. F. S. K.

---

## 28. A-B-C-Spiel.[1]

Eine Umfrage von H. A. Carstensen.

VII. 1. Abram Böckmann; Cepter Dickmann; Engel Fuawenkel; Gretchen Hahn; Isaak Kreier; Lottchen Meyer; Nikolas Olk; Pitter Quack; Rudolf Simon; Tante Uhler; Vater Wettschreck; Xerxes York. Dieses A-B-C-Spiel war schon in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts bei Elberfeld bekannt. O. Schell.

2. b a ba, b e be, b i bi — babebi; b o bo, b u bu — bobu; ba, be, bi, bo, bu — babebibobu. c a ca,[2]) c e ce, c i ci — caceci· c o co, c u cu — cocu; ca, ce, ci, co, cu — cacecicocu u. s. w; Im Sington mit fallendem Rhythmus vorgetragen; uns als Kindern von meinem verewigten Vater (Deutschösterreicher) in Leipzig gelehrt.
München. Ludwig Fränkel.

3. A-Beeter, C-Deeter, E-Efter, Peter, Schefter sien Swester har'n Rokk von fief Fo'l'n (Fooln), konnt Snåtlokk nich hol'n.
Osttorf i. Dänischen Wohld. H. Volksmann.

---

[1]) U.-Q. IV, 55, 150, 260; V 114, 192, 290.
[2]) Sprich: za, zo u. s. w., nicht ka, ko.

4. A B C,
De Katt löppt in Snee,
De Kater achteran,
De Katt kriggt en Mann.

H. Theen.

5. A B C,
De Katt de leppt in'n Snee,
De Kater achterher
Mit'n Putt full Smär.

Dithmarschen, Stapelholm.

Vrgl. Diermissen, S. 6; Schütze I, S. 8; Frischbier, S. 111, Nr. 461—464; Wegener, H. 1, S. 43, Nr. 144, Fiedler 223, Firmenich I, 265, 266; Rochholz 340; Wunderhorn III, 430; Simrock 189; „Volkkunde“, Gent 1894, S. 124—127; Liedeken van den A-B-C.

H. Carstens.

6. A-B ab,
Mus sitt in't Schapp,
Kater darfår,
Mak apen de Dår.

Heide i. Dithmarschen. H. J. D. Paulsen.

7. Kommt eine Frau zum Pastor und meldet den Tod ihres Mannes: Spricht der Pastor: „Hebbn se em denn ok wat vårlesen? „Jawull,“ heff ikk em wat vårlesen, sagt die Frau.“ As ikk segg'n dä b r a bra, do sä he: Ach Gott ja! As ikk segg'n dä b r e bre, do sä he: Dat dait noch jümmers so weh. As ikk avers segg'n dä b r o bro, do kneep he sien Mars to; do hung de Büx an'n Wand un de Tröster weer dr' rut.

Nindorf b. Hohenwestedt. H. Volksmann.

## 29. Judendeutsches Wiegenlied.

Aus dem südlichen Mähren. Mitgeteilt von Eduard Kulke.
6/8 Takt, c-dur. (c = 1.)

3. 2 3 2 | 1 1. | 3 3 5 5 | 2 2. | 2 2 2 2 1 2 | 3. 1. |
1. Schloif[1]) Kindele schloif, dort in jĕnem Hoif[2]), steen zwa Schäfeloch weisse,
2. Schloif Kindele schloif, dort in jĕnem Hoif, steen zwa Schäfeloch schwarze,
3. Schloif Kindele schloif, dort in jĕnem Hoif, steen zwa Schäfeloch bloube[3]),

2 2 2 2 1 2 | 3. 1. | 1 1 1 1 | 6 6 6 6 | 5 5
1. wöllen mei Kindele beisse, kümmt der Halter[4]) mit de Geigen, thüt de
2. wöllen mei Kindele kratze, kümmt der Halter mit de Geigen, thüt de
3. wöllen mei Kindele hoube[5]), kümmt der Halter mit de Geigen, thüt de

(5) 4 4 3 2 | 1 1 1 1 ||
1. Schäfeloch zu - sammen treiben.
2. Schäfeloch zu - sammen treiben.
3. Schäfeloch zu - sammen treiben.

[1]) Schlaf. [2]) Hof. [3]) blaue. [4]) Hirt. [5]) haben.

## 30. Katzensporn.[1]

Eine Umfrage von Krauss.

X. 32. Einen Pilz, im Volkmunde „Schapp“ und „Pokkenstoul“, Plural „Pokkenstöil“ geheissen, wagten wir als Kinder nicht anzufassen, weil wir glaubten, die Krätze, plattdeutsch „Schapp“, in Stapelholm „Gnatz“ davon zu bekommen. Aus Feddringen in Dithmarschen.

H. Volksmann.

## 31. Gründonnerstageier.

Eine Umfrage von M. Hofmann in Aschaffenburg.

I. In einem Teile von Franken werden den am Gründonnerstag gelegten Eiern besondere Wirkungen zugeschrieben. Die aus diesen Eiern ausgebrüteten Hühner wechseln nach dem Volkglauben alle Jahre die Farbe. Wer ein solches Ei während der Christmette bei sich trägt, der kann sehen, welche Frauenpersonen Hexen sind, — er sieht diese nämlich rückwärts zur Kirchthür hereingehen. Nur muss der Betreffende sich hüten, das Ei, solange er es bei sich trägt, zu zerbrechen, sonst muss er sofort sterben.

Während der Christmette reden die Tiere miteinander; wer ein solches Ei bei sich trägt, kann ihre Sprache verstehen. Aus der Gegend von Deggendorf (Niederbayern) wird mir mitgeteilt, dass die am Gründonnerstag gelegten Eier am Ostersonntage in der Kirche geweiht werden und dass dann nach dem Gottesdienste jeder Hausgenosse ein solches Ei verzehre. Es wird das für sehr heilsam gehalten.

Jedenfalls ist dieser oder ähnlicher Volkglaube weiter verbreitet und wäre hierüber Näheres zu erfragen. Vielleicht sind auch noch Reime (Kinderlieder etc.) vorhanden, oder Sagen, die damit irgend welchen Zusammenhang haben.

Wissenswert ist auch, welchen Grund das Volk für die zauber- und heilkräftige Wirkung der Gründonnerstageier angiebt.[2])

## 32. Kleine Mitteilungen.

**Zu R. F. Kaindls „Beschwörungsbuch“.** Im Anschluss an die Besprechung dieses Buches durch F. S. **Krauss**, Am Urquell V. Band, VII./VIII. Heft, Seite 201, bemerken wir, dass von den bei Kaindl mitgeteilten 78 Proben circa 70 (!) bis auf die Reihenfolge **nahezu wörtlich** mit den im sog. **Romanusbüchlein**, Edition Venedig und Schwäbisch-Hall, Haspelsche Buchhandlung und bei **Albertus Magnus** „egyptische Geheimnisse“ I Braband (!) 1840, II Reading bei Louis Ensslin, III Braband (!) 1834, IV Reading (!) 1852, sich findenden Segen übereinstimmen. Auf beide Volkbücher macht schon A. **Wuttke** in seinem bekannten Buche „der deutsche Volkaberglaube der Gegenwart“; Hamburg 1860 (2. Aufl. 1869), S. 67 ff., aufmerksam. (Das Romanusbüchlein soll, wie mir Herr Professor E. H. Meyer-Freiburg i. Br. die Güte hat mitzuteilen, in Beziehung stehen zum „Wahren Geistlichen Schild“ (1647; 1840).)

[1]) Ur-Quell III, 77—78, 139, 168—169, 206—207, 227—228, 252, 255, 296; IV, 124, 260.

[2]) Vrgl. hierüber E. Rolland, Faune pop. de la France, Paris 1893, B. VI, S. 105 ff.

Die dem Texte folgenden Anmerkungen Kaindl's zerfallen, vergleicht man den Text mit den in oben genannten Volkbüchern stehenden Parallelen, zum grossen Teil in nichts.

Heidelberg. Otto Heilig.

**Zur Sagenwanderung.** **Doncieux** weist in der Mélusine, B. VII, S. 97—104, den skandinavischen Ursprung des französischen Volkliedes La blanche biche nach. Ein zum Wild verwandeltes Menschenkind wird von Jägern (dem Vater oder Bruder) erlegt und kommt als Braten auf den Tisch des Zauberers oder der Zauberin (Werwolfmotiv). Im Einklang mit den Ausführungen Feilbergs im Urquell B. V, Heft 10—12, steht Doncieux' Schlussbemerkung über die Verbreitungwege von Sagenstoffen: Les populations marines les plus diverses d'idiome échangent leurs richesses poétiques avec la même facilité qu'elles font leurs autres produits; et c'est un merveilleux véhicule pour la chanson que les fleuves et que la mer.

**Der Staat und die Volkkunde:** Die Regierungen und Stände (Landtag) von Mecklenburg-Schwerin und- Strelitz haben nunmehr für das von **R. Wossidlo** unternommene Sammelwerk mecklenburgischer Volküberlieferungen zusammen **siebentausend** Mark bewilligt. (Siehe über das Unternehmen Am Urquell B. V, S. 202 u. f.)

# 33. Vom Büchertische.

**Schmeltz, J. D. E.:** Schnecken und Muscheln im Leben der Völker Indonesiens und Oceaniens. Leiden, E. J. Brill 1894, 43 S. gr. 8° und eine Tabelle in Bogengrösse. Dies schmächtige Heft birgt einen gewaltigen Inhalt und beleuchtet allseitig in knappen Umrissen Fragen, die ins Gebiet der Volkkunde hineingreifen. Die Verwendung von Conchylien im Leben der Völker gehört in die Geschichte des Erfindunggeistes des Menschen. Die höhere Kulturstufe, die durch welche Umstände immer erzielt wird, räumt mit den Erzeugnissen älterer Zeit auf, und diese geraten nur zu bald, weil überflüssig geworden, in Vergessenheit. Schmeltz erörtert dies höchst anschaulich an der Hand der im Leidener Völkermuseum aufgespeicherten Vorräte und einer bedeutenden Literaturkenntnis. Die Tabelle giebt eine Uebersicht über die geographische Verbreitung der Verwendung der Conchylien in Indonesien und Oceanien: 1) zu Speise, Trank, Stimulantien und Geräten dafür, 2) zu Kleidung, Schmuck, Toilettengerät usw., 3) zu Wohnung und Hausrat, 4) zu Jagd und Fischerei, 5) zum Landbau, 6) zu Transportgeräten, 7) zum Handel (Muschelgeld), 8) zum Gewerbefleiss, 9) zu Schutz- und Trutzwaffen, 10) zur Regierung etc., 11) zu Musik und Tanz und 12) zum Kult und Ahnendienst. So sind die Kategorien klar beschrieben und es sind den Sammlern alle Gesichtpunkte geboten, die so glücklich begonnene Studie fortzusetzen. Auch europäisches Gebiet ist noch abzusuchen, und der fleissige Sammler wird von der Ergiebigkeit seiner Ausbeute überrascht sein. K.

**Post, Dr. Albert Hermann:** Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz. II. Band. Spezieller Teil. Oldenburg, Schulze (A. Schwarz) 1895, XV, 744, 8°. Fünftausend Gulden bar hätte ich für so ein Werk gegeben, als ich mich schriftstellerisch mit Volkkunde zu beschäftigen anfing. Dieser Führer im Irrgarten der Rechtanschauungen aller Völker würde mir die unsägliche Arbeit, mich halbwegs in den Aufgaben unserer Wissenschaft zurechtzufinden, wunderbar vereinfacht haben. Aber vor vierzehn Jahren war die Abfassung eines so gediegenen Werkes ein undurchführbares Unternehmen; dass sie nun doch erfolgt ist, muss man nicht zum geringsten den in ihrer Fülle kaum übersehbaren Vorarbeiten der rastlos tätigen Volkforscher im jüngsten Dezennium danken. Zum Schluss meiner Anzeige des I. B. des Post'schen Werkes (Ur-Quell IV., S. 175) sagte ich, dass ich mit freudiger Erwartung dem II. B. entgegensehe. Ich könnte das Buch ein Meisterwerk nennen, aber ich will den Wert einer Leistung nicht durch Lob erheben, die

mir in ihrer Art als eine Krönung unserer Bestrebungen, als die Zusammenfassung unserer Forschungziele und unserer Methode erscheint. Auch jetzt ist für mich und so manchen anderen Bearbeiter einer besonderen geographischen Provinz dieser Grundriss ein Kapital von fünftausend Gulden wert. Post ist unter uns der Bildner und Erzieher, der uns lehrt, wo Lücken auszufüllen, wo der Spaten anzusetzen ist, um die Vielgestaltigkeit der Schöpfungen des Rechtlebens herauszufinden, zu erforschen und zu beschreiben. Dieses Werk hat die üblichen dürftigen Fragebögen der Ethnographen zum grossen Teil entbehrlich gemacht. Den unendlich reichen Inhalt des II. B. zu besprechen, ist in Kürze nicht denkbar. Die 6 Bücher des II. B. behandeln das Personen-, das Familien-, das Erb-, das Rache-, Buss- und Strafrecht, das Prozess- und Vermögenrecht. Dieses Werk muss jeder Volkforscher seiner Handbibliothek einverleiben. An unseren Mittel- und Hochschulen betreibt man mit vielem Aufgebot von Zeit und Fleiss die sog. Geschichte alter und neuer Völker; ich selber musste zur Erlangung des Doktortitels tausende von Namen und Jahrzahlen meinem Gedächtnisse einprägen und freue mich jedesmal, so oft ich mich ertappe, dass ich etwas von diesem Denkballast vergessen habe. Wie wäre es, wenn nun massgebende Persönlichkeiten in den Parlamenten die Einführung der Ethnologie an der Hand Post'scher Werke als eines obligaten Lehrgegenstandes beantragten und gar durchsetzten? Was könnte bildsamer für die Entwicklung des Geistes genannt werden als das Studium der Entwicklung der Menschheit auf dem Gebiete des Rechtbrauches? K.

**Steinmetz, Dr. S. R.:** Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht. I. B. XLV, 486, II. B. VII, 425 S. gr. 8°. Leiden 1894. S. C. von Doesburgh, Leipzig, O. Harrassowitz. Es bereitet mir ungemein viel Vergnügen, die Aufmerksamkeit auf dieses Werk zu lenken, das mir seit drei Monaten täglich eine Quelle geistigen Genusses und allseitiger Belehrung ist. Steinmetz ist am ehestens einem Post oder einem Gaidoz congenial, indem er die bekannten Vorzüge beider in sich vereinigt. Unbedingt wird man einräumen müssen, dass St. es verdient, in einem Atem mit den besten Volkforschern genannt zu werden. Er selber heisst sich einen Ethnologen in einem sachlich ungenügend begründeten Gegensatze zu den Folkloristen und Ethnographen. Der Unterschied in dem vorliegenden Falle beruht aber nur in den leidigen Kunstausdrücken, nicht im Gegenstande, denn St. ist ganz und gar einer der unserigen. Seinen Stoff für das Werk schöpfte er aus beiläufig einem tausend deutscher, niederländischer, französischer, englischer, italienischer und spanischer Werke und Zeitschriften, doch, was recht seltsam anmutet, etwas gar zu spärlich aus der eigentlichen volkwissenschaftlichen Literatur, namentlich nicht aus unseren Folklorezeitschriften, die für einzelne der bei St. behandelten Fragen geradezu erdrückend viel trefflicher Mitteilungen aufgespeichert haben. St. beschränkt sich hauptsächlich auf die Betrachtung der sog. Naturvölker und führt heftige Klage über die Unzulänglichkeit touristischer Reisebeschreiber. Auf die hat er einen Zahn, einen noch schärferen auf gewisse Stubenphilosophen, die einen mit Phrasenwülsten ausgestopften Schimmel reiten, ohne sich um die Tatsachen der Ethnologie zu bekümmern. Die vorzügliche Einleitung, eine gedankenreiche Abhandlung über die Forschungweise der Volkforscher, bespricht die Voraussetzungen der Ethnologie und die soziale Ethnologie gegenüber der Rechtwissenschaft und der Rechtphilosophie. St. ist ein Mann von Welt- und bedeutender Menschenkenntnis. Dies kommt sowohl seiner literarischen Darstellung als der wissenschaftlichen Behandlung des Vorwurfs sehr zu statten. Er ist einer von jenen, die eine „gespitzte Feder“ führen. Der I. Band giebt einen Versuch einer allseitigen psychologischen Erklärung der Rache und der Rachsucht (das Problem, die Grausamkeit, die Rache), Totenfurcht und Ahnenkult, ihre soziale und moralische Bedeutung (hier hat der Fortsetzer dieser Studien anzuknüpfen!), die primitivsten Formen der Rache (die Urrache: Sind die Wilden rachsüchtig oder nicht? die völlig ungerichtete Rache; die Urrache im Totenopfer; Aufsattelung des Verbrechens). Die Blutrache und die Composition (Ausgleichakte). Das Schlusskapitel ist gar glänzend geraten und es verlohnt sich, die Ergebnisse der Steinmetzischen Studien in dieser Hinsicht mit denen Postens im zuvor genannten „Grundriss“ zu vergleichen.

Der II. B. erörtert den geregelten Rachekampf (der Zweikampf ein Mittel zum Ausgleich von Streitigkeiten in blutverwandten Gruppen, die keine gemeinsame Regierung besitzen), den kritischen Singkampf, den Zweikampf als Ordal, den Schutz der Frau durch ihre Familie und die Stellung der Frauen in der Blutfehde; die Wirkung der Blutrache; die Strafen ausserhalb des Stammes, bezw. der Familien; die Vorbereitung der staatlichen Strafen; die Autorität des Mannes über die Frau; die durch die Gemeinschaft zuerst bestraften Verbrechen; die göttlichen Strafen auf Erden und im Jenseits (ihr Zusammenhang mit den irdischen Strafen und ihr Einfluss auf sie). Steinmetz's Leistung ist volkwissenschaftlich ein Prachtwerk unserer Fachliteratur in Bezug auf psychologische Vertiefung und Durchdringung des Stoffes und zudem typographisch herrlich ausgestattet. Zu tadeln wäre nur der Korrektor, der eine grosse Zahl Druckversehen, besonders im I. B., unberichtigt gelassen hat. K.

**English Fairy Tales** collected by Joseph Jacobs. London, D. Nutt, 1890.
**Celtic Fairy Tales** selected and edited by Joseph Jacobs. Same publisher, 1892.
**Indian Fairy Tales** selected and edited by Joseph Jacobs. Same publisher, 1892.
**More English Fairy Tales** collected and edited by Joseph Jacobs. Same publisher, 1894.
**More Celtic Fairy Tales** selected and edited by Joseph Jacobs. Same publisher, 1894.

This is a series of collections of fairy tales and other stories arranged for the reading of children. Some of the tales are not printed elsewhere, or are not easily accessible. The chief value of the books for folklore students consists in the notes appended by the learned Editor. These notes are intended to assist in proving Mr. Jacobs' favourite theme, that every tale had a definite place of origin whence it has been transmitted from place to place by tradition or by means of literature. For a large number of the stories Mr. Jacobs claims an Indian origin, agreeing in this with M. Cosquin and some other scholars. In my opinion, with the exception of certain apologues, it is impossible to prove this. But it is important to know what can be said on behalf of the theory; and the Editor has shown that M. Cosquin has by no means exhausted all the arguments. Of Mr. Jacobs' skill and ingenuity there can be no question; of his success we may be permitted to doubt. Whether we accept or reject his conclusions, however, we must admit that he has here made contributions to the discussion that no student can afford to ignore.

All the volumes are beautifully illustrated by Mr. J. D. Batten.

Glocester, E. E. Sidney Hartland.

**Gander, Karl:** Niederlausitzer Volksagen — Gesammelt und zusammengestellt —. Deutsche Schriftstellergenossenschaft, Berlin 1895, IX, 197. Den ausgezeichnet gediegenen Sagensammlungen Haases und Knoops schliesst sich die neueste Ganders würdig und ebenbürtig an. Es sind 339 Nummern, darunter ein Mährlein (Nr. 319), samt und sonders aus dem nördlichen Gebiete der Niederlausitz, vornehmlich dem Stadt- und Landkreise Guben. 279 Stücke sind bisher ungedruckt gewesen, die übrigen nahm Gander aus älteren, zum Teil schwer zugänglichen Druckschriften zur Ergänzung der eigenen Funde auf. Wie es von einem bewährten Urquellmitarbeiter zu erwarten war, sind alle Sagen mit treuester Zuverlässigkeit wiedergegeben, die Fundorte und bemerkenswerte Nebenumstände gewissenhaft verzeichnet und im Anhange zumeist vorzüglich erläutert, bezw. mit Parallelenverweisen versehen. G. hat fleissig und mit Nutzen die Fachliteratur studirt, und was er liefert, ist durchgehends gut. Die Sammlung enthält vorwiegend Zauber- und Spukgeschichten, wie solche aus deutschen Landen allgemein bekannt waren, doch für das besondere Gebiet noch fehlten. G. findet es rätselhaft, dass der ehemals slavische Boden im jetzigen Sagenschatze fast nicht mehr nachweisbar ist. Erwägt man, dass die lausitzer Wenden, die Slovenen in Krain, Kärnthen und Steiermark trotz der Bewahrung ihrer slavischen Sprache äusserst wenig echte und aus dem Altertum überkommene slavische Ueberlieferungen, dagegen vielfach unverkennbar deutsches Volktum besitzen, so lässt sich einiger-

massen das Rätsel lösen. Ehe die Sorben in der Lausitz sich ihrer Sprache noch entäussert hatten, waren sie schon folkloristisch betrachtet deutsch geworden. Sitte, Brauch, Glaube und Ueberlieferung haften vorzugweise dort fest trotz einem Sprachwechsel, wo sie entweder in der politischen Machtstellung des Volkes oder in der Religion einen sicheren Halt haben. Bei den Wenden von ehemals war offenbar weder die eine noch andere Vorbedingung vorhanden, darum konnte der Verschmelzungprozess so gründlich verlaufen. Auf hoher See erkennt man nicht leicht mehr das Süsswasser der Landflüsse, das muss man entlang den Gestaden und landeinwärts erforschen. Wer slavisches Volktum sucht, darf es nicht in der Mark Brandenburg von heute zu finden vermeinen. Doch, was ist denn slavisches Volktum? Seit Jahren liege ich diesem Studium ob, aber ich wäre in grösster Verlegenheit, müsste ich die Frage bestimmt beantworten. Soviel ich merkte, beruht der Unterschied zwischen deutschem und slavischem Volktum in Formen, die wesentlich hüben und drüben von gleicher Art sind, sich aber von einander nur durch eine grössere oder geringere Ursprünglichkeit unterscheiden, die Hauptschranke jedoch macht die Sprache aus; denn sie verbindet und sie scheidet die Völker. K.

**Hein, Dr. Wilhelm:** Die geographische Verbreitung der Totenbretter. (Mit 2 Lichtdrucktafeln). „Die Gleichartigkeit der Vorstellungen über den nämlichen Gegenstand in zwei verschiedenen Zonen lässt zumeist auf eine gewisse psychologische Notwendigkeit derselben schliessen und die eine erläutert die andere“ sagt Mannhardt in seinem Buch „Wald- und Feldkulte, I, 6“. Dies trifft auch zu bei den sog. Totenladen, Leichenbrettern, Totenbrettern, Rehbrettern etc., über welche Dr. Hein in Band XXIV der Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien unter obigem Titel berichtet. Die Dajaken in Südwest-Borneo stellen am Hause eines abgelebten Menschen ein Brett auf, welches mit den Darstellungen der Seelenschiffe bemalt ist, die die Seelen nach dem Jenseits führen; auch dort dient dieses Brett der umherirrenden Seele des Verstorbenen, die bis zum Totenfeste keinen festen Wohnsitz hat, zum vorläufigen Aufenthaltorte. Das Museum für Völkerkunde in Berlin bewahrt ein solches Seelenschiffbrett. In ähnlicher Form werden nun in einem von Dr. Hein näher nachgewiesenen geographischen Gebiete die Totenbretter oder Holzladen, auf welchen die Leichen ruhten, meist mit Inschriften und Abbildungen versehen, aufgestellt.

Dieses Gebiet erstreckt sich vom bayrischen Walde bis ins Pusterthal von der salzburg-tirolerischen Grenze bis zum Lech und zur Donau, meist da, wo sich auch der Maibaum vorfindet. Diese Bretter finden sich namentlich an Kreuzwegen, an sog. heiligen Wegen, Kirch-Wegen, Waldkapellen und besonders an Bäumen, vielfach auch auf Moorwegen, um den Betreter der Orte zu einem erlösenden Gebete zu bewegen; sie sind meist sippenweise gruppirt, dürfen nicht im Haushalte verwendet werden, sondern sollen von selbst absterben, verfaulen, damit die Ruhe des Abgestorbenen nicht gestört werde. Dieses Objekt eines uralten Ahnen-Kultes soll, wie eine Art von Hausgeist, möglichst gesichert im Hausgärtchen oder im Eichenwald (Reh—Loh) an einen Baum angelehnt bleiben.

Von dem lignum insuper positum der Leg. Bajuov., XIX, 7 und 8 muss dieses Rehbrett, da jenes auf die Leiche und ins Grab kam, getrennt gehalten werden.

Das Rehbrett soll nach alter Vorschrift aus Eichenholz sein und an sog. Toten-Eichen aufgestellt werden. Dort wird es wohl in Urzeiten geblieben sein bis zum nächsten Totenfeste. Was die Heinische Abhandlung besonders auszeichnet, sind der Sammelfleiss, die schönen Abbildungen und die genaue Litteraturangabe.

Tölz. Dr. Höfler.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.

Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

VI. B. II. H.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

# 1. Wodelbier und Weddelbier.

Von O. Knoop in Rogasen.

Das Erntebier hiess früher Wodelbier oder Weddelbier, so lesen wir in der Germanischen Mythologie von Elard Hugo Meyer (Berlin 1891, S. 255), einem trefflichen Werke, das freilich im einzelnen viel Falsches enthält. Auch anderwärts finden wir die Anschauung, dass Wodelbier und Weddelbier der Sache nach identisch seien; es würde folgen, dass dann auch die beiden Namen dieselben sind, und da das Wodelbier — nach der Annahme unserer Mythologen — ein zu Ehren des Gottes Wodan gegebenes Erntefest ist, so würde Weddelbier eine corrumpierte Form sein.

Umgekehrt hatte ich in einem kleinen Aufsatz in den Blättern für Pommersche Volkkunde, Jahrg. III, S. 20 f. geschlossen. Ich hatte Weddelbier als die richtige und ursprüngliche Form gefasst und als ein Bier gedeutet, welches den Erntearbeitern gegeben wird als wedde, als Ersatz für die saure Erntearbeit, wie es denn in der That von den Leuten so gefasst wird. Alle Erntesprüche, welche beim Ueberreichen des Erntekranzes an den Herrn hergesagt werden, beweisen dies. Wäre das richtig, so würde Wodelbier als eine dem alten Wodan zu Liebe aus Weddelbier corrumpierte Form sich ergeben.

Leider kam mir erst nach dem Druck des erwähnten Aufsatzes der um das Jahr 1530 von Matthäus von Normann geschriebene Wendisch-Rügianische Landgebrauch (herausgeg. von Gadebusch, Stralsund 1777) in die Hände. Hier wird das Weddelbier genannt, und zwar ist es ein Bier, welches nach zustandegekommenem Wedde getrunken wird; s. Blätter für Pomm. Volkk. III, S. 37, wo die betreffende Stelle abgedruckt ist. Es ergiebt sich als zweifellos, dass das Weddelbier kein Erntebier ist und mit Wodan nichts zu thun hat.

Zugegeben weiter, der Name Wodelbier sei echt volktümlich und nicht absichtliche oder unabsichtliche Täuschung, so stehe ich doch durchaus nicht an, ihm jede Beziehung zu dem Gotte Wodan abzusprechen. Die Echtheit wird durch das a. a. O. (S. 20) erwähnte v. Ditfurth'sche Wadelbier durchaus nicht erwiesen, da es sonst nirgends bezeugt ist und die Beschreibung, die

v. Ditfurth von dem schaumburgischen Erntefest giebt, auf anderen Werken beruht (Grimm, und der Westfälischen Sagen u. s. w. von A. Kuhn). Stände ferner das Wodelbier in Beziehung zu Wodan, so müsste das Wort alt sein und in eine Zeit hinaufreichen, wo Wodans Name dem Volke noch geläufig war; wir würden es dann aber in der Form Wodensbier überliefert erhalten haben, ebenso wie der Mittwoch Wodensdach hiess und nicht Wodeldach. Wäre weiter Wodelbier volktümlicher Name und noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebräuchlich gewesen, so würde sicher der wenig später als Franck schreibende Mecklenburger Mantzel neben die Weddelbiere die Wodelbiere und nicht die Ahrenklagen gesetzt und es würde gewiss bei der allgemeinen Verbreitung der Erntefeste der Name sich bis in die jüngste Zeit erhalten haben. Aber keiner der mecklenburgischen Sagensammler hat ihn bisher gefunden.

Auch die Bedeutung, die Franck seinem Wodelbier giebt, schliesst eine Beziehung auf Wodan aus: Wodelbier ist das Erntefest, welches den Arbeitern gegeben wird zur Belohnung ihres Fleisses, ein Umstand, der von den Mythologen absichtlich übersehen wird. Freilich ist bei einem solchen Erntefeste des Gottes gedacht worden, der im Sonnenglanz die Ernte hiess gelingen, aber warum sollte grade das Erntefest nach dem Gotte genannt worden sein? Es erheben sich auch in dieser Beziehung schwere Bedenken gegen die Echtheit des Wodelbieres.

Um endlich dem Wodelbier als einem Wodensbier ganz den Garaus zu machen, wollen wir die wirkliche Bedeutung des Wortes aufdecken. Ich habe schon in dem erwähnten Aufsatz über Wode und das Wodelbier erwähnt, dass Weddelbier eine ganz gewöhnliche niederdeutsche Wortbildung ist; erwähnt habe ich auch das Lawelbier, den Verlöbnisschmaus. Ich führe ferner an das Gewelbier (Dähnerts Wörterb., S. 151), welches ebenfalls den Verlöbnisschmaus bezeichnet, und das Trostelbier (Schiller-Lübben Wörterb., Bd. IV, S. 617), den Leichenschmaus vor oder nach einer Beerdigung. Betrachten wir diese vier Biere, so sehen wir, dass der erste Teil des Compositum ein Verbum ist und dass die Wortbildung mittelst der Ableitungsilbe — el stattgefunden hat. Gleicher Bildungen weisen die niederdeutschen Wörterbücher eine sehr grosse Zahl auf: ist der zweite Teil des Compositum ein Substantivum, der erste ein Verbum, so findet die Verbindung — abgesehen von den schon auf l ausgehenden Stämmen — durch die Silbe el statt. Weitere Beispiele anzuführen ist überflüssig. Ist der erste Teil des Compositums auch ein Substantivum, so findet diese Art der Wortbildung keine Anwendung. Als Ausnahmen könnten, so viel ich gesehen habe, nur Warkeldag und — Kindelbier erscheinen, doch geht Warkeldag nicht auf Wark (Werk), sondern auf das Verbum warken zurück, und Kindelbier, der Kindtaufschmaus, ist nicht abzuleiten von Kind, sondern vom Verbum kinden, schwanger sein, gebären, ein Kind be-

kommen (Schiller-Lübben Niederd. Wörterb., Bd. II, S. 463); vgl. die Worte jungen, kalben, lammen, fohlen — ein Junges, Kalb, Lamm, Fohlen gebären. So ist auch Kindelbedde nicht ein Bett für Kinder (Kinderbett), sondern ein Bett, in dem die Frau kindet, ein Kind gebiert. das Kindbett, Wochenbett, und das Kindelbier ist ein Bier, welches bald nach der glücklichen Niederkunft der Frau getrunken wird, also das, was wir jetzt in Hinterpommern Kindsfaut nennen, dann aber auch der Kindtaufschmaus.

Will man also trotz der grössten Unwahrscheinlichkeit das Wodelbier beibehalten, so darf man es nur erklären als ein Bier, welches den Erntearbeitern für ihr Wôden (wôden woeden = wüten), für das wütende Arbeiten im Schweiss ihres Angesichts gegeben wird, mithin hat es als Beweis für den Erntegott Wodan aus unsern Mythologien zu verschwinden.

Und Franck? Entweder ist er getäuscht worden, oder er hat selbst getäuscht, indem er aus dem damals noch vorhandenen Weddelbier ein Wodelbier fabrizierte, das er in Mecklenburg einschmuggelte, wie man die Herthe nach Rügen eingeschmuggelt hat.

## 2. Moralischer Folklore.

Eine Anregung von S. R. Steinmetz in Velp bei Arnhem, Holland.

Die Folklorewissenschaft, wie sie jetzt wenigstens in ihrem sammelnden Teile in allen Kulturländern emporgeblüht ist (Gesetze und Erklärungen werden noch auffallend wenig gesucht, und die Zurückführung der Erscheinungen auf die psychologischen Gesetze gebricht häufig vollständig), hat sich fast immer mit den Survivals von Anschauungen, Sitten, Gebräuchen und Ueberzeugungen beschäftigt, den ebensowohl bestehenden Survivals von Gefühlen und moralischen Urteilen aber eine sehr viel geringere Aufmerksamkeit gespendet. Und doch ist es gewiss, dass es solche in den unteren Lagen der Kulturvölker in Fülle giebt. Die Menschen fühlen und urteilen öfters ganz anders als es die christliche Sittenlehre und der Strafcodex von ihnen fordern und auch zu erwarten scheinen. Es werden öfter Gefühle und Urteile ausgedrückt, welche auf ganz andere gesellschaftliche und sittliche Zustände hindeuten, als jetzt an der Oberfläche, officiell, im grossen und ganzen oder auch nur angeblich herrschen. Es würde sich dann herausstellen, dass ein sogenanntes Kulturvolk moralisch ebensowohl als intellectuell, wie der bisherige Folklore dargethan hat, aus mehreren von einander sehr verschiedenen Schichten besteht.[1]) Auch moralisch bietet keine, wenigstens keine höher entwickelte, Gesellschaft ein homogenes Ganze. Ich wüsste keine Disciplin, wo das Studium der hier angeregten Probleme besser hin-

[1]) Ich erlaube mir auf einen Aufsatz von mir in der holländischen Zeitschrift De Gids (Mai 1893): „Vooruitgang in Ethnologie en Folklore“, zu verweisen.

gehört, als die Volkkunde, und keine Forscher besser geeignet zur Sammlung der betreffenden Thatsachen als die mit dem Volkleben schon so recht gründlich vertrauten Folkloristen. Denn gerade hier muss die intimste Vertrautheit mit dem betreffenden Volkkreise als die erste Bedingung des Wohlgelingens genannt werden; die absichtliche, direkte Befragung ist hier aber nicht angezeigt, meistens würde sie sogar vollständig irreführen, weil das befragte Individuum dann gleich die officiell eingepaukten Urteile ableiern wird. Als ein merkwürdiges Beispiel aus dem hochinteressanten Gebiete der Geschlechtmoral teile ich mit, dass in der mittelgrossen holländischen Fabrikstadt Leiden, deren ärmere Bevölkerung grösstenteils dem orthodoxen Teile der reformirten Kirche angehört, vor einigen Jahren ein behäbiges altes Paar aus dem Handwerkerstande einem Freunde von mir mitteilte, „dass Gott sie jetzt sichtlich segne, denn ihre Tochter wäre verheiratet und hätte ein Bordell eröffnet, womit sie so gute Geschäfte machte, dass sie ihre alten Eltern tüchtig unterstützen könnte; Gottes Segen ruhte auf dem tüchtigen Mädchen“ ..... — Eine junge Prostituirte zeigte einem Herren ihren Schrank und war stolz auf die viele reine Wäsche, welche sie in ihren freien Stunden alle selbst angefertigt hatte; sie sparte das alles und manches schönes Stück Geld für ihren Schatz auf, welcher auf dem Meer war, und wenn er wiederkam und sie in ihrem Berufe genug verdient hätte, würden sie heiraten; das Mädchen lebte übrigens ganz anständig und arbeitete wirklich fleissig. — Auf einem Gebiete, welches bis jetzt vollständig von der Volkkunde vernachlässigt wurde, dem ästhetischen, liesse sich auch manche Thatsache verzeichnen, wodurch dereinst im Verein mit der vergleichenden Ethnologie — ich denke an Grosse's schönes Buch,[1]) — die Aesthetik gezwungen sein wird die vergleichende Methode zu ihrem eigenen Heile zu verwenden. Für die mit Unrecht gering geschätzte Kosmetik teile ich eine hübsche Illustration mit. Eine junge Fabrikarbeiterin aus der schon genannten Stadt Leiden sagte einer jungen hübschen Dame, welche ihr und anderen Nähstunden gab, dass die langen Nägel der Dame (sie waren nicht chinesisch lang, sondern nur nicht bis auf das Fleisch abgenagt) hässlich wären wie die eines Huhns, eine andere bemerkte sogar: wenn sie blos schwarz wären, da ginge es noch an, aber jetzt, so eklig weiss! — Ich wollte nur zu den angedeuteten Untersuchungen anregen. Die Volkkunde ist genau so wie die Ethnologie berufen die Ethik und Aesthetik mit ihren Beobachtungen zu bereichern, und, von meinem Standpunkte möchte ich sagen, zu ermöglichen. . . . . .

---

[1]) Ernst Grosse (Assistent am ethnographischen Museum zu Freiburg i. B.), Die Anfänge der Kunst, 1894.

# 3. St. Bernhards Parabel und Hermods Bitte für Balder.

Von H. Jellinghaus.

Bernhardi Sermo I in annunciat. beatae Mariae Opera ed. Mabillion I, S. 979 ff.: Als die Menschheit in den tiefsten Jammer versunken war, da traten die Barmherzigkeit und die Wahrheit zu gleicher Zeit vor den Thron Gottes. Die Barmherzigkeit sprach: die vernünftige Kreatur bedarf der Rettung, sie ist im schrecklichsten Elende. Die Wahrheit: nein Herr, du musst dein Wort halten. Adam muss sterben mit seinen Nachkommen, weil sie gesündigt haben. Als die beiden eine Weile gestritten hatten, zeigte sich der Richter wieder und schrieb solches mit seinem Finger nieder: Die eine sagt, ich bin verloren, wenn Adam nicht stirbt; und die andere sagt: ich bin verloren, wenn er nicht Barmherzigkeit sendet. Es geschehe ein guter Tod und jede von beiden hat was sie will. Alle staunten über das Wort der Weisheit. Aber wie mag das geschehen? fragte man. Ist dort der Tod sehr grausam und bitter, wie mag er gut werden? Doch der Richter sprach: Der Tod von Sündern ist schrecklich, der Tod von Heiligen kann sogar köstlich werden. Oder sollte er es nicht sein, wenn er die Thür des Lebens, die Pforte der Herrlichkeit ist? — Wohl kostbar, sagten alle. Aber wie mag das geschehen? Es darf nur jemand aus Liebe sterben, der nicht zu sterben braucht, entgegnete der Herr. Denn nicht wird der Tod den Unschuldigen behalten können; sondern es wird, wie geschrieben steht, der Kinnbacken Leviathans durchbohrt. Es wird die Wand zerstört und die grosse Kluft aufgehoben werden, die zwischen dem Tod und dem Leben befestigt ist. Denn die Liebe ist stärker als der Tod. Wenn der Starke eintreten wird in des Todes Halle, so wird er ihn binden, aber auch durch seinen Durchgang die Meertiefe wegsam machen, dass die Befreiten hindurchgehen. — Ein teures, aller Annahme wertes Wort! klang es ringsum wieder. „Die Wahrheit durchwandert den Erdkreis und niemand ist rein von Befleckung, auch nicht das Kind, dessen Leben Eines Tages ist auf Erden. Aber auch die Barmherzigkeit durcheilt den ganzen Himmel und auch unter den Engeln findet sie, **um nicht zu sagen Schlechtigkeit, doch zu geringe Liebe.** Es kehren zum festgesetzten Tag die Wahrheit und Barmherzigkeit zurück, sehr bekümmert, ohne gefunden zu haben, was sie suchten.“

Die letzte wörtlich angeführte Stelle geht auf Athanasius, Ueber die Menschwerdung, Kap. 14, zurück: „Vielleicht kam es dem Menschen zu, die Welt über den Vater zu belehren? Aber die Menschen waren nicht im Stande die ganze Erde zu durchwandern, . . . noch konnten sie hierin sich Glauben verschaffen,

noch waren sie fähig, dem Betrug, noch dem Gaukelspiel der Dämonen aus eigener Kraft zu widerstehen.“

In Snorri's Gylfaginning 49 kommt Hermod zum Höllentor und bittet um Balders Erlösung. Es wird ihm erwidert, dass auf Balders Rückkehr nur zu hoffen sei; wenn mit den Asen ihn alle Wesen beweinen. Die Asen forderten nun alle Wesen, lebende und tote, auf, Balder aus Hels Reiche los zu weinen. Alle Wesen weinten. Doch in einer Berghöhle fanden die Götter eine Riesin, die sich Thokk nannte. Die sprach:

Mit trocknen Thränen wird Thokk beweinen,
Dass Balder den Brandstoss bestieg,
Im Leben nicht bracht er, noch als Leiche mir Nutzen:
Behalte Hel, was sie hat. (Aus einem verlorenen Liede.)

Dieses Weib war Loki. Vergebens baten die Gesandten noch lange. Trostlos mussten sie von dannen ziehen.

Hat der nordische Dichter, dem Snorri folgt, den heiligen Bernhard gelesen, oder hat der heilige Bernhard eine nordische Sage benutzt? Ersteres ist wohl wahrscheinlicher.

## 4. Ein deutsches Nationalwerk und Meisterstück der Volkkunde.[1]

I. „Der deutsche Liederhort“, das grosse Sammelwerk des deutschen Volkliedes, von Ludwig Erk begründet und von Franz M. Böhme fortgesetzt und beendet, liegt jetzt in der Gestalt von drei starken Bänden vor uns. Allein schon der äussere Umfang dieses Werkes lässt die Unsumme von Arbeitkraft und Fleiss ermessen, die, um ein solch grosses Unternehmen durchzuführen, aufgewendet werden musste. In der That, ein ganzes Menschenleben war dazu nötig, um die überall zerstreuten Schätze zu sammeln und zusammenzutragen, und dafür gebührt den beiden Beteiligten das höchste Lob. Die beste Belohnung für sie trägt indessen das Werk in sich selbst, indem durch dasselbe ein unendlicher Schatz deutschen Volklebens und -Wesens gehoben ist. Denn die Herausgabe von Zeugnissen des deutschen Volkliedes bedeutet zugleich Wirken für ein Stück der Sittengeschichte unseres Volkes. Und wo könnte man besser die Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, die Kulturgeschichte eines Volkstammes kennen lernen, als wenn man die Wurzeln und die innersten Fasern der Volkseele aufsucht dort wo das Volk in seinen

[1]) Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volklieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königl. Preussischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme. 3 Bände. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1893/94. Gr. 8°.

Liedern und Gesängen singt und spricht, weint und lacht? Diese dem gesamten Volke aufbewahrt und als unvergängliches Vermächtnis in dem Liederhorte niedergelegt zu haben, ist das grosse Verdienst der Autoren. Dass auch die äussere Ausstattung mit dem inneren Reichtum Schritt gehalten hat, dafür bürgt der Ruf der Weltfirma Breitkopf & Härtel, in deren Druck und Verlag das Werk erschienen ist.

Auf den musikhistorischen Wert der mitgeteilten Singweisen einzugehen, muss ich mir hier versagen und das den engeren Fachzeitschriften überlassen, wo man die einzelnen Weisen auf ihren handschriftlichen Ursprung prüfen möge. Hervorheben will ich nur die äusserst zweckmässige Zusammenstellung der einzelnen Singweisen in der ursprünglichen Ueberlieferung mit den späteren Umdichtungen und Fassungen in den verschiedenen Mundarten. Diese Anordnung gestattet nicht nur jedem leicht die Weisen seines engeren Heimatkreises wieder zu erkennen, sondern bietet zugleich die Möglichkeit, bequem durch die Vergleichung verwandter Dialekte mit einander die eigenartigen Wandlungen, Umdeutungen zu verfolgen, die das Volklied auf seiner Wanderung allmählich erfahren hat. Auch die Fingerzeige, die den Zusammenhang einzelner Weisen mit denen fremder Völker naherücken müssen als Grundlage für vergleichende internationale Volkliedstudien für sehr wertvoll gelten.

So ist denn in dem „Liederhort“ ein bleibendes Denkmal des leider immer mehr und mehr schwindenden alten Volklebens und echter Volkkunst erstanden, ein ewig sprudelnder Born, aus dem noch lange spätere Zeiten eine Fülle von Anregung schöpfen werden. Denn in dieser Hinsicht bietet die Sammlung, besonders dem schaffenden Künstler, die Gelegenheit, gar manches verborgene Goldkorn an das Taglicht hervorzuholen; wie gerade ein Tondichter in unsern Tagen es verstanden hat, in seinem Märchenspiel die einfachen Gebilde der Volkweisen mit den höheren Kunstformen zu einem organischen Gefüge von hoher Bedeutsamkeit zu verweben.[1])

München. Dr. Curt Peters.

II. Nachdem der erste Halbband der Neuausgabe von Erks „Liederhort“ auf den Büchermarkt gekommen war, haben die Leser unserer Zeitschrift Bericht darüber empfangen, und schon damals, Bd. V, S. 268, ist auf die ganz ausserordentliche Wichtigkeit dieser erstaunlichen Leistung ihre Aufmerksamkeit gelenkt worden. Mittlerweile ward das gewaltige Unternehmen, in dem die schönste Schaffenssumme zweier Menschenleben beinahe aufging, vollendet, und es erübrigt, angesichts dieses Umfangs von 656 + 800 + 919 Seiten schier unerschöpflichen Materials kurz das Facit für die Volkkunde im begrenzteren Sinne zu ziehen. Da stellt sich denn, je mehr man

---

[1]) Der Herr Referent meint natürlich Engelbert Humperdincks köstliche Märchenoper „Hänsel und Gretel“ (Text von seiner Schwester Adelheid Wette), die seit November 1893 ja einen wahren Siegzug hielt. L. F.

einzelne Lieder nachprüft, diese Druckmasse dreier dickleibiger Grossoktav-Bände als ein überaus reichhaltiges Reservoir des deutschen Volkliedes heraus, und sobald man noch die Fülle knapp gefasster, aber höchst inhaltreicher Anmerkungen mit ihrem Parallelen- und Variantenapparat hinzunimmt, als eine wahre Encyklopädie für alle Studien, die hinfort auf diesem besonderen Felde der Folkloristik getrieben werden. Dass zunächst diejenige Nation, deren Sprache diesen, die Unterziffern ungerechnet, 2175 Nummern das äussere Gewand leiht, das Hauptinteresse ihnen bezeugen muss, liegt auf der Hand, und schon in diesem Sinne war der tüchtige Sachkenner Anton Schlossar, zumal als Deutschösterreicher, berechtigt, die Doppelleistung „ein deutsches Nationalwerk" zu nennen („Blätter für literarische Unterhaltung", 1894, Nr. 49), und daher auch ist es zu erklären, dass grosse Tagblätter, ohne Unterschied der Partei, wie die „Kölnische Zeitung" (1894, Nr. 953) und die „Frankfurter Zeitung" (1894, Nr. 320) (Ed. S[ack]) in ihren sonntäglichen Literaturübersichten dieser Neuerscheinung einen ausgiebigeren Raum als üblich gönnten und mit Vorschlägen und Korrekturen aufwarteten, unbeschadet der eindringlichen Anerkennung und Empfehlung.

Es liesse sich auch an diesem Flecke eine Liste von allerhand kleinen Nachträgen, Randglossen und Anfragen zusammenstellen. Denn es ist, das gestehen wir offen ein, im einzelnen mancherlei zu beanstanden, z. B. in der Rangordnung der aufgenommenen Abweichungen, in der Gleichmässigkeit der sachlichen Erläuterung u. s. f. Beispielweise dünkt uns die kaum siebenzeilige Erklärung zu dem hochwichtigen „Doctor Faust" (I, S. 655 f.) unglaublich dürftig, zum Teil ist sie sogar direkt fehlerhaft; das reiche, freilich nicht überzeugend verwertete Material in Al. Tille's „Die deutschen Volklieder vom Doctor Faust" (1890) nebst Szamatólski's scharfer Kritik davon („Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur", 1891/92) war da unbedingt zu berücksichtigen. Häufig hätte ein Ueberschlag der Varianten eine Fixirung des Verbreitungbezirks ermöglicht; z. B. reichen die unter Nr. 74 „Die Unbestechliche" (Es ritt ein Reiter wohlgemut) vereinigten Varianten nur an einer Stelle wenig über oberdeutsches Gebiet nordwärts, woraus die Folgerung leicht gezogen werden kann. Ganz und gar ungenügend ist unter andern die Behandlung von „Wir sitzen so fröhlich beisammen" (II, 422); die von Wilh. Cremer, „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", V, (1891) 687—693, als „Wanderungen und Wandlungen eines Volkliedes" dargebotenen Betrachtungen über die Entwicklungstufen, die auf einer, im Stil der im „Urquell" gebräuchlichen Umfragen erlassenen ergebnisreichen Enquête (vgl. ebd. 59, 138, 209 f., 285 f., 635) fussen, gewähren hierzu viel interessanten Stoff, namentlich die Eingliederung der Volkreime „Napoleon, du Schustergeselle". Wie fruchtbar aber die methodische Durchforschung von Volkliedersammlungen bis in unscheinbare Kleinigkeiten gemacht werden kann, das zeigen uns des unermüdlichen Robert Sprenger, unseres ver-

ehrten Mitarbeiters, ebd. S. 636 ff. abgedruckte „Bemerkungen zu deutschen Volkliedern“.

Solche kleine Mängel können natürlich nicht die ganz hervorragende Stellung irgendwie beeinträchtigen, die künftighin Erk-Böhme allein neben L. Uhland's Sammlung behaupten wird. Zwischen beiden waltet noch eine Gemeinsamkeit ob, die sie für unsere Sonderzwecke uns besonders lieb macht, die ausgedehnte Rücksichtnahme auf Volkglauben, Volkbrauch und die kulturgeschichtlich nutzbaren Motive. Das einschlägige Register Erk-Böhmes, ausführlich und genau wie die andern Rubriken, liefert unermessliche Unterlagen für Sammeln und Forschen nach dieser Richtung; tausend feine Eigentümlichkeiten, auf die sonst die wenigsten achten, finden sich hier sauber katalogisirt, und auch wo schon gründliche Zusammenstellungen vorhanden waren (man vergleiche Artikel wie Liebe, Rose u. s. w.), wird hier viel Neues gespendet. Wahrlich, Erks und Böhmes Riesenbau verdiente den Ehrentitel eines gewaltigen Denkmals deutschen Geistes, auch wenn nicht der deutsche Kaiser und die preussische Staatsregierung mit finanzieller und sonstiger Unterstützung es mächtig gefördert hätten.

München. Dr. Ludwig Fränkel.

---

## 5. Allerneueste Hochzeiten.

Von A. Treichel.

„Die silberne und die goldene Hochzeit liegen für diejenigen, die das Bedürfnis haben, öfters eine Jubiläumsfeier zu veranstalten, etwas weit auseinander: fünfundzwanzig Jahre — das ist selbst für unsere schnelllebende Generation doch eine lange Zeit. Aus diesem Grunde ist man in einer unserer märkischen Nachbarstädte auf die ingeniöse Idee gekommen, zwischen die silberne und die goldene Hochzeit noch eine andere einzuschieben: die Aluminium-Hochzeit. Mit dieser Hochzeit feiert man also ein 37½jähriges Eheleben. Eine Feier dieser Art ist neulich in der betreffenden Stadt wirklich begangen worden. Dem nichts ahnenden ‚aluminen‘ Jubelpaare wurden aus diesem Anlasse reizende Präsente aus Aluminium dargebracht. Sollte die neue Sitte weitere Verbreitung finden, so könnte der Aluminium-Industrie eine „schöne Zukunft“ erwachsen.“ Spricht sich derartig ein Feuilleton einer politischen Zeitung aus, so habe ich doch im Städtchen Neustadt, W.-Pr., von der Feier sogar einer 12½jährigen Hochzeit erfahren müssen. In der Provinz wird also, scheint es, noch schneller gelebt oder noch ein Mehr an Festen gefeiert! Dies Institut nannte man die Nickel-Hochzeit, und Nickel waren also die Glieder des Jubelpaares. Zu beachten ist, dass es sich um neuere Metalle handelt. Träte eine noch grössere Teilung ein, so würden wohl die Zahlen und ihre Brüche ausreichen, aber nicht die neueren Metalle. Ein alter Witz bringt unter Anlehnung

an das bekannte Lied als Aeusserung vor der Hochzeit: Du bist mein Stern!, nachher aber: Du bist mir Schnuppe! Vom Weibe heisst es aber als Wahrwort: Vör de Hochtîd mötst se wenn, Nah de Hochtîd hat's en Enn!

Das Volk kennt meist nur eine Hochzeit, und das ist die erste, die es die grüne nennt, also ein nicht vom kalten, starren Metalle hergenommener, sondern ein aus dem Naturreiche der wachsenden Pflanzenwelt entlehnter Ausdruck. Hierin liegt das Wachsen, Blühen und Gedeihen so recht eingeschlossen, aber auch das Früchtetragen, wofür das allgemeine Landrecht Preussens in Th. II, XI. Titel vom Eherechte eine triviale, aber echt juristische Umschreibung hergiebt. Seit Einführung der Standesämter ist die Eheschliessung vor einem solchen die eigentliche Hochzeit. Dem Volke gilt sie aber nicht recht eine solche. Es nennt sie die hölzerne, oder polnisch drewiane wesele. Unwillkürlich denkt man dabei an einen hölzernen Peter. So wird ja auch das Fensterkreuz bezeichnet. Hölzern kommt diese Hochzeit aber deshalb dem Volke vor, weil es dabei nicht lustig zugeht. Weil dies aber auch bei der grünen nicht immer der Fall zu sein braucht, so wird bei ihr noch die lustige Hochzeit, auf welcher getanzt wird, unterschieden oder in Gegensatz gestellt zur stillen, die ohne Tanz geführt wird. Wegen dieser durch Tanz, Musik und lauteres Wesen gekennzeichneten hochzeitlichen Feier, die in Tafelreden, oft als hohe, das soll heissen festliche Zeit, betont wird, kommt es denn auch, dass der Jahrmarkt als lustiger Festtag für's Volk von diesem Hochzeit genannt wird. Man hört dann: Ön e Stadt ös Hochtîd. Aus gleichem Grunde nennt, wer mehr für's Essen ist, die Hochzeit auch Kest, d. h. Kost, sonst eigentlich Kindtaufsschmaus. Und aus dem Begriffe der Geselligkeit heraus spricht das Volk von den Maulwürfen, wenn sie viele Haufen neben einander aufwerfen, sie hielten Hochzeit.[1])

## 6. Zählen, Messen, Wägen.

Von Paul Sartori in Dortmund.

II. Jede Art von Berechnung überhaupt kann schädlich werden. Unsere Seeleute hüten sich, wenn ein günstiger Wind weht, zu berechnen, wann er etwa das Schiff zum Bestimmungort bringen könnte. Heims, Seespuk, S. 142. Wenn man morgens nach der Zeit gefragt wird, so darf man sie nicht sagen. (Schlesien.) Am Ur-Quell, III, S. 39. In den Sagen findet sich nicht selten der Zug, dass eine Nixe oder ein Holzweibchen jemandem ein Knaul Wolle, Zwirn und dergleichen schenkt, das so lange vorhält, bis der Empfänger nach dem Ende forscht. Vgl. z. B. Zeitschrift für die deutsche Mythologie, IV, S. 222. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, S. 40. Mit dem Auffinden des Endes ist das ganze Wesen des

[1]) Vgl. aber das ältere, hochgezit = hohe, festliche Zeit überhaupt. L. F.

Knauls erkannt und damit seine zauberische Kraft gebrochen. Ganz ähnlich hört das Weinfässchen des frommen Eberhard, das immer lief, mit seinem Segen auf, als jener den Inhalt des Fässchens durch einen Massstab zu erfahren sucht. Schmitz, Eifelsagen, II, S. 124. Man soll auch nicht das Mass der Milch nennen, die eine Kuh giebt: Lemke, Volktüml. in Ostpreussen, I, S. 82.

Schon blosses Hinzeigen kann Gefahr bringen. Man kann dadurch die verhängnisvolle Kraft des Gezeigten auf sich lenken, oder auch andrerseits der bösen Macht die Richtung auf das Gezeigte hinweisen. Man soll nicht im eigenen Gesicht zeigen, wo ein anderer den Krebs oder sonst was Schlimmes hat; denn dann bekommt man das gleiche Uebel an dieselbe Stelle (Schlesien). Am Ur-Quell, III, S. 41. Auf den Blitz darf man nicht mit Fingern zeigen. Kuhn, Märk. Sagen, S. 387, Bartsch a. a. O., II, S. 205 (1003); Birlinger, A. Schwaben, I, S. 402. Auch nicht auf den Ort, wo ein Gewitter steht (Bunzlau). Grimm, D. M.[4], III, S. 473 (1021). Auch nach den Sternen, dem Monde und dem Regenbogen darf man nicht mit Fingern weisen. Curtze, Volküberl. aus Waldeck, S. 245, 414; Grimm, D. M.[4], III, S. 445 (Chemnitzer Rockenphilosophie); 469 (937), 477 (1123 Ostfriesland); Birlinger, Volkt. aus Schwaben, I, 499, 4; Bartsch a. a. O., II, S. 201 (969); Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, S. 458 (426). Ur-Quell VI, S. 8. Schon Pythagoras verbot seinen Jüngern nach den Sternen zu deuten, und die Odschibwä-Indianer meinen, der Mond werde dadurch, dass man nach ihm deute, beleidigt und beisse den Finger ab. Ausland, 1890, S. 573. Ueber ähnlichen Glauben in China, Indien und Alaska, s. Liebrecht, Zur Volkkunde, S. 342. Man soll sogar keinen Rechen mit den Zähnen nach oben tragen (Pforzheim). Grimm, D. M.[4], III, S. 455 (597); Bartsch a. a. O., II, S. 132 (566); Meier, Schwäb. Sagen, S. 511 (425); Knoop a. a. O., S. 183 (261); Birlinger, Volkt. aus Schwaben, I, S. 492. Die (christlichen) Ilocanen auf Luzón dulden nicht, dass man mit dem Finger nach den Fruchtkeimen der Kürbisse weist, weil sie sonst nicht weiter wüchsen oder gar gänzlich verdorrten, Globus 48, S. 202. Zu seinem Nutzen wird die Kraft des Mondes auf den Zeigenden gelenkt in folgendem Glauben: Wenn man mit den Fingern nach dem Monde zeigend die Stelle des Körpers bezeichnet, auf der ein bösartiges Gewächs steht, so verfault es. Man nennt dies „den Mond brauchen". Curtze, Volküberl. aus Waldeck, S. 414 und die Anmerk. dazu.

Am häufigsten wird wohl dem Messen eine zauberische Macht beigelegt. Das Mass einer Person schliesst ihr ganzes Wesen in sich, es ist daher oft identisch mit der Person selbst und der ihr innewohnenden Kraft. Vielfach finden wir daher die sogenannte „Länge Christi" als Zaubermittel gegen Krankheiten und dergl. zur Anwendung gebracht. Vgl. Birlinger, A. Schwaben, I, S. 485; Globus 52, S. 377 (Azoren): Zeitschr. des Vereins für Volkkunde, II, S. 168 ff. Nach einer Basler Handschrift des 15. Jahrhunderts

gürten sich Weiber zum Zweck glücklicher Geburt die Länge des heiligen Sixtus um. Grimm, D. M.[4], III, S. 417. So ist namentlich mit dem Masse einer Leiche und eines Grabes vorsichtig zu verfahren, da es zu manchem Zauber fähig ist. In Deilinghofen in Südwestfalen wird das Mass, womit die Länge des Grabes gemessen ist, mit hineingeworfen. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1877, S. 151. Vgl. Schuller, Progr. v. Schässburg, 1863, S. 17, Anmerk. 45 (Senndorf in Siebenbürgen); Witzschel, Sagen aus Thüringen, II, S. 253 (12). Ein polnischer Dorfbursche benutzte einen Stock, mit dem man einen Toten gemessen hatte, als Vogelscheuche. Der auf Wache stehende Stock schreckte die Vögel so ab, als wenn es der Tote selbst wäre. Am Ur-Quell, III, S. 149 f. Nach der zweiten Heirat muss der Mann, wenn ihm die Frau nicht gefällt, das Mass von seiner ersten Frau nehmen, das er ja noch vom Sarge her haben wird, und es auf die Seite des Bettes legen, wo die zweite Frau schläft; dann wird sie kein Jahr mehr leben. (Garczin, Kr. Berent.) Treichel, Aberglauben aus Westpreussen, S. 12. Wird eine Bosnierin zu häufig von ihrem Manne geprügelt, so misst sie mit einem Faden einen Toten aus, der mit ihrem Manne gleichnamig gewesen, und näht den Faden in die Hemdärmel ihres Mannes ein in dem festen Glauben, er werde sie dann niemals wieder schlagen. Krauss, Volkglaube etc. der Südslaven, S. 139. Im Spreewald benutzt man das Sargmass gegen Epilepsie, indem man es dem Kranken unter das Bett legt. Schulenburg, Wendisches Volktum, S. 99. Hat einer ein Leichenmass stillschweigend entwendet und lehnt es nachts an eine Hausthür, so kann er die Bewohner des Hauses, ohne das einer aufwacht, bestehlen. (Voigtland.) Grimm, D. M.[4], III, S. 464 (849). Wenn in Hildesheim auf dem Lande jemand stirbt, wandert der Totengräber schweigend zum Hollunderbusch und schneidet eine Stange, um das Mass der Leiche zu nehmen: der Knecht, der sie zu Grabe fährt, thut ein gleiches und hält dann diese Stange statt der gewöhnlichen Peitsche. Ebda. III, S. 465 (866). Grosse Schwierigkeiten machte es zwei englischen Missionaren, welche behufs Anfertigung eines Sarges die Leiche der Königin Mutter in Uganda messen wollten, ehe ihnen dies von den Frauen der Verstorbenen gestattet wurde. Man fürchtete wohl, dass mit dem Leichenmasse Zauber getrieben werden könne. Globus 44, S. 238.

---

## 7. Quälgeister im Volkglauben der Rumänen.

Von Heinrich v. Wlislocki.

II. Eine grosse Rolle im Volkglauben der Rumänen spielen die Moroiu, die dem slavischen Volkglauben entlehnt sind, trotzdem aber in mancher Beziehung rumänisches Gepräge haben. Allgemein werden sie zu den Hexen (strigoiu) gezählt. Nach V. Alexandris Bericht (Poesii populare, Bukarest 1866, S. 194) sind die Moroiu

kleine Hexen, die aus der abgetriebenen Leibfrucht, oder aus ungetauft verstorbenen oder totgeborenen Kindern entstehen und sieben Jahre lang nachts ihre Mütter besuchen und von ihnen Milch begehren. Nach sieben Jahren, am Tage ihrer Beerdigung, entsteigen sie nachts zum letzten Mal dem Grabe und streifen jammernd umher und rufen: „Botes, botes!“ (Taufe). Tauft sie dann Jemand, so kehren sie für immer ins Grab zurück und finden ihre Ruhe, im entgegengesetzten Falle werden sie „untergeordnete Hexen“, die aber auch viel Unheil anstiften. Mütter, deren Kinder vor der Taufe gestorben, begiessen jedes Jahr am Tage der Wasserweihe (bobotează, heiliger Dreikönigtag) das Grab mit Weihwasser, und sprechen dabei: „Getauft sei der Diener Gottes N. N. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“ Dies wird sieben Jahre hindurch jedes Mal am erwähnten Tage vorgenommen, damit das betreffende Kind nach Ablauf dieser Zeit endlich Ruhe im Grabe finde, und jedes Wesen, ob Mensch, ob Tier, ohne Gefahr über sein Grab hinwegschreiten könne. Solche Kinderleichen werden von der Hebamme in Lappen eingehüllt und ausserhalb des Friedhofes, in ziemlicher Entfernung von den anderen Toten, in die Erde eingescharrt. Gewöhnlich liegen die Gräber dieser Kinder fest nebeneinander, und werden mit Dornen dicht bedeckt, damit weder Mensch, noch Tier darüber hinwegschreite und dadurch ein schwer heilbares Siechtum sich zuziehe. Gefallene Weiber vergraben, um ihre Schande zu verbergen, ihre abgetriebene Leibfrucht oft in den Grund eines Stalles oder unter einen Baum; aber hier treibt dann der Moroiu seinen Spuk. Hört man in der Bukovina den Ruf: „Botez!“, so zerreist man ein Handtuch oder ein weisses Leinwandstückchen in zwei Teile und, indem man sie in der Richtung, woher der Ruf kam, auf den Boden wirft, spricht man die Taufformel: „Getauft sei der Diener Gottes N. N. u. s. w!“ Entfernt man sich dann, so hebt der also getaufte Moroiu den Lappen auf, hüllt sich darein und kehrt für immer in sein Grab zurück.[1])

Die Moroiu verlassen um Mitternacht ihr Grab; treiben sich im Dorfe, in Gärten und auf der Landstrasse umher und versammeln sich häufig auf kahlen Bergen, wo man sie oft im Mondschein sich herumtummeln sieht. Häufig erscheinen sie nicht in Kindergestalt, sondern einzelne von ihnen nehmen die Gestalt eines Windspiels, einer Katze, einer roten Flamme an; mit dem ersten Hahnschrei aber kehren sie ins Grab zurück. Nehmen sie Katzengestalt an, so kriechen sie auf Bäume hinauf, springen auf den nächtlichen Wanderer und zerkratzen ihm das Gesicht; als Windspiele beissen sie ihn, als rote Flamme aber steigen sie dem Menschen auf den Kopf und machen ihn dadurch stumm, wahnsinnig oder schwerkrank. Man kann sich ihrer erwehren, wenn man sich rasch bekreuzt und

---

[1]) Vgl. O. Jiriczek, Seelenglaube und Namengebung, in den Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkkunde, I, S. 31 f.

die Daumen beider Hände ausgespreitzt ihnen entgegenhält. In Kindergestalt wandeln sie gewöhnlich nur in der heiligen Dreikönignacht durch das Dorf. Die aus abgetriebenen Leibfrüchten entstandenen Moroiu sind die gefährlichsten, denn sie kriechen auf den Aufboden des Hauses, in dem das betreffende Weib wohnt, und brüllen und kreischen dort entsetzlich; oft dringen sie in die Zimmer ein, belästigen die Schläfer, setzen sich ihnen auf die Brust, werfen sie aus dem Bette, kratzen und schlagen sie. Um den Moroiu wenigstens vom Hause fernzuhalten tröpfelt die siebenbürgische Rumänin auf ihr Hemd etwas von ihrem Blute, beziehungweise auch etwas von ihrer Milch, und hängt dies Hemd abends auf einen Baum, der auf einem Hügel oder Berg einsam steht. Der Moroiu holt sich das Hemd und treibt sich von nun an allnächtlich auf dem Berge herum, indem er hofft, abermals ein Hemd von seiner Mutter zu erlangen. Die in Ställe vergrabenen Leibfrüchte quälen nächtlich als Moroiu die Tiere, machen sie krank, töten sie und verwickeln die Stricke, mit denen die Tiere angebunden sind. Nimmt dies der rumänische Bauer öfter wahr, so reisst er den Stall ab und baut ihn an einem anderen Orte auf. Um den Moroiu von Haus und Hof fernzuhalten, begiesst man nicht nur sein Grab mit einem Dekokt vom gemeinen Sonnenröschen (Helianthemum vulgare), sondern verlangt auch aus drei verschiedenen Häusern je ein Knoblauchhäuptchen und reibt damit Thür und Tor und Fensterstöcke, ja selbst das Rauchloch ein, wobei man die Worte sagt: „Moroiu, weich aus meinem Gebiete und wag es nimmer, her zurückzukehren, um meinen Ort zu verunreinigen, meine Tiere, mein Haus, meine Kinder und mich. Fliehe in wüste Gegenden, kriech zurück in dein Grab, woher du gekommen bist, und komm von dort nimmer hervor, Amen!“ In manchen Gegenden treiben die Moroiu, besonders im freien Felde, auf der Landstrasse ihren Spuk. Werden bei nächtlicher Fahrt die Pferde scheu, stürzt der Wagen um, so wird dies den Moroiu zugeschrieben.

---

## 8. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

XI. Der Spott ergiesst sich auch über vielerlei Sonstiges. Vor allem haben Schuster und Schneider darunter zu leiden. Die Schuster sind berühmt wegen der Langsamkeit ihrer Arbeit. Dies kommt zum Ausdruck in folgenden Versen:

Sundag is Maandag sin Broer,
Dingsdag geit de Schoknecht vor't Door,
Middeweken kumt he wedder,
Donnerdag kloppt he Ledder,
Fredag suit he to,
Un Sunnavend maakt he'n paar Scho.
Nu haar he nog mol geern wat daan,
Averst da wer em de Weke vergaan.

Raabe, S. 107, Korrespondenzblatt VIII, 24.

Oder:

So neit de Schoster de Naat,
Un so trekt he den Draat,
Un so sleit he de Penn in't Ledder,
Juchhe, juchhe, kamt morgen man wedder.

Die Schneiderverse, welche von den Kindern hergesagt oder gesungen werden, sind wohl moderneren Ursprungs. So z. B. folgende:

Und was ein guter Schneider ist,
Muss wiegen sieben Pfund,
Und wenn er das nicht wiegen thut,
So ist er nicht gesund.
Friederike is doot, Friederike is doot,
Dat lütje leve Kind.

Frischbier, S. 80, Nr. 325; Volktüml. Lieder III, S. 238, Nr. 818.

Oder:

Und wenn der Schneider reiten will
Und hat keinen Gaul,
So setzt er sich auf 'n Ziegenbock
Und nimmt den Schwanz in's Maul.

Frischbier, S. 81, Nr. 327; Volktüml. Lieder III, S. 240, Nr. 825.

Oder:

Seht den Himmel, wie heiter,
Lauter Schuster und Schneider
Sitzen am Himmel und nähen,
Nähen Röcke und Westen,
Nähen sie aber nicht feste,
Die verfluchten Schneiderlein.

Alt ist dagegen ein Spottvers auf den Müller:

De Müller up der Mölen
De keek ut allen Hälen,
He wol en Koken bakken,
He stool ut allen Sakken.
He kon kin Water kriegen,
Da most he 't laten bliven.

Volktüml. Lieder III, S. 235, Nr. 810.

Auch sonst finden sich mancherlei Spottreime. Es gehören dahin z. B. folgende:

Jokob woll tor Mälen gaan,
Woll en Schepel Roggen hol'n,
Zieh Jakob, zieh,
Setz dich auf die Knie.

Origineller ist folgender:

Janmann wol riden,
Hadde kin Peerd,
Greetje nam 'n Kalversteert,
Maakd em en Peerd.
Als Janmann dat Peerd har,
Har he kin Toom,
Greetje nam en Nedderhemds Soom,
Maakde Janmann en Toom,
Leet 'n da riden.
As Janmann vor 'n Doore kam,
Sä'n se, wat is dat vor 'n Mann?

Dat is Jan Dudeldei,
Greetje sin Suster sei.
Heissa fidum!
Den Speelmann sin Jung,
Den Speelmann sin Sadelpeerd
Is kin' dre Smaren weert,
Heissa fidum!

Volktüml. Lieder I, S. 40, Nr. 134 (von Pröhle in Bremen aufgezeichnet). Vrgl. ferner Danneil Wörterb., S. 270, Diermissen, S. 24 u. s. f. Im Dänischenwohld und Stapelholm: Ol Mann wull ried'n etc.

Auch schlechte Eigenschaften werden verspottet. So z. B. der Geiz in folgendem Volkreime:

Witten Tweern un swarten Tweern,
Meyers Moder gift nig geern.
Fastnacht is vorbi gaan,
Meyers Moder hat noch Mettwust hangen.
Mettwust is min Begeer,
Averst Meyers Moder gift nig geern.

Vrgl. Niederdeutsches Korrespondenzblatt VIII, 38 ff.

Wahrscheinlich hängt der Vers mit einen alten Fastnachtbettelreim zusammen. Diese Bettelreime enthalten oft den Vers: „Mettwust is min Begeer.“

Auf diejenige, welche is't,[1]) geht folgender Spottvers:

Jumfer mit 'n Hosekiel
Timpen dorbi;
Timpen stek ut dem Büel
Jumfer mit 'n Hosekiel
Timpen dorbi.

Eine Verherrlichung des Leichtsinns findet sich in folgenden Reimen:

Hupdideldup, min Geld is up,
Morgen gifft wat wedder,
Avermorgen is 't wedder up,
Schoster kloppt dat Ledder (?)

Oder:

Hupdideldup, min Geld is up,
Morgen wilt wi reisen,
Enen Daler hev ik nog,
Den wilt wi verspeisen.

Oder:

Seven Ele Bottermelk,
Tein Ele Klump'
Un wenn de Scho verdrunken sünt,
So danss ik up de Strümp'.

Handelmann, S. 44; Müllenhoff, S. 489; Schütze I, 143; Raabe, S. 169; Volktüml. Lieder III, S. 290, Nr. 1026, Vers 3; Eckart, Redensarten, S. 69; Tuxen, S. 67.

---

[1]) Isen ist ein Bremischer Dialektausdruck für ein durch die Sitte nicht gebilligtes, wenn auch nicht gerade unerlaubtes Mitnehmen von Gegenständen, z. B. von Esswaren bei Mahlzeiten.

# 9. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

V. Die Taufe. a) Vor der Taufe. Liegt ein ungetauftes Kind im Dunkeln, so kommen die Zwerge, rauben es aus der Wiege und legen dafür ein Zwergkind hinein. Eigentümlich ist es, dass die Mutter und andere Personen, welche in demselben Zimmer schlafen, während der Anwesenheit der Zwerge fester als sonst schlafen, so dass sie das Schreien des geraubten Kindes nicht hören und ihm nicht zu Hülfe kommen können. Um nun das Kommen der Zwerge zu verhindern, muss in dem Zimmer stets eine Nachtlampe brennen. (Rothenburg bei Pasewalk. G. Gaude. Vrgl. Knorrn Nr. 9.) — Vor der Taufe darf ein Kind nicht gelobt werden, weil es sonst viel schreit. (Kuhlmorgen bei Torgelow. G. Gaude.) — Vor der Taufe dürfen einem Kinde nicht die Haare beschnitten werden, da sie sonst später ausfallen; nach der Taufe dürfen sie aus demselben Grunde nur bei zunehmendem Mond beschnitten werden. (Ebendaher.) — Fährt eine Frau mit einem ungetauften Kinde über die Grenze, so brennt ihre Hofstelle bald ab. (Sinzlow. Fräulein C. Richter.) — Leute mit schwarzen Augen üben auf ungetaufte Kinder (und auf Jungvieh) einen nachteiligen Einfluss aus. (Kuhlmorgen. G. Gaude.) — Wenn ein Scharfrichter ein ungetauftes Kind (oder junges Vieh) anblickt, so wird es unruhig, und bisweilen entstehen dadurch Krankheiten, welche sogar den Tod herbeiführen können. (Ebendaher.) — Vor der Taufe gestorbene oder totgeborene Kinder gehören dem Bösen; sie hüpfen dann nachts als Irrlichter umher und locken den Wanderer in den Sumpf oder Abgrund. (Knorrn Nr. 29. — A. Haas, S. 101. — Blätter für Pomm. Volkkunde II, Nr. 8.) — Irrlichter sind die Seelen der Kinder, die ohne Taufe gestorben sind. Sie müssen bis zum jüngsten Tage am Wasser herumirren. (Temme: Die Volksagen von Pommern und Rügen, S. 339.) — Das erste Kind in einer Familie darf nicht den Vornamen des Vaters bezw. der Mutter erhalten, weil es sonst bald stirbt. (Kuhlmorgen. G. Gaude.) — Kinder dürfen nicht die Vornamen solcher Mitglieder der Familie erhalten, welche bereits gestorben sind; sonst haben sie Unglück im Leben oder sterben bald (werden von den Verstorbenen bald nachgeholt).[1]) (Rügen. Sinzlow u. a. Vrgl. Knorrn Nr. 19.) — Wenn Eltern Angst haben, dass das neugeborene Kind sterben könnte, so geben sie ihm, wenn es ein Knabe ist, bei der Taufe den Namen Erdmann; ist es ein Mädchen, so muss es Eva genannt werden. (Knoop Nr. 4.) — Wenn Kinder sehr unruhig sind und viel schreien, so müssen sie möglichst bald getauft werden; darnach wird es besser. (Rügen.)

---

[1]) Gerade der umgekehrte Brauch und Glaube bei den polnischen Juden. F.

# 10. Die Wetterpropheten der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

II. Auch einzelnen Wochentagen wird ein Einfluss auf das Wetter zugeschrieben. So heisst es allgemein, am Freitag ändere sich das Wetter, auch sei das Freitagwetter massgebend für den folgenden Sonntag (z. B. in Alt-Ruppin, Buberow u. s. w.). Das Wetter am Sonntag Vormittag wird besonders von Ausflüglern genau beobachtet; denn „wenn es vor dem Gottesdienste regnet, hört es sobald nicht wieder auf“ (Neu-Ruppin). Damit will freilich der Spruch, den man überall hört,

„Frühregen und frühe Bettelleut'
Bleiben nicht, bis es zwölfe läut',“

wenig übereinstimmen. — Neben den bisher besprochenen Tagen ist noch der Montag von besonderer Bedeutung für die ganze Woche; denn „ein düsterer Montag giebt eine klare Woche“ (Löwenberg, Neu-Ruppin), dagegen „ein klarer Montag giebt eine klattrige Woche“ (Neu-Ruppin).

Gehen wir nunmehr auf den Menschen selbst ein, so gilt allgemein derjenige, der an Rheumatismus („Fluss“) leidet oder einmal ein Glied, wie Arm oder Bein, gebrochen hat, als ein vorzüglicher Wetterprophet, da die Aenderung des Wetters, namentlich der Eintritt von Sturm, Regen und Kälte, sich vorher an der kranken Stelle durch Schmerzen und Reissen geltend macht. Aber auch auffallende Trockenheit der Hände, das Jucken der Beine (Protzen), ja selbst der Traum von einem Toten (allgemein) soll in kürze Regen, Hühneraugen-Schmerzen aber Sturm erwarten lassen (Protzen).

Abgesehen hiervon kann der Mensch auch durch seine eigene Handlungweise zur Gestaltung des Wetters viel beitragen. So darf in keinem Hause am grünen Donnerstage gebacken oder gesponnen werden. Geschieht dies doch, dann ziehen „die Regeschwärke“ während des ganzen Sommers am Dorfe vorüber, und eine kärgliche Ernte ist die gerechte Strafe für eine solche Sünde (allgemein). — Will man Wind[1]) erzeugen, braucht man nur einen Besen zu verbrennen (Alt-Ruppin).

Auch Sonne und Mond geben Aufschluss über das bevorstehende Wetter. Aus einem klaren Sonnenuntergange schliesst man allgemein auf einen schönen Tag; geht dagegen die Sonne „hinter einer Wand“ unter oder ist sie beim Aufgange von vielen geröteten Wolken umgeben („Morgenrot bringt Dreck und Kot“) oder zeigen sich „Nebensonnen“ am Himmel, so rechnet man allgemein bestimmt auf Regen. Dasselbe ist der Fall, „wenn der Mond einen Hof hat“ oder wenn in einer Sommernacht der Tau ausbleibt (allgemein).

„Wenn de Sünn schient up't natt Blatt
Giwt bald werrer wat.“ —

---

[1]) Wiederholt hörte ich in der Grafschaft die Redensart: „Heut' ist Wetter wie ein Bauern-rsch.“ Auf die Frage inwiefern? lautete die Antwort: „Es ist windig, rauh und dreckerig.“

Der Schnitter beobachtet am frühen Morgen, wenn er auf das Feld geht, besonders seine Sense. Wenn sie während des Morgentaues trocken bleibt, so bleibt auch das Wetter trocken; zieht sie dagegen Feuchtigkeit an und färbt sich infolge davon bläulich oder rötlich, so giebt es binnen kurzer Zeit Regen (allgemein). — Einen Kometen am Himmel deutet man vielfach auf Kälte, aber auch, wie allgemein bekannt ist, auf Krieg. — Ebenso muss man sich auf einen strengen Winter gefasst machen, wenn es im Spätherbst über die kahlen Bäume hindonnert (allgemein), doch gewähren Gewitter im November die frohe Aussicht auf eine reiche Ernte im nächsten Jahre, denn

„Wenn im November der Donner rollt,
Ist's andre Jahr den Früchten hold" (Neu-Ruppin).

Geht dagegen der Donner im Frühjahre über die kahlen Obstbäume, so giebt es späte Fröste und wenig Obst (Fehrbellin).

Hiernach bietet auch die Pflanzenwelt dem Landmanne mannigfachen Anhalt zur Beurteilung der Witterung. Dahin gehört die in hiesiger Gegend allgemein bekannte Bauernregel:

„Treibt die Esche vor der Eiche,
Hält der Sommer grosse Bleiche;
Treibt die Eiche vor der Esche,
Hält der Sommer grosse Wäsche."

Ferner ist ein gelinder Winter zu erwarten, wenn es wenig Steinobst giebt oder wenn im Herbste die Bäume noch einmal blühen oder die Birken im Oktober noch grün sind (allgemein), ein strenger dagegen, wenn es viel Steinobst oder viel Eicheln giebt (Alt-Ruppin.)

Am sorgfältigsten aber scheint der Landmann die ihn umgebende Tierwelt in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen zu haben. Von Hund und Katze bis hinab zu Fliege und Floh bieten sie ihm Anhaltpunkte für die Beurteilung des Wetters; am zahlreichsten sind die Wetterpropheten in der Vogelwelt vertreten. Im Schlussaufsatz stellen wir die einzelnen Beobachtungen zusammen.

---

## 11. Volklieder aus Waibstadt bei Heidelberg.

Mitgeteilt von Otto Heilig.

### I. Drei Volklieder, gesungen von einer alten Frau.

1. An einer Bach, da[1]) rauscht ein Getos,[2])
Ein armes Mädchen sass.
Aus ihren blauen Aeuglein floss
Manch Thränlein in das Gras.
Sie band von Blumen einen Strauss
Und warf ihn in den Strom.
Ach, lieber Vater, rief sie aus,
Ach, lieber Bruder, komm!
Ein reicher Herr gegangen kam
Und sah des Mädchens Schmerz;
Sah ihre Thränen, ihren Gram;
Und das ergriff sein Herz.

Sollst nicht mehr weinen liebes Kind,
Ich will Dein Vater sein!
Du hast ein Herz, das mir gefällt,
Du bist so fromm und rein.
Da (er)zählt sie: jener Rosenstock
Ist meiner Mutter Grab;
Wie auch vor langen Jahren schon
Mein Vater tot hinab.
Sollst nicht mehr weinen, liebes Kind;
Ich will Dein Vater sein;
Du hast ein Herz, das mir gefällt,
Du bist so fromm und rein.

Vrgl. A. Stolley: Der Gesangsfreund, Heft 2, S. 16, Nr. 20: Das Waisenmädchen, unterzeichnet K. Fr. Lossius, Weise von G. W. Fischer; ist aber unzweifelhaft ein Volklied.

---

[1]) = wo. [2]) = nhd. Getöse.

2. Röselein rot im grünen Klee,
Ich sehe Dich heut' und nimmermeh(r).
Sterb' ich in meines Vaters Haus,
Da kommen die Träger und tragen mich naus,[1])
Sie tragen mich naus und nimmermeh rein,[2])
Sie tragen mich in den Kirchhof nein,[3])
Sie scherren[4]) mich ein und decken mich zu;
Jetzt soll ich schlafen in guter Ruh.
Da kamen meine Freund' und streiten um mein Gut,
Sie wussten aber nicht, was Leiden thut.
Der Weg ist eng, die Reis' ist weit
Wohl bis in die ewige Seligkeit.

3. Traurig waren meine Tage
Von der zarten Kindheit an,
Nichts als Kummer, Sorg und Plage
Folgte stets auf meiner Bahn.
Traurig werden sie noch fliessen
Diese Tage ohne Dich,
Traurig weil ich Dich muss missen,
Traurigkeit ist nur für mich!
Von der Morgenröte Schimmer
Bis zum Abenddämmerungschein
Denk ich nur an Dich und immer
Schlaf ich ein und denke Dein.
Meine Zeit mit Dir zu teilen
O Gott, ist der Plan zu schön,
Um der Thränen Schmerz zu teilen,
Muss ich noch um eins Dich fleh'n:
Lass mich nur noch eins-, zwei-, dreimal
Küssen Deinen roten Mund!
Nun, mein Kind, jetzt lebe wohl,
Weil ich ohne Dich sein soll.
O Gott, wie bald sind sie verschwunden,
Wie vom Winde weggerafft,
Die so angenehmen Stunden,
Die ich bei euch hab zugebracht.
O Gott, wie würde doch so fröhlich
Mancher Kummer weggeküsst,
O wie ist der Mensch so selig,
Den ein kühles Grab umschliesst.
(Beim Abschied von den Eltern.)

---

## 12. Legenden aus Palästina.[5])

Mitgeteilt von O. Schell.

1. Die Milchgrotte zu Bethlehem. Als Josef mit der heiligen Familie auf göttliches Geheiss nach Aegypten fliehen musste, rettete er Maria und das Jesuskind zunächst in die Milchgrotte bei Bethlehem, um selbst die nötigen Vorbereitungen zur Reise treffen zu können. In dieser Grotte stillte Maria das himmlische Kind. Da fiel ein Tropfen Milch auf die Erde und seit jener Zeit ist dort eine milchartig erscheinende (mergelartige) Stelle.

Wenn nun eine Mutter in dortiger Gegend keine Milch hat, um ihr Kind zu stillen, so nimmt sie aus dieser Grotte eine Pastille Erde, löst sie in Wasser auf und trinkt dies. Dann bekommt sie hinreichend Milch, ihr Kind zu stillen. (Vrgl. J. Grimm, Deutsche Mythol., 3. Aufl., S. 1129 und 1233.) E. L. Rochholz, Deutscher Unsterbl. Glaube, S. 11—38.

2. Der Schädel Adams. Als Noah in die Arche ging, nahm er den Leichnam Adams mit, um ihn der Zerstörung durch die grosse Flut zu entziehen. Nach der Sintflut teilte er den Leib des Stammvaters der Menschen unter seine drei Söhne. Seth, der durch die göttliche Verheissung Bevorzugte, erhielt das Haupt Adams. Seth brachte das Haupt nach Jerusalem und verbarg es in einer Grotte unter dem Berge Golgatha.

Als Christus nun starb und die Erde riss, da zog ein Spalt durch den Berg Golgatha bis zum Schädel Adams. Christi Blut floss auf den Schädel und reinigte ihn von allen Sünden. Seit dem Tage ist der Schädel Adams verschwunden. Aber fast regelmässig erblickt man zu den Füssen der Kruzifixe die Darstellung eines Schädels.

---

[1]) = hinaus. [2]) = herein. [3]) = hinein. [4]) scharren.
[5]) Diese zwei Legenden erzählte mir ein Orientreisender.

## 13. Spottlied aus dem südlichen Mähren.

Mitgeteilt von Eduard Kulke.

3/8 Takt, c-dur. (c = 1.)

5 5 5 | 6 6 6 | 5 5 5 | 3. | 5 5 5 | 6 6 6 |
E-sterl mei Schwesterl wie geht's bei dir zü! wenn me soll essen geh'

5 5 5 | 3. | 5 5 5 | 6 6 6 | 5 5 5 | 3. | 5 5 5 |
stellt me erst zü! wenn me soll trinken geh hoilt[1]) me erst Wei'[2]) wenn me soll

1 1 1 | 5 5 5 5 | 1. ||
schloifen[3]) geh, fallt's Bettele ei.

Anmerkung. Dieses Spott- oder Necklied singen in Kostel in Mähren die Mädchen, wenn sie einer Kameradin den Vorwurf machen, dass sie in der Hauswirtschaft keine rechte Ordnung hält.

---

## 14. Rätsel galizischer Juden.

Mitgeteilt von Isak Robinsohn in Wien.

Vorstrophe[4]): A Jüngeli, a Jüngeli vin Peulen [= Polen] is gekimmen
In hot sich, in hot sich a Mädeli genimmen,
A Mädeli a schöns, a Mädeli a feins:[5])
„Ich will dich frägen a Rät'nisch a scheins.“

1. „Wus is höcher vin dem Haus
In wus ist geschickter vin der Maus?“
„Di narrisch Jüngeli, di narischer Tropf,
Di host kein Sseichel in dein Kopf;
Der Räusch vinm Keumin is höcher vinm Haus
In di Katz is geschickter vin der Maus.“

2. „In wus var a Haus is nit du kein Tisch,
In wus far a Tach is nit du kein Fisch?“
„Die narrisch Jüngeli u. s. w.
In der schönster Bud is nit du kein Tisch
In der grösster Mikweh is nit du kein Fisch.“

3. „Wus flieht un Fligel
In baut sich auf un Zigel?“
„Di narrisch Jüngeli u. s. w.
Der Schnei flieht un Fligel
In baut sich auf un Zigel.“

Die vorstehenden drei Rätsel habe ich aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet nach der Fassung, die ich in Brody öfter zu hören bekam. Ob es eine grössere Reihe dieser Rätsel in Liedern giebt, weiss ich nicht, es ist aber anzunehmen. Etwas befremdend sind die Begleitungstrophen. Dass eine Braut dem Bräutigam so harte Nüsse noch vor der Hochzeit zu knacken gäbe, ist durch keinen Brauch bedingt. — Die Melodie ist halb ernst, halb komisch, leicht dahintänzelnd und neckend.

---

[1]) holt. [2]) Wein. [3]) schlafen.
[4]) Mit der jedes der nachfolgenden Rätsel eingeleitet wird.
[5]) Hiernach ist zu denken: und diese sagte zu ihm.

## 15. Katzensporn.

Eine Umfrage von Krauss.

33. Eine Frau, gleichfalls aus Feddringen, sagte zuweilen zu ihrem Sohne, wenn sie meinte, dass er gelogen habe: „Stecke deine Zunge einmal heraus!“ War das Gewissen nicht rein, so wagte der Junge natürlich nicht, die Zunge heraus zu stecken. Durch jede Lüge entsteht nämlich nach dem Volkglauben eine Blase oder eine Blatter an der Zunge. Von einer Nordschleswigerin aus dem adligen Gute Gramm hörte ich: Wer lügt, erhält entweder eine Blase an der Zunge oder auch einen schwarzen Fleck auf der Nase.

H. Volksmann.

34. Auch hier in Schlesien glaubt das Volk, dass derjenige, den eine Kröte „angeseecht“ hat, böse Hände bekomme; ja, man warnt aus diesem Grunde sogar Kinder dahin zu treten, wo solch ein Tier sass. Ferner schreibt man dem Schwanze der Ratten und Mäuse giftige Eigenschaften zu, die Berührung mit ihnen erzeugt Geschwüre. Endlich hörte ich jüngstens Aehnliches über die Maulwurfgrille, sowie diverse Raupen von unseren Leuten. (Kindern, welche einander anspucken, ruft man zu: „Wart ocke, euch wird eene Kräte ei de Kuppe wachsa!“)

K. Knauthe.

35. Das in „Am Urquell“, Bd. IV, S. 124 Berichtete ist auch in der Gegend von Kaltenkirchen bekannt. Andererseits heisst es auch: Diese Blattern erhält man, wenn man von jemand belogen worden ist. Zur Vertreibung muss man dann den Spruch sagen: „Mi hett een belagen, ick will em weller beleegen, em schöllt de Blellern na 'n A — rin fleegen. Ferner heisst es: „Wer in's Feuer speit, bekommt eine Blatter auf der Zunge.“

Holm a. E., Holst. Eschenburg.

---

## 16. Bienenzauber und Bienenzucht.

Von H. Theen-Söby.

XXII. 24. In Neustettin (nach Dr. Haas):

Ihr Immen, ihr Ammen, ihr Weisen,
Setzt euch in's grüne Gras,
Setzt euch in eures Herren Garten,
Den ihr Tag und Nacht thut warten. † † †

25. Daselbst:

Ihr lieben Bienen,
Setzt euch auf meine Wiese;
Von der Wiese und Blumen
Tragt Honig und Wark. † † †

26. In manchen Gegenden betet auch wohl der Imker beim Schwärmen seiner Lieblinge: „Liebe Bienenmutter, bleib hier! Ich will dir geben ein neues Haus. Darin sollst du bauen Honig und Wachs, damit alle Kirchen und Klöster gezieret werden. Im Namen des Vaters usw.“

27. In Ost-Flandern (nach J. Cornelissen):

1. O Koning van deze bieën!
Wil hier undervlieën
Op het bedauwde gras,
Om te vergaderen was
Gelijk er aan Christus kruis was.

2. O Heere konig van het was!
Kom hier neder op het gras
Om te vergaderen Honing en was
Waarmee Onze Heer Jesus zijn eerste misse belas.

28. Wenn die hochgehenden Schwarmbienen sich einen Baum als nächsten Wohnsitz ausersehen haben, so sucht sie der mecklenburgische Imker mit nachstehendem Reime von ihrem schwer zugänglichen Ansiedlungpunkte zu vertreiben:

Ihr Immen, Wies' und Bienen,
Ihr seid vor mir erschienen;
Ich gebiete euch und beschwöre euch, dass ihr herunterkommt;
So gewiss als Jonas
Im Wallfisch drei Tage sass
Auf Gottes Geheiss. † † †

29. Wenn die Bienen recht hoch fliegen, und kein Klopfen mit Sense und Kanne hilft, kehrt man in der Oberpfalz den Brotlaib in der Tischlade um, so kommt der Schwarm zurück und legt sich an.

30. Sammelt man am Marientage (25. März) die auf den Bodenbrettern liegenden toten Bienen und vergräbt sie am Stillfreitag vor Sonnenaufgang an jeder Ecke des Gartens, in dem die Bienen stehen, so werden die Bienen beim Schwärmen nicht wegfliegen. Nach Dr. Haas.

31. Sieht man Bienen ziehen, so muss man mit drei Fingern nach ihnen zeigen und sie mit den Worten segnen:

Dei Weiser un dei Bienen,
Dei flegen wohl öwer minen Herrn sin Hus,
Sei tragen em Honnich un Wass;
Ik befehl ju dörch den heiligen Namen Gottes,
Sett jo alle up dat gröne Grass.

32. In Oberschwaben wurde schon im 9. Jahrhundert beim Schwärmen ein lateinischer Bienensegen gesprochen, der nach Bessler folgenden Wortlaut hatte:

| | |
|---|---|
| Adjuro te, mater aviorum (!) | Ich beschwöre dich, Mutter der Bienen, |
| Per Deum regem coelorum | Bei Gott, dem König des Himmels, |
| Et per illum redemptorem | Und bei dem Erlöser, |
| Filium Dei te adjuro | Dem Sohne Gottes beschwöre ich dich, |
| Ut non te in altum levare | Dass du dich nicht in die Höhe erhebst, |
| Nec longe volare | Noch fern wegfliegest, |
| Sed quam plus cite potes | Sondern dass du so schnell wie möglich |
| Ad arborem (venire ibi) te alleres | Dich an den Baum setzest |
| Cum omni tuo genere vel | Mit deinem ganzen Schwarm |
| Cum socia tua [1]) (?!) | Oder mit der Genossin (?!) |
| Ibi habeo bona vasa parata | Dort hab ich gute Behälter bereitet, |
| Ut vos in Dei nomine laboretis. | Damit ihr in Gottes Namen arbeitet. |

[1]) Wohl: Societate tua.

33. Ein anderer Bienensegen, der von Reifferscheid in einem vormals Lorscher Codex in der Vaticana entdeckt worden ist, hat C. Hofmann folgende Lesung:

Kirst! imbi ist huse!
Nu fliuc du mir zu huse!
Fridu frouo in godes munt
Heim zi comoune gisunt.
Sizi, sizi, bina!
Ju bot dir sancta Marja.

Urolob ni habes du,
Zi holce ni fliuc du.
Noh du mir n'indriunes
Noh du mir n'induniunes!
Sizi uilo stillo,
Uuirki godes uuillon?

34. Findet man einen Bienenschwarm und wirft seine Mütze oder seinen Rock dabei hin, so darf kein anderer den Schwarm in Besitz nehmen. Dithmarschen und Schleswig. Entstanden infolge des in Schleswig geltenden Bienenrechts nach dem Jütschen Low.

35. Um das Rauben der Bienen zu veranlassen, lege man die Feder von einem Habicht in den Bienenkorb, oder man befestige die Luftröhre von irgend einem Raubtiere so in dem Flugloch, dass die Bienen beim Ein- und Ausfliegen sie passiren müssen.

36. Nach U. Jahn wird das Rauben der Bienen befördert oder verhütet auf folgende Weise: Nimm einen Frittbohr, stecke ihn in das Flugloch und drehe damit, je nachdem die Bienen rauben sollen oder nicht, vorwärts oder rückwärts.

37. Warum die Bienen den roten oder sog. Kopfklee nicht befliegen, hat nach einer schwäbischen Sage seinen Grund darin, dass unser Herrgott bei der Schöpfung zu ihnen gesagt hat, sie müssten entweder am Sonntage das Umherfliegen und Honigsammeln sein lassen, oder für immer den besonders süssen Saft des dreiblätterigen Klees meiden. Die Bienen wählten lieber das letztere; denn sie meinten, es könne ja leicht geschehen, dass es einmal die ganze Woche hindurch regnen und nur am Sonntage gutes Wetter würde. Dürften sie an diesem Tage nichts einsammeln, so würden sie ja sieben Tage lang hungern müssen.

---

## 17. Baumsagen und Baumkultus.[1]

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

III. 1. Im Waldviertel Niederösterreichs habe ich schon oft folgende Sage vernommen: Es waren einmal vor alten Zeiten die Ochsenhalter gar so schlimm und ausgelassen; fluchen, schelten, singen schlechter Lieder, und allerlei böse Streiche zum Aerger der übrigen Leute waren ganz gewöhnlich. Das beobachtete einstmals der Teufel bei einem Rundgang auf der Erde und bekam Lust, die Ochsenhalter allesammt zu holen. Gott jedoch sprach zum Bösen: „So lange Blätter an den Bäumen hangen, darfst du nicht nach den Ochsenhaltern gelangen.“ Der Teufel denkt sich, kommt nur der Spätherbst, dann mach ich meine Ernte. Der Spätherbst kam, die Blätter fangen an zu fallen, und fallen ab bis auf die der Eichbäume, besonders der Wintereiche. Der Böse wartet noch eine

[1]) Siehe Am Ur-Quell, V, S. 88 ff, 119 ff.

Weile, die Schneeflocken kommen schon heran, die Ochsenhalter haben sich bereits in gute Ruhe begeben, aber die Eichenblätter wollen noch immer nicht herabfallen. Jetzt wird der Böse zornig, und weil die Blätter nicht herabfallen, so springt er voll Wut auf die Eichbäume hinauf und will das Laub mit den Zähnen herunterreissen. Er zerriss hiebei wohl die Blätter, und die fielen dennoch nicht herab; daher nach der Sage die Blätter der Eichen wie von Zähnen zerbissen aussehen. Auf diese Art wurden die Eichen die Schutzbäume der Viehhirten.

Vor einem Hollunderbaum soll man den Hut rücken, sagt ein altes Sprichwort, wenn man vorübergeht; wegen seiner guten Heileigenschaften sind Blüten und Beeren gleich ausgezeichnet. Die Wurzeln sind gerühmt bei Wassersucht. Die zarte innere Rinde ist ein sympathisches Mittel, aufwärts geschabt gilt es als ein gelindes Brechmittel, abwärts geschabt ein Laxiermittel. Sogar der zuweilen auf dem Baum wachsende Schwamm findet Anwendung für den sogenannten Gliedschwamm an Menschen.

Röhrenbach bei Horn, Niederösterreich. Karl Popp.

2. In dem zu dem Dorfe Niedergebra bei Nordhausen gehörigen Gemeindewalde steht eine alte hohle Buche, welche den Namen „Stietzelmartchen“ führt. Bis in die 70 Jahre hinein legte jedes vorübergehende Kind einen Stein, womöglich einen runden und flachen in die Höhlung des Baumes. Warum wir Kinder das thaten, wussten wir nicht. Es war einmal altes Herkommen. Jetzt ist der Baum mit Buschwerk umwachsen und darum das Hineinlegen der Steine nicht mehr möglich. Die Forstverwaltung schont den Baum aus Pietät, obwohl er sonst reif zum Fällen wäre. Fr. Krönig.

3. Als ich mich kürzlich mit einem Nachbarn über Tierstimmen unterhielt, sagte seine Haushälterin: Bei uns (im südlichen Schweden) können auch die Bäume sprechen, so habe ich immer sagen hören.

Will man die Birke umhauen, so ruft sie: „Haue mich nicht um, sonst läuft das Wasser von mir!“ Man kann auch viel Wasser herausfliessen lassen und daraus ein gutes Bier bereiten. Will man die Erle umhauen, so ruft sie: Haue mich nicht um, sonst blute ich. Verwundet man die Erle, so ist die Wundstelle zuerst weiss, wird aber bald darnach rot.

Holm a. E., Holstein. Eschenburg.

---

## 18. Bezeichnungen der Trunkenheit in der Sprache des Volkes.

Eine Umfrage von Heinrich Merkens.

III. Mancherlei Dahingehöriges bieten: Dr. Rudolf Schultze, Geschichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte, nach den besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt (Berlin 1867), wo man z. B. S. 201,

„Einfluss der nationalen Trunksucht auf die Sprache“, vergleiche; Ad. Hauffen, Die deutsche Trinklitteratur im 16. Jahrhundert, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte II, 481 (vgl. Strauch im Anzeiger für deutsches Altertum XVIII, 362 ff.) Ludwig Fränkel.

IV. He is anheitert. (H.A.[1]) — He is anschâtn. (H.A.B.) — He is nich alleen. (H.A.) — He is 'n bittn andûnt. (H.) — He is selig. (H.A.B.) — He is (total) dun. (H.A.B.) — He is dick. (H.A.) — He is (total) besâpen. (H.A.B.) — He is benebelt. (H.A.B.) — He is kanonendun. (H.A.) — He is knüppeldun. (B.) — He is sprüttndun. (H.A.) — He is nüdlich (auch gehörig) halwig söben. (H.) — He hett enen fât. (H.A.) — He hett enen sitten. (H.A.) — He hett 'n Strich. (H.A.) — He hett 'n Fäs. (H.A.) — He hett 'n (bannigen) Koken. (H.A.) — He hett 'n Brand. (H.A.B.) (Auch mit dem Zusatz: as 'n Hus hoch.) — He hett 'n (goden) Kliester. (H.A.) — Im Altenland ruft die Jugend dem Trunkenen nach: Haarbüdel! Haarbüdel! — He hett 'n Haarbüdel. (H.A.) — He hett 'n Schiesser. (H.) — He hett 'n (fixen) Knall. (H.) — He hett 'n (düchdigen Bôts. Bôts-Fall.) (H.) — He hett 'n lütt'n (oder: hellischen Zirs). (H.A.) — He is hellisch in 'n Dusel. (H.) — He hett 'n höllischen Dusel. (A.) — He hett 'n ordentlichen Stiebel (oder: hett 'n Stiebel voll). (B.) — He is god in 'e Stebeln. (H.) — He hett natte Föt. (H.) — He hett 'n Sebber.[2]) (H.) — He hett sick 'n Aapen köfft. (H.A.) — Hett 'n ordentlich Farken mitbröcht. (A.) — He hett 'n Lüttn in e' Prük. (H.A.) — He hett enen in 'n Krüsel. — He hett 'n Lüttn (enen (B.) in 'n Kopp. (H.) — He hett enen ünner de Mütz. (H.B.) — He hett en Bliehoot (op). (Südschleswig, Ditm.) — He hett enen ünnern Hot. (H.B.) — He hett enen in 'e Kron. (H.B.) — Dat is em in 'e Kron stegen. (H.B.) — Dat is em to Kopp stegen. (H.A.) — He hett sick enen uppackt. (A.) — Se hebbt em enen uphukt. (B.) — He hett sick enen antut. (H.A.) — He hett sick enen antügt (tügt). (H.) — He hett sick enen ansüffelt. (H.) — He hett sick enen anduselt. (A.) — He hett sick enen anköfft. (H.) (Düchdig enen köfft.) (A.) — He hett sick enen anpichelt. (H.A.) — He hett sick enen schmettert. (B.) — He hett to deep in 'n Buddel keken. (H.A.) — He hett sick enen achter de Binn gâten. (H.A.) — He hett sick enen in de Ogen gâten. (H.A.) — He hett sick enen in't Gesicht gâten. (H.A.) — He hett sick ordentlich enen up de Lücht (Lamp) gâten. (H.A.B.) — He hett sick enen to Gemöt nahmen. (H.) (— to Gemöt föhrt.) (A.) — He hett dat Gode to vel genaten. (H.A.) — He hett sick de Näs bekielt. (H.) — He hett sick den Aars bekielt. (H.) — „To Bôm laden“ mit Bezug auf den Erntewagen, auf dem die Garben durch den sogen. Binnelbôm niedergebunden werden. Bevor man den „Bôm“ hinaufbringt, wird an beiden Enden des Fuders höher ge-

---

[1]) H. — Holstein. A. = Alte Land in Hannover. B. = Brandenburg an der Grenze der Altmark. [2]) Sebber = Maikäfer.

laden, damit der Baum besser seine Wirkung ausübt, dies heisst „to Bôm laden". — He hett ordentlich to Bôm lâd. (H.) — He hett dat nich achterdal gaten. (H.) — He hett god inbött. (H.) — He hett in 'n Thran pedd. (H.) — He sitt ordentlich in 'n Thran. (A.) — He hett sin Deel. (H.A.) — He hett 'n Hals vull. (H.A.) — Pee Pi = Unterrock mit Taille für Kinder. He hett de ol Pee Pi vull. (H.) — He hett swar laden. (H.A.B.) — He kann 'n man eben dregen. (H.A.) — He sett över. — (H.B.) (Tred över.) (A.) — He kann de Balance nich hôln. (H.) — He kann nich mehr up 'n Strek gahn. (H.A.) — He tummelt. (H.) — He swigswagt. (H.A.) — He kumt von de Föt. (H.A.) — He schütt (oder: He schütt dar ordentlich hinlang.) (H.A.) — He is so dun: He kennt sinen egen Herrgott nich mehr.

Der Trinker. (Holstein). Suput, Supmichel, Supbroder, Swinegel, Swîrbroder, versapen Kerl, Sprîtkopp. — He supt as 'n Ilk. — He gütt dat nich in 'n Stebelschacht. — He is ümmer dick un dun. — He is ümmer in 'n Buddel verbistert. — He köfft sick enen un drinkt em ok ut. — He mutt de Näs immer in't Natt hebb'n. — Wat de utdrinkt, dat mûg ick nich in 'e Stebeln hebb'n, vel weniger noch in 'n Liev. — Em jökt de Kehl all weller. — He geiht all weller na 't Dunhus. — He hett 'n Kömnäs. — He hett 'n Beerbuk. — Wenn an den 'n Swebelsticken anholt, denn fangt he an to brennen. —

Das Trinken. Drinken, supen, picheln. — Enen tuten. — Enen smettern. — Enen genehmigen. — Enen köpen. — Enen up 'e Lamp geten.

Eschenburg.

---

## 19. Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

40. „Mondsagen. Von Arthur Pfungst ist ein Aufsätzchen im Dezemberheft von „Westermanns illustrirten Monatheften", 39. Bd. (Heft 459), S. 310—313, betitelt, der sich aber fast ausschliesslich mit der nicht bloss kaukasischen, sondern allgemeinmenschlichen Auslegung der im Monde sichtbaren Figuren beschäftigt, ganz besonders mit der in unserer „Umfrage" schon wiederholt berührten Erklärung als Hasen, wofür aus Ost- und Südostasien, merkwürdigerweise auch aus Südostafrika — wo doch der Einfluss der Semiten den diesen als unrein geltenden Hasen ausgemerzt haben sollte — neue Belege beigebracht werden. Dr. Pfungst, der bewährte Kenner indischer Religion und Philosophie, führt diese Auffassung auf buddhistische Grundlagen zurück und verweist im übrigen auf einen, jetzt freilich längst überholten fünfundzwanzig Jahre alten Artikel Oskar Peschels über die Sache, daneben auf eine Notiz A. v. Humboldts im „Kosmos". Die letztere, die Pfungst meint, ist jedenfalls die in der einundzwanzigsten Anmerkung zu Band III des „Kosmos"

(Cotta'sche Originalausgabe, 1850, S. 539) enthaltene: „Die Flecken des Mondes, in denen westliche Völker ein Gesicht zu erkennen glauben, stellen nach indischer Ansicht ein Reh oder einen Hasen dar: daher die Sanskritnamen des Mondes ‚Rehträger' (mrigadhara) oder ‚Hasenträger' ('sa'sabhrit). Schütz, fünf Gesänge des Bhatti-Kâvya, 1837, S. 19—23." — Uebrigens ist die Anbetung des Mondes bei den Negern, und sonst sowie seine Personifikation überhaupt, (vrgl. dazu auch mein „Shakespeare und das Tagelied", S. 101) gewiss auf die Ausdeutung von Gesichtzügen aus seinen Bergen und Tälern zurückzuführen.

München. Ludwig Fränkel.

41. Abergläubische Israeliten Westungarns behaupten, der Mann im Monde sei der König David. Dieser Glaube hat seinen Ursprung in der missverstandenen Formel eines Segens, den fromme Israeliten in der ersten Hälfte des Monates, womöglich an einem der ersten Abende, gegen den Mond gewendet zu sprechen pflegen. Darin wird neben der Lobpreisung des Weltenschöpfers auch der Hoffnung auf Errichtung des Messiasreiches Ausdruck gegeben. Das geschieht vornehmlich durch die Worte: „David, König Israels, lebt und besteht." Vor der Regelung des jüdischen Kalenderwesens durch Hillel II. (330—365) bildete die Formel öfter das Losungwort der Zeugen, auf Grund deren Aussage über das Erscheinen des Neumondes der hohe Gerichthof von Palästina zu Beginn des ersten Herbstmonates die Festzeiten bestimmte. Buchstabengläubige nehmen das dem Wortsinne nach und erblicken den König David im Monde.[1])

Röhrenbach. Leopold Mandl.

42. In der Mitte von Angeln heisst es: Im Monde sitzt ein Jäger; man kann deutlich erkennen, wie er zielt. D. Dreews.

---

## 20. Vergrabene Schätze.

Eine Umfrage von K. Ed. Haase.

XIX. Von den durch mich gesammelten Mährchen, welche sich auf Schätze des Pilishegy (ein Berg im Pester Comitat) beziehen, will ich eines hier mitteilen. Ein Pilis-Szántó-er Bauer fand auf dem Wege von Pilis-Szent-Kereszt nach seinem Dorfe einen grossen Schlüssel; als er sich umsah, bemerkte er an der Seite des an der Strasse sich emporhebenden Pilishegy (757 m) eine eiserne Thüre. Der gefundene Schlüssel passte gerade in das Schlüsselloch. Er sperrte nun die Thüre auf und ging hinein. Da war sein Erstaunen

---

[1]) Im Anschluss an unsere Umfrage eröffnete eine auch J. Cornelissen, Ons Volksleven, Tijdschrift voor Taal-, Volks- en Oudheidkunde, VI, S. 168 ff., 189 ff. (Het Manneken in de Maan), bisher dreizehn Beiträge.

gross, als er das viele Gold und Silber vor sich sah. Er nahm davon mehreres zu sich und lief nach Hause Leute zu holen, die ihm helfen sollten den Schatz von dannen zu tragen. In seiner Aufregung vergass er aber den Schlüssel mitzunehmen, und als er mit den Leuten an die Stelle kam, war die Thüre verschwunden.

Pilis-Szántó. Ludwig Mátyás.

---

## 21. Kleine Mitteilungen.

**Krambambuli-Lied.** Wer vermöchte mir Unterlagen zu geben über Verfasser, Zeit und Ort der Entstehung, sowie ihm bekannte Auflagen des Krambambuli-Liedes? Gefl. Auskunft erbittet A. Treichel, Hoch-Paleschken, Post Altkischau, Westpr.

Das Volklied **Ur-Quell Bd. V, S. 286,** scheint weiter verbreitet zu sein. Ich habe es in Westpreussen (Marienburg) in folgender Form gehört, die einen besseren Sinn giebt:

Mein Mädchen heisst Kar'line,
Ich bin ihr herzlich gut,
Und wenn ich 'was verdiene,
So kauf ich ihr 'nen Hut.

Brandenburg a. H. Dr. Pfl.

**Zu Urquell VI, S. 48.** Eine vortreffliche Abhandlung über „Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt“ veröffentlicht Otto Rieder in G. Steinhausens Zeitschrift f. Kulturgesch., I. Bd. (Weimar 1894), S. 59—79 und 97—134.

**Nachtrag zu Heft 1, S. 5–9.** S. 7 ist nach G. Ettig, Acheruntica, Leipziger Studien zur class. Philologie XIII, p. 311 A. 2 noch auf Plutarch, De genio Socratis 591 f. zu verweisen; in der Vision des Timarchus werden hier die ihrem Zustande nach verschiedenen Sterne ausdrücklich als die Seelen der einzelnen Menschenkategorieen (nach dem Grade ihrer Weisheit) erklärt. Vgl. auch A. Dieterich, Nekyia p. 24 A. 1, wo man aber die deutliche Trennung der verschiedenartigen Vorstellungen vermisst, ebenso wie bei H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen I, p. 76 A. 26.

Interessant ist ferner Horapollo, Hieroglyphica II, 1: Ἀστὴρ παρ' Αἰγυπτίοις γραφόμενος ποτὲ μὲν θεὸν σημαίνει . . . . ποτὲ δὲ Ψυχὴν ἀνθρώπου ἄρρενος. Auf diese Stelle macht Heinr. Lewy, Berliner philol. Wochenschrift 1894, p. 947 aufmerksam.

München. L. Scherman.

---

## 22. Vom Büchertische.

**Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen von Otto Knoop.** Sonder-Veröffentlichung der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Posen 1893. 363 und 19 S. Gr. 8°. 7 Mk.

Der Verfasser verfolgt einen doppelten Zweck. Er will erstens den Deutschen der Provinz Posen die Bekanntschaft mit dem deutschen und polnischen Sagenschatze des Landes vermitteln und der deutschen Jugend ein Interesse für die Heimat einflössen. Dieser Zweck ist löblich und Knoop's Buch durchaus geeignet, ihn zu erreichen. Ein voller, bunter Strauss altüberlieferter Volkdichtungen wird in dem Werke dargeboten, der verdient, in dem Lande, dem er überreicht wird, die dankbarste Aufnahme zu finden. Man empfängt aus dem Buche ein klares Bild vom Denken und Empfinden der im Lande lebenden Deutschen sowohl, als auch der Polen. Die Abneigung der letzteren gegen das Deutschtum,

die ehemaligen Verfolgungen von Luthertum und Judentum, ihre Kämpfe um Freiheit und Selbständigkeit: dies alles bringt die Sage getreu zum Ausdruck; ja sie lässt noch grosse Polenheere in den Bergen schlummern, die, wenn ihre Zeit gekommen ist, hervorbrechen und Polen befreien werden. (S. 67.) Das, was O. Knoop in zweiter Linie bezweckt, nämlich der aufblühenden Wissenschaft der Volkkunde Bausteine zuzuführen, hat er durch sein reichhaltiges Buch auch erreicht. Der Name O. Knoop, des Mitherausgebers der Zeitschrift für Pommersche Volkkunde, bürgt dafür, dass bei ihm die Vorbedingungen eines zuverlässigen Sammlers erfüllt sind; gleichwohl wird das reiche Material, welches er der Forschung darbietet, in seinem Werte dadurch etwas herabgesetzt, dass der Verfasser nur etwa den dritten Teil des Stoffes direkt dem Volksmunde entlehnt hat, während er zwei Drittel Mittelpersonen — Doktoren, Lehrern, Gymnasiasten, Seminaristen, Präparanden — und gedruckten Quellen verdankt. Daher kommt es wohl auch, dass viele Sagen die Ursprünglichkeit der Volksprache vermissen lassen. Das Buch enthält auch ein Dutzend jüdischer Sagen, ausserdem Legenden, Märchen, Schwänke, Streiche und schliesslich auch Bräuche aus dem polnischen und deutschen Festkalender. Der gesamte Stoff ist in siebenundsechzig Abschnitte geschickt gruppiert, ein genaues Inhaltverzeichnis und ein Ortregister erleichtern die Benutzung. Zu einem grossen Teile der Sagen sind am Schlusse des Buches wertvolle Bemerkungen und Nachträge gegeben. Der Inhalt des Werkes stammt nicht bloss aus deutschen, sondern auch aus polnischen Quellen; er beweist, dass die Provinz Posen den deutschen Ansiedlern ein gut Teil ihres Sagenstoffes verdankt, der im grossen und ganzen derselbe ist, wie ihn auch die Mark Brandenburg, die Lausitz und Pommern aufweisen. Knoop's Buch hat mit Sagensammlungen aus urdeutschen Gegenden entschieden grössere Aehnlichkeit, als beispielweise mit dem vom Herausgeber dieser Monatschrift verfassten Werke „Sagen und Märchen der Südslaven.“ Es steckt in dem Buche Otto Knoop's viel Fleiss, der nicht unbelohnt bleiben sollte. Die Ausstattung ist vornehm, der Druck vorzüglich; wir empfehlen es auf's wärmste. Karl Gander.

**Georgian Folk Tales** translated by Margery Wardrop. London, D. Nutt. Grimm Library, Vol. I.

Miss Wardrop's Georgian Folk Tales is the first volume of a new series of works of folklore projected by Mr. Nutt, the publisher of the (English) Folklore Society. The series is intended to consist partly of collections, and partly of expositions. The work before us is a translation of sixteen Georgian tales issued in 1891 by the Georgian Folklore Society under the title of Khalkhuri Zghaprebi, of eight Mingrelian tales and a few proverbs given by Professor Tsagareli in his Mingrelskie Etyudi published at St. Petersburg in 1880, and of fourteen Gurian tales also published at St. Petersburg in 1884 anonymously and entitled Gruzinskiya Narodnyya Skazki Of the Mingrelian in tales six were translated into French and published with some Georgian and Armenian tales by M. J. Mourier in 1888, under the title of Contes et Légendes du Caucase. The rest are all new to western students. They are voluable because, though they are only stories with which we have been long familiar, yet they come to us transformed by their wanderings on the rugged Caucasus; and they often present the incidents in shapes more archaic than those to which we have been accustomed.

Gloucester, E. E. S. Hartland.

**Deutsche Ferienwanderungen.** Schülerreisen als Anschauunggänge in deutscher Landes- und Volkkunde von **Otto Wilhelm Beyer.** Leipzig. Georg Reichardt Verlag 1894. 8°. 73 Seiten. Mk. 1,80.

Ein sächsischer Schuldirektor a. D. mit freierem Blick und moderneren Anschauungen als seine meisten landsmännischen Kollegen schlägt in diesem sehr nett und stellenweise geradezu fesselnd geschriebenen Büchlein ein neues Mittel vor, der heranwachsenden Jugend von früh an mehr Sinn für land- und volkkundliche Verhältnisse beizubringen, nämlich: systematisch angelegte Streifzüge in der Vakanzzeit durch nach jenen beiden Hinsichten anregende Gebiete, unter kundiger Führung

von liebevoll auf diese Dinge eingehenden Lehrern. Zu diesem Behufe führt er einen längeren Ausflug durch das ihm genau bekannte Thüringen, dessen Volkart er als Eingeborener nach allen Seiten gründlich kennt, in ein festes Programm gefügt vor, und die in glattem Flusse heruntergeschriebene Abhandlung selbst — jedes kathedermässige Paragraphentum ist ihm völlig fremd — giebt die hübschesten Erläuterungen dazu. Nicht nur wohlgemeint, nicht blos für seine nächsten Zwecke äusserst brauchbar erscheint uns dies frische kleine Büchlein, sondern ein schöner Beweis dafür, dass die volkkundlichen Bestrebungen sich immer mehr Bahn brechen, auch in Kreisen, die sich bisher ihnen meist verschlossen. -l.

Δ Dass die Zahl 13 auch eine Glückzahl ist, beweisen die 13 Völkerkundigen, die unter Redaktion J. D. E. Schmeltz's das „Internationale Archiv für Ethnographie" (Leiden, Verlag von E. J. Brill) herausgeben. An Gediegenheit des Inhalts wetteifert dies Archiv mit der Berliner „Zeitschrift für Ethnologie", an Schönheit und Reichhaltigkeit ist es jedoch in Mitteleuropa einzig. Eine Augenweide, wahrhaftig. Der mir vorliegende abgeschlossene VII. Band bringt auf 272 S. gr. 4° elf grosse Monographien, 28 kleinere Aufsätze, 15 Berichte über Museen und Sammlungen, 6 umfangreiche bibliographische Uebersichten, 24 ausgedehnte Besprechungen, ferner Nachrichten über Reisende und Forscher, 14 Nachrufe, 21 prachtvolle Bildertafeln un deine Menge Abbildungen im Texte. Ausserdem im gleichen Format ein Supplementheft: Náng, siamesische Schattenspielfiguren im kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin, von Dr. F. W. K. Müller, mit 12 Tafeln und 26 Seiten Text, und zum Ueberfluss noch ein Buch von 176 Seiten in 8°: Het paard onder de Volker van het maleische ras, door Prof. P. J. Veth. Dies Archiv kostet ganzjährig 25 Fr., das ist beinahe soviel wie geschenkt

Was Wissenschaft mit Reichtum und künstlerischem Geschmack vereinigt zu leisten vermag, zeigt die Festschrift[1]) zu Ehren Veths, unseres Altmeisters. Im Format wie der Kataster der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, dem Inhalt nach ein Hauptwerk der Ethnographie, der Ausstattung nach eine Zierde neuzeitiger Buchdruckerkunst. Zweiundsiebenzig Forscher haben sich hier mit Beiträgen eingefunden, jeder bemüht, festlich den Jubelgreis zu feiern. P. J. Veth hat es sich verlohnt, des Alters hohe Bürde auf sich zu nehmen. So ehrt man den Fürsten im Reiche der Völkerkunde. Wenn ich gewusst hätte, wie grossartig das Buch geraten wird, ich würde mich kaum getraut haben, auch einen Beitrag zu liefern. Mein Heldengreis Novak (S. 98—108) befindet sich inmitten einer äusserst gewählten Gesellschaft, und noch nie ist meines Wissens ein Guslarenlied in herrlicherer Gewandung irgendwo erschienen. Für uns Volkforscher bietet dieser Band ungemein viel Belehrung. Auch nur die Titel aller Beiträge aufzuzählen, fehlt es mir hier an Raum. Für Volkforscher prinzipiell wichtig sind die Aufsätze von H. Schurtz: ‚Der Begriff „Religion" vom Standpunkte der Völkerkunde' und von L. V. Frobenius: ‚Die Zweige afrikanischer Weltanschauung.' Es handelt sich um leidige Kunst- und Fachausdrücke in unserer Wissenschaft, um die Vermeidung unzutreffender Worte und Wendungen. Von rechtswegen hätten beide Forscher auch bemerken können, dass manche Ausstellung zum mindesten für Volkforscher von Beruf längst nicht mehr gelte. Krauss.

---

## 23. Nachruf.

**Colonel Garrick Mallery, U. S. A.** American anthropology has sustained a great loss in the death of Colonel Mallery, who died after a short illness, at his residence on N street, in this city, October 24, in the sixty-third year of his age.

Garrick Mallery was born in Wilkes Barré, Pennsylvania. His father, Judge Mallery, was a distinguished jurist and a man of cultivated tastes.

At an early period of his army experience at frontier posts Colonel Mallery (the brevet rank of colonel had been bestowed upon him for gallant services) began

[1]) Den vollen Titel in seiner Länge bringt die zweite Umschlagseite dieses Heftes.

to take an interest in the customs of the Indian tribes with which he came in contact. He was especially struck with the extent of their sign language and pictographs, and, following up this particular subject of research during his subsequent connection with the Bureau of Ethnology, he brought out from time to time reports of the progress of his work. He made many personal investigations, and an extensive correspondence furnished him with an immense collection of date and drawings. The result of these researches was embodied in the work "Picture-writing of the American Indians," which appeared in the Tenth Annual Report of the Bureau of Ethnology. It consists of 822 pages of text, in folio shape, with 1,290 illustrations. Colonel Mallery had the satisfaction of seeing this monument of his industry and ingenious research published in 1894, but a philosophical summary of the results of this vast accumulation of facts upon which he had entered was left uncompleted at his death.

In addition to his ethnological work, Colonel Mallery was the author of many addresses and essays, all characterized by a philosophical vein of thought and much critical acumen. He was known to his intimate friends as a man of large scholarly attainments, and who had a generous acquaintance with the literature of his own and other tongues. To those friends he was greatly endeared by his genial manner, kindness of heart, and high bred courtesy. He was a graceful writer, with the clearness and simplicity of style which belongs to the well-read man. This was the result partly of early education, and perhaps of inherent good taste, but he gave much study to the subject of style in composition. Its application to scientific writings was the theme of his address before the Philosophical Society on retiring from its presidency.

Colonel Mallery was one of the founders of the Anthropological Society of Washington, its president, and for many years an active and zealous member of its Council. In the Philosophical Society, the parent of all the scientific societies now existing in this city, he was an efficient member and its president in 1888.

He will be long remembered with affection by his many friends, and his scientific work is original and of permanent value. [1])

Washington. Robert Fletcher.

Einer der ersten, die sich „Am Urquell" als Mitarbeiter eingefunden, war der greise **G. A. B. Schierenberg**, der am 21. Oktober 1894 im Alter von 86 Jahren 7 Monaten und 3 Tagen zu Luzern verschied. Geboren wurde er am 18. März 1808 zu Horn im Lippischen. Horn und Umgebung waren für seine literarische Tätigkeit Ausgang- und Mittelpunkt. Er schrieb viel, niemals ohne Geist und Begeisterung, über archaeologische und germanisch-mythologische Streitfragen. Er liebte den Kampf, vertrug aber schwer Widerspruch. H. Jellinghaus widmete ihm in der „Lippischen Landes-Zeitung" Nr. 287 und 288 unterm Strich einen liebevollen Nachruf, worin er auch die Hauptschriften des Verewigten aufzählt und würdigt. „Mit einer seltenen Regsamkeit des Geistes, die ihn bis in sein höchstes Greisenalter nicht verliess und die auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens sich zeigte, verband der Entschlafene rastlose Energie, einen hohen und edlen Sinn für alles Schöne und Gute, eine glühende Liebe zum Vaterlande und zur engeren Heimat." K.

---

[1]) Diesen Nachruf übersandte uns für den „Urquell" Herr Frank Baker, Red. des „American Anthropologist"; im Jännerheft dieser Zeitschrift steht der Nachruf auf Seite 79 f. Hier sind die Schicksale des tapferen Soldaten Mallery auch gewürdigt, indess ausführlicher in der Einleitung zur deutschen Ausgabe von M.'s „Israeliten und Indianer," Leipzig 1891.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

VI. B. III. H.

# AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

**Friedrich S. Krauss.**

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

## 1. Ungerecht Gut.

Eine Umfrage von A. Wiedemann in Bonn.

I. Die Vorstellung, dass der Räuber eines heiligen oder ehrwürdigen Gegenstandes oder Ueberrestes von dem rechtmässigen Besitzer so lange verfolgt und gepeinigt wird, bis er seinen Raub an die richtige Stelle zurückbringt, ist weit verbreitet. In manchen Fällen werden die volktümlichen Berichte wohl auf Thatsachen zurückgehn, insofern sich nicht selten Gewissensbisse so stark gesteigert haben mögen, dass sie zu Traumerscheinungen und Zwangvorstellungen wurden, denen der Thäter nur durch Wiedergutmachen seines Unrechtes entrinnen zu können hoffte. Für diese Begründung spricht vor allem, dass in zahlreichen Erzählungen der drohende Besitzer, ein Gott, eine ehrwürdige Persönlichkeit, ein Toter, dem Räuber zunächst im Traum erscheint, und dass diese Erscheinung erst später auch während des Wachens auftritt.

Bereits im alten Aegypten begegnet diese Vorstellung dem Forscher. Im Setna-Märchen wird geschildert, wie ein Toter ein ihm geraubtes Buch wieder zu gewinnen weiss; doch ist dieser Text nicht völlig massgebend, da die erhalten gebliebene Handschrift des Märchens aus der Ptolemäerzeit stammt und kein Anhalt vorliegt, der eine sichere Datierung des Ursprungs der einzelnen Teile der Erzählung in eine frühere Zeit gestattete, so dass es neben den ägyptischen auch fremde Elemente enthalten könnte. Sicherer ist man nach dieser Richtung hin bei der sogenannten Bentresch-Stēle, einer zu Karnak (Theben) entdeckten, jetzt auf der Pariser National-Bibliothek aufbewahrten Inschrift, welche aus der Zeit nicht lange vor 1000 v. Chr. stammt. Ihren Text bildet eine Legende, die den Ruhm des thebanischen Gottes Chunsu zu verherrlichen bestimmt ist. Der Gott, d. h. seine Statue, war nach dem fern in Asien zu suchenden Lande Bechten gezogen, begleitet von einer Flotte, Wagen und zahlreichen Pferden, um einen Dämon zu vertreiben, der in die Tochter des Fürsten von Bechten gefahren war und diese krank gemacht hatte. Die Kur gelang, und dies gefiel dem Fürsten von Bechten so sehr, dass er beschloss, den Gott bei sich im Lande zu behalten und nicht nach Aegypten zurückkehren zu lassen. Allein mehrere Jahre darauf,

als der Fürst auf seinem Bette schlief, sah er, wie der Gott in Gestalt eines goldenen Sperbers seine Kapelle verliess, zum Himmel empor und dann in der Richtung nach Aegypten fortflog. Als er erwachte, fühlte er sich zerschlagen;[1]) voll Entsetzen entliess er nunmehr den Gott reich beschenkt in die Heimat.

Eine völlig entsprechende Geschichte knüpft ein griechischer Rhetor des vierten nachchristlichen Jahrhunderts an einige gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. im Nilthale lebende historische Persönlichkeiten. Libanius[2]) berichtet nämlich einer ältern, jetzt nicht mehr benennbaren Quelle folgend: Als Ptolemäus — gemeint ist Ptolemäus II Philadelphus — zur Zeit des Antiochus nach Syrien kam, und eine schöne Statue der Artemis sah, wünschte er sie für sein Land zu gewinnen und nahm sie mit nach Aegypten, wo sie verehrt ward. Allein, die Göttin wünschte in die Heimat zurück zu kehren; sie schlug die Gattin des Königs mit Krankheit und eröffnete ihr durch Traumbilder, warum dies geschehe. Das Herrscherpaar sendete sie, hierdurch bewogen, nach Hause, wo man sie wieder in ihrem alten Heiligtume aufstellte.

Anmerkung der Redaktion. Diese Umfrage greift in's Gebiet des moralischen Folklore ein, wie uns solchen Steinmetz in Bd. VI, Heft II, S. 51, darlegt; es ist aber hier eine eigentümliche Auffassung vom Recht im Glauben und Brauch der Völker durch Beispiele zu beleuchten. Wir bitten unsere Mitarbeiter um möglichst genaue und klare Mitteilungen aus unseren Tagen zur Weiterführung dieser Umfrage. K. und C.

---

## 2. Die Natur und die Naturerscheinungen in der Mythologie und Volkkunde der Indianer Amerikas.[3])

Von Dr. A. F. Chamberlain (Clark University, Worchester, Massachusetts).

II. Die Milchstrasse. Bekannt sind die Worte des englischen Dichters Pope:

„Lo, the poor Indian! whose untutor'd mind
Sees God in clouds, or hearshim in the wind;
His soul proud science never taught to stray
Far as the solar walk or Milky Way."

Bei vielen Indianerstämmen aber wird die Milchstrasse als „Seelenpfad, Geisterweg" u. s. w. angesehen. Die Passamaquoddy-Indianer von Maine und Neu-Braunschweig sehen die Milchstrasse als den Seelenpfad und auch als die Sehne des Bogens vom grossen unsichtbaren Geiste an.[4]) Die Odschibwē nennen sie tcipai-mikan, oder tcipekan, d. h. „Totenweg", von tcipai, „Leichnam, Geist",

---

[1]) Das ägypt. Wort ḥnuḥ bedeutet: sich in irgend einem unangenehmen Zustande befinden; es hängt mit dem Stamme ḥi, ḥeni „schlagen, zerschmettern", zusammen. [2]) Libanius, Orat. XI. ✝: I, p. 306 Z. 11 ff. ed. Reiske.

[3]) Siehe Am Ur-Quell IV, S. 261 f. — Eine Umfrage über La voie lactée von Gaidoz, Mélusine II, S. 151—158; 403 und III, S. 71; 143. — Am Ur-Quell II, S. 87; IV, 28, 29, 46, 47. [4]) Leland, Alg. Leg., 307.

und mikan, „Weg, Pfad“.[1]) Als der Pfad, worauf die Geister der Gestorbenen bis in den Himmel hinauf steigen, wird die Milchstrasse bei den Lenni-Lenâpé, den Omaha, den Eskimo, den Guarani von Paraguay und andern Indianervölkern Nord- und Süd-Amerikas angesehen. Einige Indianer Nord-Amerikas glauben in den glänzendsten Sternen der Milchstrasse die von den Geistern angezündeten Lagerfeuer zu sehen. Dies erinnert an den von Curr[2]) erwähnten Glauben der Eingebornen des Cap-Flusses (Australien), dass die Milchstrasse, Tugar, d. h. „Rauch“, genannt, der Rauch sei, der von dem von Weibern angezündeten Grase des Himmels aufsteigt. Nach der Meinung dieses Naturvolkes zünden die Weiber, denen während ihres irdischen Lebens eine gleiche Pflicht obliegt, jenseits diese Feuer, um dadurch ihre Männer, wenn sie gestorben sind, auf den himmlischen Weg fortzuleiten.

Als ein passendes Beispiel der in den religiösen Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts immer fortlebenden Mythologie citiere ich ein Gedicht, das im „Catholic World“ für November 1892, mit dem Namen H. M. Sweeny steht:

I.

„The Milky Way is the foot-path
Of the martyrs gone to God;
Its stars are the flaming jewels
To show us the way they trod.

II.

The flowers are stars dropped lower,
Our daily path to light;
In daylight to lead us upward
As those jewels do at night.“

Ein anderes mythologisches Ueberbleibsel steht in Joseph Rodman Drake's (1795—1820) Gedicht über die amerikanische Flagge:

„When Freedom from her mountain-height
Unfurled her standard to the air,
She tore the azure robe of night,
And set the stars of glory there.

She mingled with its gorgeous dyes
The milky baldric of the skies,
And striped its pure celestial white
With streakings of the morning light.“

Einige Indianer von Kanada nennen nach dem Berichte Klemm's die Milchstrasse „Aschenpfad“;[3]) die Kítōnāqā von Britisch-Columbien āqkemāis qāetltsin, d. h. „Pfad des Hundes“, von āqema, „Pfad“ und qāetltsin, „Hund“. Letzteres erinnert an den „Kuhpfad“ der Friesen, den „Elephantenpfad“ der Siameser u. drgl.

Nach dem Glauben der Patagonier sind die Sterne alte Indianer und die Milchstrasse der Pfad, worauf sie Strausse jagen. Andere behaupten, es sei der Pfad eines einzelnen Jägers und die sogenannten magellanischen Wolken die Haufen von Federn, welche er gesammelt.[4])

[1]) Cuoq., Lex. Alg., 391. [2]) Curr., Austral. Race II, 475. [3]) Allgem. Kulturgesch. II, 161. [4]) Müller, Amerikan. Urrelig., 256.

Die Bororó-Indianer von Südamerika glauben, dass die Milchstrasse aus den zahllosen Sandflöhen bestehe, die die Menschen auf der Erde so fürchterlich quälen. Dies erinnert an die bekannten Zeilen in Tennyson's „Locksley Hall“:

„Many a night J saw the Pleiads, rising thro' the mellow shade,
Glitter like a swarm of fire-flies tangled in a silver braid.“

Nach dem Glauben der Mississāgā-Indianer Kanadas entsteht die Milchstrasse auf folgende Weise: Im klaren Himmelsee wohnt ein ungeheurer Stör; von Zeit zu Zeit rührt er den Schlamm des Bodens auf und macht dadurch das Wasser trüb.

---

## 3. Der Vampyr.

Von H. F. Feilberg.

VII. Schon früher habe ich im Ur-Quell III, S. 331—335, eine Reihe von Märchen-Auszügen veröffentlicht, in welchen von einem Bräutigam, der Leichen verschlang, die Rede war. Damals kannte ich nur dänische Varianten. Sie scheinen in eine Art von Erzählungen, die wir „Rädehistorier“ nennen, überzugreifen. Es sind dies Erzählungen, die darauf abzielen, die Erwartungen des Kindes aufs äusserste zu spannen, und zuletzt wird das Kind so bange gemacht, dass es laut aufschreit. Um die Art zu charakterisieren, teile ich eine mit.

Es war einst eine Frau, die Kaldaunen sehr liebte; sie verlangte, dass ihr ihr Mann Kaldaunen verschaffen solle. Sie gab ihm keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Er kam einmal an einen Galgen, auf dem ein Dieb hing. Er schnitt den Dieb auf, zog ihm die Kaldaunen heraus, und nahm sie für seine Frau mit nach Haus. Er gab ihr sie, indem er sagte: „Nimm, mach sie rein, und wenn jemand kommen sollte, sag ihm, ich bin nicht zu Hause.“ Inzwischen fing sie an, die Kaldaunen rein zu machen. Da erschien der gehenkte Dieb. „Warum fragst du nicht?“ sagte er. „Was soll ich fragen? Der Mann ist nicht zu Hause“ „Frag mal, wo meine Hände sind?“ „Wo sind deine Hände?“ „Sie werden in der Hölle als Mistgabel benutzt. Warum fragst du nicht mehr?“ „Was soll ich fragen? Der Mann ist nicht zu Hause.“ „Frag' mal, wo meine Füsse sind!“ „Wo sind deine Füsse?“ „Sie werden in der Hölle als Schaufeln benutzt. Warum fragst du nicht mehr?“ „Was soll ich fragen? Der Mann ist nicht zu Hause.“ „Frag' mal, wo mein Kopf ist!“ „Wo ist dein Kopf?“ „Es wird in der Hölle als Kolben benutzt. Warum fragst du nicht mehr?“ „Was soll ich fragen? Der Mann ist nicht zu Hause“ „Frag' mal, wo meine Kaldaunen sind.“ „Wo sind deine Kaldaunen?“ Da fasst der Erzähler das Kind gewaltsam an und spricht mit donnernder Stimme: „Da sind sie, bei meiner Seele!“ Das Gespräch wird immer so geführt, dass die Frau mit feiner, pfeifender Stimme spricht, der Dieb dagegen mit grober.

Zu dieser Gattung von Märchenerzählungen mögen die im „Ur-Quell“ angeführten vielleicht gehören. Eine schwedische Variante, die ich vor kurzem gefunden, erlaube ich mir hier mitzuteilen:

VIII. Der grünbärtige Freier. Es lebte einst ein Mädchen, das sagte, es wolle keinen Mann, es wäre denn, das einer um sie würbe, der einen grünen Bart hätte. Nach kurzer Zeit erschien ein Freier, der hatte einen grünen Bart. „Nun musst du Wort halten; du willst dich verheiraten, wenn du einen Mann mit grünem Barte erhältst. Hier ist der Mann.“ „Ja,“ antwortete sie und damit kleidete sie sich an und folgte ihm. Er hatte zwei Pferde und den Wagen, und nun fuhren sie eine Strecke Weges. Sie gelangten an eine Kirche; es war Abend und der Mond leuchtete. Da sprach er zu ihr: „Halte meine Pferde, ich muss hinein!“ Er ging, sie blieb draussen im Wagen. Nachdem er eine Zeitlang in der Kirche geblieben war, kehrte er zurück und sprach: „Die Toten reiten, der Mond scheint, fürchtest du dich nicht, Kaisa?“ Zugleich fasste er sie an. „Nein,“ antwortete sie, und sie gelangten an eine zweite Kirche, abermals ging er hinein, und abermals sprach er, indem er sie anfasste, dieselben Worte. Und sie antwortete: „nein!“ Bei der dritten Kirche geschah dasselbe, sie musste die Pferde halten, weil er sein Geschäft in der Kirche verrichtete. Er verblieb aber so lange Zeit drinnen, dass sie zuletzt des Wartens müde, den Wagen verliess und zum Fenster hineinguckte. Da stand er eine Leiche schindend. Er kehrte zurück, sie hatte inzwischen ihren Platz wieder auf dem Wagen genommen. Er sprach: „Die Toten reiten, der Mond scheint, fürchtest du dich nicht, Kaisa?“ „Nein,“ sagte sie, „Aber was willst du mit der Haut, die du der Leiche abgezogen hast?“ „Die ist mir nützlich. Ich ziehe sie an, und einige werden dann sagen, der Mensch geht um und sie werden schwören, es sei Wahrheit. Es werden dagegen andere sich finden, die schwören werden, dass es Lüge sei. Somit dienen sie mir alle beide.“ Da wurde ihr angst und bange. Er aber drehte ihr den Hals um.

Die Erzählung steht in A. Bondeson's Buch: Historiegubbar på Dal (Stockholm 1886), pag. 113 und ist augenscheinlich mit dem Lenoren-Thema verflochten.

---

## 4. Maisitten am Rhein.[1]

Von C. Rademacher in Köln.

VI. Der Osterrohm. Unter den noch heute am Rheine fortlebenden Frühlingfestlichkeiten sei ein Brauch angeführt, welcher zwar mit einigen bereits besprochenen Sitten besonders das Einsammeln der Gaben für ein gemeinsames Mahl gemein hat, aber dadurch besonderes Interesse bietet, dass er den Zusammenhang zwischen dem Einsammeln und dem Mahle klar erkennen lässt und ausserdem noch eine gewisse Beziehung zum Kultus bei der Sitte sich bewahrt hat.

[1]) Vrgl. Band IV und V.

In der Stadt Königswinter bestand der Brauch, dass die Neukommunikanten an einem bestimmten, nach der ersten Kommunion angesetzten Tage, kurz vor Pfingsten durch die Stadt und die umliegenden Gehöfte zogen, um für den Pfarrer Eier, Geld, Weinpfähle, Tabak, Weissbrot u. s. f. herbeizuholen. Diese Sitte heisst „den Osterrohm holen“. So eingewurzelt war der Brauch, dass zu meiner Zeit (ich selbst bin dabei gewesen) an dem betreffenden Tage die Gymnasiasten, ebenso wie die Volkschüler, die zu den Neukommunikanten gehörten, die Schule versäumten, was die Lehrer als etwas Selbstverständliches ansahen. Vormittags wurden die Gaben von den Stadtbewohnern eingesammelt. Nachmittags zog man nach den umherliegenden Gehöften, sogar zu dem Wirtshause hoch oben auf dem Drachenfels. In einem grossen Henkelkorbe wurden die Gaben nachgetragen, und ehe man in Königswinter wieder einzog, wurde der Korb ebenso bekränzt wie die Mützen der Sammler. In festlichem Zuge unter den Klängen eines Liedes begab man sich dann zum Pfarrhause und lieferte das Erhaltene ab. Hierauf fand im Pfarrhofe ein gemeinsames Mahl der Knaben statt. Das eingesammelte Weissbrot ward in Schnitten verteilt, dann gab es Wein. Bedient wurden die Kinder durch die Haushälterin, während der Pfarrer selbst nur auf kurze Augenblicke erschien.

Wie aus dem Vorhergegangenen ersichtlich, wurde die Frühlingzeit von unsern Vorfahren in hervorragender Weise zu Versammlungen auf der Malstätte benutzt und diese Versammlungen durch gemeinsame Mahlzeiten und allgemeine Lustbarkeiten verherrlicht. Für das gemeinschaftliche Mahl sammelte man Lebensmittel, das sahen wir beim Pfingstliede, und jetzt weist uns der Osterrohm auf denselben Brauch hin, bei dem sich ja das gemeinsame Mahl noch erhalten hat. Merkwürdig erscheint bei dem Osterrohm nur der Umstand, dass heutzutage die Neukommunikanten die Gaben einsammeln. Wir wissen aus alten Chroniken, dass in der ältesten Zeit auf den Märzfeldern die Jünglinge in den Stammverband des Gaues aufgenommen wurden, d. h. sie nahmen fortan Teil an der politischen ebenso wie der religiösen Gemeinschaft der Erwachsenen. Die März- und Maifelder, denen wir in der Geschichte begegnen, sind aber aus den Frühlingversammlungen auf der Malstätte hervorgegangen, ja, wir können sagen, sie sind ein und dasselbe. Heutzutage sind es die Neukommunikanten, welche nach abgelegtem, feierlichem Glaubensbekenntnis durch den Priester in den Bund der erwachsenen Gläubigen aufgenommen werden. Diese feierliche Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche am Tage der ersten Kommunion entspricht der Aufnahme der germanischen Jünglinge in den Stammverband des Gaues auf Märzfeldern, also auch auf den Frühlingversammlungen, welche auf der Malstätte stattfanden. Die Aufnahme der Jünglinge in den Gauverband mag als ein besonderes Fest auf der Malstätte gefeiert worden sein, das naturgemäss durch ein gemeinschaftliches Mahl beschlossen ward. Zu diesem Mahle wurde eine Gabeneinsammlung veranstaltet, und zwar werden die Neuaufzunehmenden

dies besorgt haben, gerade wie jetzt noch die Neukommunikanten die Gaben einsammeln. Dass dem Pfarrer die Gaben herbeigebracht werden, hat gleichfalls seinen Grund. Die Aufnahme in den Stammverband war auch eine religiöse Handlung, der die Weihe durch ein Opfer nicht wird gefehlt haben. Ganz besonders erhielt die Aufnahme eine Weihe dadurch, dass sie auf der Malstätte vor sich ging. Heute nimmt der Priester die Knaben bei der ersten Kommunion in die Gemeinschaft der Erwachsenen auf, darum bringen die Kinder ihm die Gaben, und als Anklang an das alte gemeinschaftliche Mahl werden die Kinder von dem Pfarrer bewirtet. Diese haben sich ihr Mahl selber zusammengeholt, — freilich nicht mehr in dem Gedanken sich ein Mahl zu veranstalten, sondern um dem Pfarrer Gaben zu bringen. Hieraus konnte sich dann anderwärts leicht das Recht der Pfarrer ableiten, um jene Zeit Gaben für sich holen zu lassen, nicht mehr durch die Neukommunikanten, sondern durch andere Personen. Und dies ist auch wirklich so geschehen An manchen Orten lässt der Pfarrer die Gaben durch einen Diener, den Küster, holen, und in Köln sind es die Kapläne, welche um diese Zeit noch heutigen Tages dem Pfarrer Gaben, d. h. Geld einsammeln. Was nun den Namen des Brauches „Osterrohm“ — das o ist offen zu sprechen in Rohm, wie in „offen“ — so geht dieses auf das Wort Rohm zurück, welches Pfahl bedeutet. Anzunehmen ist, dass seit uralten Zeiten schon dem Pfarrer das Recht zuerkannt worden ist, auch den Zehnten von den Weinpfählen sich holen zu lassen, die ja in Königswinter als einer Weingegend von grosser, wirtschaftlicher Bedeutung sind. Rohm ist der Ausdruck des Volkes für Pfahl. Zum Einholen dieser Weinpfähle mag sich dann der Pfarrer der Neukommunikanten bedient haben, welche doch für ihn nach alter Sitte Gaben zusammenholten. Dieser Umstand wird dem ganzen Brauche die neue Bezeichnung „Osterrohm“ eingebracht haben.

## 5. Zählen, Messen, Wägen.

Von Paul Sartori in Dortmund.

III. Vielfach wird das Messen bei Krankheiten (namentlich bei Auszehrung) vorgenommen, teils um zu erfahren, ob das Uebel wächst oder abnimmt, teils aber auch als sympathetisches Mittel. Wenn allerdings schon Elias und Elisa ein Kind beleben, indem sie sich über dessen Körper „messen“, d. h. mit ihren Gliedern die entsprechenden des Entseelten bedecken, so wollen sie dadurch wohl nur ihre eigene Lebens- und Prophetenkraft auf den zu Heilenden übertragen (1. Kön., 17, 21; vgl. 2, 4, 34). In Böhmen aber werden Neugeborene gemessen, und sind die Verhältnisse nicht richtig, so sucht man durch Gebet etc. den Teufel zu verhindern dem Kinde zu schaden, auch werden dann die bösen Geister aus dem Hause durch Räucherungen vertrieben. Bei kranken Kindern wird überhaupt in Böhmen das Messverfahren als sympathetische Kur ange-

wendet. Ploss, Das Kind, I, S. 267. Auch die Papu von Doreh (Neu-Guinea) messen mit dem ausgespreizten Daumen und dem Zeigefinger die Länge des linken Armes bis zur Schulter hinauf und sehen es als ein gutes Zeichen an, wenn beide Masse an demselben Endpunkt ankommen. Christmann-Oberländer, Ozeanien, II, S. 33. In Westpreussen heisst es bei Krankheiten, die man nicht sofort erkennen kann: „Er hat gewiss das Mass verloren!“ und es beginnen alsbald die Messungen. Verlust des Masses deutet auf Verlust des Lebens. Das verlorene Mass kann wieder hergestellt werden durch das sogenannte Ziehen oder durch Verbrennen des Massunterschiedes unter gewissen Spruchformeln. Treichel a. a. O., S. 25 f. Vgl. Am Ur-Quell, III, S. 70 f. (Gegend von Elbing.) Ebenso wird bei den Südslaven beim Krankenzauber der Kranke vom Scheitel bis zur Zehe (auch in Armbreite) gemessen und mit diesem Massstück der Zauber ausgeführt. Krauss, Volkglaube der Südslaven, S. 51 f. Vgl. noch Grimm, D. M.[4], II, S. 974 f., III, S. 342. Deutsches Wörterbuch, VI, S. 2119. Busch, Deutscher Volkglaube, S. 191. Schindler, Der Abergl. des Mittelalt. S. 179 f. Strackerjan, Sagen etc. aus Oldenburg, I, S. 71, 78 f. Schulenburg, Wendisches Volktum, S. 99. Vgl. auch die messenden Gebärden beim Gebet bei Grimm, D. M., I., S. 27. In eigentümlicher Weise werden in Mecklenburg die „Suchten“ auf Bäume übertragen. Man nimmt einen beliebigen Faden, misst damit den Kranken, teilt den Faden in drei Teile und hängt ihn nach Sonnenuntergang an einen Obstbaum. Bartsch, Mecklenb. Sagen, II, S. 118 (458); vgl. S. 367 (1723). — Ganz ähnlich wie auf die Gesundheit des Körpers kann man durch Messen auch einen Schluss ziehen auf die Zunahme von Hab und Gut, das Fallen oder Sinken der Kornpreise u. dgl. Vgl. Grimm, D. M.[4], III, S. 443 (258), S. 469 (953); Jahn, Die deutschen Opfergebräuche etc., Register unter „Messen“.

Aus einer ähnlichen sympathetischen Wirkung erklärt es sich wohl auch, wenn so vielfach verboten wird kleine Kinder zu messen, da diese dann nicht weiter wachsen würden. Ihr Mass ist dann eben ein für allemal festgesetzt. Curtze, Volküberl. aus Waldeck, S. 372 (10); Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, S. 459 (427; Berlin); Strackerjan, Aberglauben etc. aus Oldenburg, I, S. 44. Zeitschr. des Vereins für Volkkunde, I, S. 184 (Mark Brandenburg); Zingerle, Sitten etc. des Tiroler Volkes, S. 5 (32); Schuller, Progr. von Schässburg, 1863, S. 25 (Schässburg); Bartsch, Mecklenb. Sagen, II, S. 51 (117); Globus, 48, S. 200 (Ilocanen auf Luzón). In der hessischen Wetterau darf man einem Kinde das erste Paar Schuhe nicht anmessen. Wolf, Beitrg. z. d. Mythol., I, S. 208 (34). Nach dem Glauben der siebenbürgischen Sachsen soll man auch nicht am eigenen Körper mit der Elle messen, man stirbt sonst (man nimmt zur Bahre das Mass). Schuller a. a. O., S. 27. Von zwei Personen, welche ihre Hände an einander messen, muss eine im Laufe des Jahres sterben. Strackerjan a. a. O., I, S. 49.

## 6. Die Wetterpropheten der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

III. Regenwetter steht in Aussicht, wenn die Hunde Gras fressen[1]) oder stark riechen (besonders gilt dies von zottigen Hunden, wie Pudel und Spitz) oder wenn die Katzen „pruschen“ (Gadow). — Fressen die Katzen Gras, so hat man Gewitter zu erwarten. Wenn sich die Tauben auf das Dach einer Scheune setzen und den Kopf nach Osten wenden, so regnet es am Morgen; wenn sie früh auf den Schlag zurückkehren und am Hause oder auf dem Hofe umhersitzen, am folgenden Tage. Fliegen sie dagegen weit auf die Felder und kehren erst spät auf den Schlag zurück, so bedeutet dies schönes Wetter. — Wenn ferner der Kuckuck „lacht“ (Alt-Ruppin), die Hähne viel krähen, der Pfau oder die Krähen, diese besonders des Morgens, viel schreien, sowie Flöhe und Fliegen heftig stechen und lästig fallen, kann man sicher auf baldigen Regen rechnen (allgemein). Gehen die Hühner im Regen, so regnet es drei Tage hintereinander (Buberow); dasselbe geschieht, wenn es Blasen regnet (Dreetz, Neu-Ruppin). — Fliegen die Schwalben, besonders gegen Abend, hoch in der Luft, so zeigen sie trocknes Wetter an; streifen sie aber bei ihrem Fluge die Erde oder das Wasser, so ist Sturm[2]) oder Regen im Anzuge. — Auch die Bienen verkünden nahen Regen, wenn sie massenweise, ohne ganz beladen zu sein, nach ihren Stöcken zurückziehen oder wenn sie sich nur wenig von ihnen entfernen. Namentlich hat man hier beobachtet, dass sie bei drohendem Unwetter rechtzeitig aus der jenseits des Ruppiner Sees liegenden Wuthenower Haide nach der Stadt zurückkehren. — Wenn ferner die Möven auf dem Ruppiner See erscheinen und viel umherfliegen, die Krähen sich auf den höchsten Baumspitzen niederlassen oder die Hühner mehr als gewöhnlich mit gesträubten Federn sich im Staube wälzen, dann steht Sturm bevor. Auch die Enten verkünden Sturm, wenn sie mit den Flügeln das Wasser schlagen und auf dem Pfuhle sich einander mit Geschrei verfolgen. — Dagegen hat man gutes Wetter zu erwarten, wenn die Frösche des Abends viel quaken und die Fische springen. Der beliebteste Wetterprophet ist der Laubfrosch, den man in einem halb mit Wasser gefüllten Glase, in das eine kleine Leiter gestellt ist, hält und mit Fliegen füttert. Sitzt er im Wasser, so bedeutet dieses schlechtes Wetter, besonders Regen; je höher er aber die Leiter emporklettert, um so schönere und beständigere Witterung hat man zu erwarten (so fast überall).

---

[1]) Vgl. Schillers Tell I, 1, Kuoni's und Werni's erste Worte. L. F. [2]) Heult der Sturm mehrere Tage recht hohl, sagt man: Jemand will sich erhängen und kann keinen Strick finden; darum heult der Sturm so lange“ (Alt-Ruppin).

Auch der Storch gilt als Wetterprophet. Zeigt er nämlich bei seiner Ankunft im Frühjahre ein weisses Gefieder, dann hat man auf einen trocknen Sommer zu rechnen, zeigt er aber ein graues und schmutziges, auf einen nassen (Alt-Ruppin, Protzen, Tarmow, Walchow u. s. w.)

Der frühe Aufbruch der Zugvögel deutet auf einen frühen Herbst und Winter. Ein milder Winter ist zu erwarten, wenn die Schafe noch spät in den Winter hinein bocken oder noch sehr spät umbocken; dagegen ein strenger, wenn der Brustknochen einer gebratenen Gans mehr braun als weiss aussieht, oder wenn das Fell des Hasen wie mit weissen Wollflocken bestreut erscheint.

Als Einzelheit ist noch hinzuzufügen, dass, wenn eine geräucherte Seite Speck an einem luftigen und kühlen Orte zu tropfen anfängt, Regen bevorsteht (allgemein); ebenso wenn der Boden des Wassereimers auf der Aussenseite nass ist (Buberow), oder wenn der Prediger (oder Küster) Gras zu liegen hat (Falkenthal). Auch wenn die Mädchen umziehen, giebt es in der Regel Regen (allgemein).

Ferner heisst es: „Giebt es im Sommer viel Fliegen, so giebt es im Winter viel Schnee“[1]) (Alt-Ruppin, Werder) und umgekehrt. — Beim Schneetreiben hat man auf lange andauernden Schnee zu rechnen; daher sagt man in Dreetz:

„Drîwenschnee
Is Blîwenschnee;
Liggt er erst drê Dâg,
So liggt er ôk drê Wochen.“

---

## 7. Quälgeister im Volkglauben der Rumänen.

Von Heinrich v. Wlislocki.

III. In mancher Beziehung mit den Moroiu verwandt sind die Vârkolac. Cihac erklärt dies Wort (Dict. d'ètim. daco-rom., S. 448) also: „éclipse de lune; vampire, un mort qui, selon l'opinion des superstitieux, sort de son tombeau pendant la nuit pour sucer le sang des vivants; — spettro, che ritorna e appare doppo la morte; . . . dicitur spectrum illud ex corpore defuncti et daemone compositum.“ Er bringt dies Wesen mit dem Prikulitsch, dem „loup garou“ in Verbindung, ohne dabei zu bedenken, dass der Prikulitsch wohl Menschen angreift, aber keinesfalls ein vampyrartiges, blutsaugendes Wesen ist. Im sogenannten „Ofner Lexikon“ (Lexikon românesc.-lat.-ungar.-nemtesc. Buda 1825, S. 750) heisst es über den Vârcolac: „Ecclypsis lunae, Mondfinsternis.“ W. Schmidt (a. a. O., S. 26) schreibt darüber: „Ungetaufte Kinder haben, wenn sie sterben, keine Hoffnung, in den Himmel zu kommen und gelangen in den Mond, an dem sie zehren. Verdunkelt oder verfinstert er

---

[1]) Wenn es schneit, sagt man: „Frau Holle schüttelt ihre Betten“ (allgemein).

sich, so ist dies ein Zeichen seiner schmerzlichen Trauer, von diesen Nagern — Vârcolaci — sich hart mitgenommen zu fühlen.“ Beinahe eine ganze Flut von Meinungen und Ansichten jagt sich um diese Vârcolaci herum, ohne dass sich auch nur einer der Erklärer dessen bewusst geworden wäre, dass es sich hier um mehrere Wesen gleichen Namens, aber von verschiedenen Eigenschaften handelt, je nach der betreffenden Provinz, in welcher der Volkglaube sich mit dem V. befasst. Das Wort selbst ist slavischen Ursprungs (vgl. altsl. vlkodlak, vurkolaku; bulgar. vlkolak u. s. w.) und bedeutet in seiner ursprünglichen Eigenschaft: Werwolf, an dessen Stelle im Laufe der Zeit im rumänischen Volkglauben der Prikulitsch trat. Die Völkerschaften des Balkans kennen unter diesem Namen ein den Mond verdunkelndes, geheimnisvolles Wesen, das nebenbei auch die Eigenschaften des rumänischen Prikulitsches, des Werwolfes besitzt. Vor allem müssen wir den Umstand hervorheben, d a s s d e r P r i k u l i t s c h k e i n b l u t s a u g e n d e s, v a m p y r a r t i g e s W e s e n i s t. Als der slavische Varcolac in den Volkglauben der Rumänen überging, war er selbstverständlich mit den Eigenschaften des Werwolfes angethan und frass als solcher bei eintretender Mondfinsternis auch den Mond. „Behüte Gott den Mond vor den Wölfen“ (Sĕ păzéscă Dumnezeu luna de lupi) sagt eine rumänische Redensart, wohl anknüpfend an den nun entschwundenen (in der german. Mythologie so bedeutsamen) Volkglauben, dass Wölfe den Mond auffressen.

Dem heutigen rumänischen Volkglauben gemäss wollen den Mond die Varcolaci auffressen, wodurch er eben verfinstert wird. Diese Wesen sind ungetauft verstorbene Kinder, die entweder von Hexen gestohlen oder von gottlosen Müttern nicht zur Taufe befördert wurden, und in schon erwachsenem Alter gestorben sind. Was die Flecken im Monde anbelangt, so heisst es, im Monde sitze ein Mann, der seine Fusslappen trockne. Einst hat dieser Mann, als er noch auf Erden wandelte, seine nassen Fusslappen hinausgehängt, damit sie im Mondschein trocknen. Als dies nicht geschah, fluchte er dem Mond, der ihn dann zu sich hinaufzog. Nach einer anderen Ueberlieferung ist das Dunkle im Monde ein Mann neben einem Dornstrauche. Er hatte eine Kuh gestohlen und ward beim hellen Mondschein als der Dieb angehalten. Er läugnete und verfluchte sich, dass, wenn er schuldig wäre, ihn der Mond hinaufziehen solle. Der Mond zog ihn nebst dem Dornstrauche, bei dem er stand, an sich (M ü l l e r, Siebenbürg. Sagen, 2. Aufl., 221).

Nicht alle Varcolaci wohnen im Monde; bis zu ihrem siebenten Jahre liegen sie am Tage im Grabe, in der Nacht aber ziehen sie in der Gestalt kleiner schwarzer Kinder aus und saugen am Menschen. Hat ein Varcolac vom Blute eines schlafenden Menschen gesogen, so kehrt er zu ihm erst nach einigen Wochen, oft nach Monaten zurück. Der betreffende Mensch, dessen Blut der Varcolac gesogen, fühlt sich am nächsten Tage ganz erschöpft und siecht langsam dahin. Gewöhnlich saugt dies Wesen am linken Oberarm des Men-

schen, wo man dann einen kleinen roten Flecken bemerkt. Wenn Jemand der Varcolac neunmal besucht und ungestört von seinem Blute gesogen hat, so muss der Betreffende nach Ablauf einiger Tage sterben. Um den Varcolac fernzuhalten, legt man Weihrauch, Fenchel, Knoblauch in's Bett oder besprengt es jeden Abend mit Weihwasser. In Siebenbürgen zeichnet man unter die Schlafstätte mit Kohlen, die man aus dem Weihrauchbecken der Kirche geholt hat, Kreuze oder drei in sich geschlungene Dreiecke (der deutsche Trudenfuss). Der Varcolac kann sich so „schmal machen“, dass er im Stande ist, selbst durch das Schlüsselloch durchzukriechen und sein Opfer zu besuchen. Verstofft man zufällig dasjenige Loch, durch welches der Varcolac zum betreffenden Menschen gekrochen ist, so verliert er sofort seine Kraft und auch seine Gestalt und verwandelt sich gewöhnlich in einen Strohhalm oder eine Bettfeder, oft aber in den Fingernagel eines Kindes. Findet man solche Dinge in der Frühe vor dem Bette liegen, so soll man sie verbrennen, denn dadurch verschafft man dem Varcolac die Ruhe, der dann in die „andere Welt“ einkehrt. In Reschinar (Siebenbürgen) war im Jahre 1883 die Frau eines reichen Rumänen dem Tode nahe. Allgemein hiess es, der Varcolac habe schon acht- oder wenigstens schon siebenmal an ihr gesogen. Da fand man gerade am Ostermorgen vor ihrem Bette den Daumennagel eines kleinen Kindes, der sofort im Beisein aller Verwandten und Nachbarn mit Weihwasser besprengt und verbrannt wurde, worauf aus den Flammen eine Biene emporflog, sich auf das Bett der Kranken setzte und einige Mal deutlich die Worte summte: „Hab' Dank, hab' Dank!“ Die Biene flog zum Fenster hinaus, die Frau aber erlangte ihre frühere Gesundheit wieder. Die Leute glaubten, sie hätte mit dem Nagel den Varcolac verbrannt, der nun als Biene in's Jenseits gelangt sei. Der Knecht des Hauses war nämlich spät in der Nacht vom Gebirge heimgekehrt und leise in die Vorstube geschlichen, wo er sich zur Ruhe begab, zuvor aber seine grosse Schaffellmütze an die Thürklinke der Wohnstube hing. Mit der Mütze verschloss er das Schlüsselloch, durch welches hindurch der Varcolac die Hausfrau zu besuchen pflegte. . . . Wird ein Varcolac im Laufe von sieben Jahren nicht auf solche Weise erlöst, so kommt er nach Ablauf dieser Zeit auch in den Mond, wo er so lange verweilt, bis eine Mondfinsternis eintritt und er dann vom Mond in die Hölle geschleudert wird. Mit dem Moroiu ist der Varcolac also verwandt, unterscheidet sich aber von ihm wesentlich dadurch, dass er Nachts kein Getöse, keinen Lärm schlägt, und dass er das Blut des Menschen saugt; ein Incubus- oder Subcubus-Geist aber ist weder der Moroiu, noch diese Art der Varcolaci.

Anmerkung. Zu den Mondsagen im Vorstehenden vergleiche unsere Umfrage „Der Mann im Monde“ Am Ur-Quell V und VI. Die Red.

# 8. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

VI. b. Die Paten. Bei der Wahl der Paten muss man sehr vorsichtig sein, denn deren Fehler vererben sich auf das Kind. Rügen. — Nach dem Taufzeugen, der das Kind zuerst besieht, artet es. Umgegend von Schivelbein. O. Knoop. — Das Kind artet nach demjenigen Paten, der zuerst zur Kindtaufe erscheint. Neustettin. A. Pommerening. Vgl. Knoop Nr. 12. Früher hatte man an einigen Orten Neuvorpommerns noch eine besondere Art, die Paten zur Kindtaufe einzuladen, indem die Hebamme, de Wiesemôder genannt, bei Ueberreichung der Einladungkarte, des Gevatterbriefes, folgenden Sermon hielt: „Nachdem des allmächtigen Gott beiderseitiges Eltern mit eines Söhnlein erfreuet hat, als wollen belieben und sich ergebenst am genannten Tage übermorgen um 10 Uhr in ihre Behausung einfinden. Helfen das Reich vermehren und die Tafel zieren und verschmaden (verschmähen) nich des Kindes Baden (Boten)." Damit überreichte sie den Gevatterbrief und fragte: „Sall ik . . . (Vornamen der Mutter des Kindes) grüssen?" Sundine. — Die Sitte, dass die Hebammen zu den Kindtaufen einladen und dafür ein Geschenk erhalten, war früher allgemein, findet jetzt aber nur noch bei grösseren Taufen statt. Puddenzig. R. Gehm. Vgl. Knoop Nr. 10. — Das Couvert, das die erste Taufeinladungkarte enthält, die man überhaupt bekommt, muss man mit den Zähnen öffnen, und die Karte darf man nicht hinter Verschluss legen, damit das Kind leicht sprechen lernt und später nicht stottert. Kuhlmorgen. G. Gaude. — Den Gevatterbrief, d. i. die schriftliche Einladung zur Uebernahme einer Patenstelle, muss man sofort öffnen und lesen: denn würde der Brief nicht sofort gelesen, so würde das Kind stumm. Neuvorpommern. — Die Einladung zur Taufe und besonders die zur Gevatterschaft darf nicht unter freiem Himmel überreicht werden; sonst brennt dem Kinde das Haus über dem Kopfe ab. Ebendaher. — Die Ablehnung einer Taufpatenstelle gilt hier zu Lande als eine so schwere Sünde, dass die Leute glauben, sie könne nicht vergeben werden. Deshalb kommt es auch nicht vor, dass eine solche Bitte abgelehnt wird. Kreis Bütow. Knoop, S. 18. — Wenn der Pate zum Kirchgange angezogen ist oder sich bereits auf den Weg zur Taufe gemacht hat, darf er sein Wasser nicht mehr lassen; sonst wird das Kind ein Bettnässer. Allgemein. Vgl. Knorrn Nr. 31. Knoop, S. 18 und Nr. 15. — So lange die Paten den Patenbrief oder das Taufgeld, das sie dem Kinde schenken wollen, in der Tasche haben, dürfen sie ihre Notdurft nicht verrichten; sonst wird das Kind unreinlich (ein Bettnässer). Der Brief wird daher nötigenfalls so lange einem anderen übergeben. Allgemein. — Am Tauftage darf der Vater vor der Taufe sein Wasser nicht lassen; sonst wird das Kind ein Bettnässer.

Kassuben. — Ein Kind, das nicht stottern soll, muss von einem Lehrer über der Taufe gehalten werden. Wartenberg. K. Poley. — Es bedeutet Glück, wenn das erste Patenkind ein Junge ist. Sinzlow. Frl. C. Richter. — Wenn ein Mann zum ersten Male in seinem Leben bei einem Mädchen Pate ist, dann ist es für beide Teile von grossem Glücke; ebenso wenn eine Frau oder ein Mädchen zuerst bei einem Knaben Gevatter steht. Rügen. — Wer zum ersten Male Gevatter steht, hat Glück, wenn dies bei einem unehelichen Kinde geschieht. Besonders hat er dann Glück im Heiraten. Knorrn Nr. 35. — Wenn das Kind, welches getauft werden soll, ein Knabe ist, so müssen zwei Frauen und ein Mann Pate sein; bei einem Mädchen umgekehrt zwei Männer und eine Frau. Rügen. — Wenn es irgendwie angeht, werden Brautleute zu Paten gebeten; das soll für beide Teile, für den Täufling, wie auch für das Brautpaar, glückverheissend sein. Neuvorpommern. — Schwangere dürfen nicht Gevatter stehen; sonst stirbt eins von den Kindern. Allgemein. Vgl. Knorrn Nr. 1. Knoop Nr. 18. — Wenn es auch als Regel galt und noch heute gilt, dass schwangere Personen nicht zum Patenstand genommen werden dürfen, weil man annimmt, dass dann eins von den Kindern stirbt, so kommt es doch bisweilen vor, dass Schwangere einem besonderen Wunsche gemäss zum Gevatterstehen herangezogen werden. Damit sich aber die böse Vorbedeutung nicht erfülle, binden solche Patinnen zwei Schürzen vor, die eine über, die andere unter das Kleid. Puddenzig. R. Gehm. — Besonderes Glück hat es im Gefolge, wenn das Taufröckchen (de Dööp-Pieje) dem Kinde von einem der Paten geschenkt wird. Stettin. — Andere hierher gehörige Gebräuche bei Knoop Nr. 14, 17, 16 und 10.

---

## 9. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

XII. Folgende kleine Volkgedichte haben wohl kaum einen weiteren Wert, mögen aber doch der Vollständigkeit wegen angeführt werden:

Van user olen Tuunschen
Koopt wi de Nöte altids,
De Tuunsche de is sturven,
De Nöte sunt verdurven,
Dat Geld dat sunt wi quit.

Das folgende scheint lokal zu sein, hat aber Anklänge an andere Volkgedichte und ist deswegen vielleicht nicht ganz ohne Interesse:

Junggesellen, kaamt hier mal her,
Hier is Kost un Kindelbeer,
Hier is dubbelde Freide
Up der Domshaide.

Peperkoken smekt söte,
O wo freert mi de Föte,
Ga hen na Albert Janssen,
De kan so moje danssen,
De kan so fein de Trummel slaan,
Blivt alle Lüde vor de Dören staan.

Auch der Tanz hat seine Verse. Die gewöhnlichsten sind folgende beiden:

Hopp, Marjanken, hopp, Marjanken,
Laat de Poppken danzen,
En goden Mann, en braven Mann,
En Mann von Cumpläsanzen,
He rört den Pott, he staakt dat Füür,
He let sin Kindken danzen,

oder: He kaakt de Zoppen un weegt dat Kind
Un rukt na Pummeranzen.

Und: Tanz mit mir, tanz mit mir,
Ich hab' ne bunte Schürze für,
Mit mi ok, mit mi ok,
Mine is van Kamerdook.

Raabe, S. 169.

Aelter sind folgende Reime:

Danss mi mal de seven Sprünge,
Danss mi mal de seven.
Meenst dat ik nig danzen kan?
Kan danzen as en Edelmann,
Spring hoog up, spring hoog up.

Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung XVIII (1892), S. 16 (niederländ. Melodie). Niederd. Korrespondenzbl. XIII, S. 39. Urdsbrunnen, Jahrgang 7, S. 1—8.

Und: Achter usem Backhus
Da blaart 'n ole Zege,
Wenn use Knecht fidelt,
So dansset use Mägde,
Hans fidel nig meer, ich danze mi doot, —
Scheefhakke man to, dat het nog kin Nood.

Wegener III, 215, Nr. 720 zu vgl. Raabe, S. 169.

**Berichtigung.** Seite 64 lies Gosekiel statt Hosekiel.

---

## 10. Helgoländer Sagen. II.

Von Ludwig Fränkel.

„Am Ur-Quell" V, 233 f., hat H. Theen vier Sagen von der Insel Helgoland mitgeteilt, die sich in einigem ergänzen lassen. Da ist zu 1. zu erinnern, dass Helge — vgl. den berühmten Helgi Hundingsbana = Töter Hundings) der „Edda" — ein berühmter altskandinavischer Heerkönig und Seefahrer war, wie auch die Spur des Namens bis weit nach Norddeutschland hinein zu verfolgen ist.[1])

[1]) Es sei nur auf ein gemeinverständliches Buch verwiesen: Aug. Rassmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat, I, 73. Vgl. Adam Oehlenschläger's Romanze „Helge" (aus dem Dänischen von Leinburg 1865), den Vordersatz einer Sagentrilogie.

Ludwig Uhland hat an diese Figur 1807 ein nordisches Drama „Helgo“ angeknüpft,[1]) von dem er aber nur Spärliches ausführte.[2]) — Zu 2. ist zu erwähnen, dass der abgerissene Felsblock an der Südspitze der Insel noch heute allgemein der „Mönch“ heisst und von allen von der Elbemündung anfahrenden Schiffern als solcher begrüsst wird; man kann das in jeder Reiseschilderung wiederlesen. — Neben Nr. 3 stelle ich die motivierte und mit Belegen ausgestattete Fassung bei Wolfg. Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung, I, 86 f.: „Wenn man auch die Fische als gute Beute betrachtete, so litt doch ein zarter Sinn im Volk keine mutwillige Misshandlung derselben und achtete etwas Heiliges im Meeressegen. Wer die Gaben des Meeres missbrauchte, verlor dieselben genau nach demselben Gesetz, nach welchem, wie wir in den Riesensagen erkannt haben, der Missbrauch des Feldsegens bestraft wurde. . . . . Daher die Sage von der Insel Helgoland, das Meer habe hier von Häringen gewimmelt, aber sie seien verschwunden, weil die Einwohner einst gefrevelt, indem sie einen gefangenen Häring mit Ruten peitschten und wieder ins Wasser warfen, oder weil ein Weib, das nicht genug Gefässe hatte, die vielen Häringe aufzubewahren, eine Menge derselben verächtlich mit dem Besen wieder ins Wasser kehrte. Happel, Cosmogr. I, 277. Müllenhoff, Holsteinische Sagen, Nr. 181. Ebenso wimmelte einst die Mündung der Schlei von Dorschen, die aber alle verschwanden, als einmal ein böses Weib einem dieser Fische einen Splitter durch beide Augen stach und ihn so wieder ins Meer warf. Daselbst Nr. 182.“ — Schliesslich sei auf die einzige Bibliographie der gesammten Litteratur über die merkwürdige Vergangenheit des Inselchens hingewiesen: Max Harrwitz, Helgoland einst und jetzt (Berlin 1891); darin wird neben einer ungefähr dritthalb Jahrhunderte alten Beschreibung des Eilands eine damals gefertigte Karte reproduziert, und wie gesagt, findet man in diesem Heftchen wohl sämtliche Fundorte von Nachrichten über die mehr und mehr zerbröckelnde Erdscholle, die auch viel alte Volkart in Tracht, Gewohnheit und Anschauung bewahrt hat, sauber verzeichnet.

---

## 11. Volklieder aus Waibstadt bei Heidelberg.

Mitgeteilt von Otto Heilig.

### II. Kinderreime:

1. Endel grawendel
Geh mit mir ins Gras,
Pfeife(n) die Vejel (Vögel)
So klappert der Has,
Do brummt der Ochs,
Do tanzt die Kuh,
Do schlägt das Männlein 's Thürle zu.
A. U. F. auf! Du bisch (bist) zum erste(n) draus.

2. Enne, denne, dorz,[3])
Der Deifel (Teufel) lässt'n Forz,
Lässt'n in de Hose,
Stinkt wie e Aprikose.

---

[1]) Uhlands Werke, herausgegeben von Fränkel, II, 167. [2]) Ad. v. Keller, Uhland als Dramatiker, S. 75 ff., druckt das Bruchstück ab.
[3]) Wohl = un, deux, trois.

3. Heit (Heut) isch[1]) Kerwe (Kirchweih),
Morge isch Kerwe
Bis zum Sunntig Owed (Abend),
Wenn i zu meim Schätzle kumm,
Sag i guten Owed,
Guten Owed Lisebett,
Hinnerem (Hinter dem) Ofe(n) steht das Bett.

4. A. Himmellanger, wu witt no?[2])
B. G'scherter Bock, was geht di's a?[3])
A. Doch bin i(ch) ni(ch)t so blatt geschore(n),
Als dir der Arsch isch zugefrore(n).

5. Hin(t)er der Kerch[4]) liegt der Sand,
Isch geboren (?) Engelland,
Engelland isch zugeschloss(n),
Der Bulverdamm isch abgebroche(n),
Bauer bin(d) dein Buttel (= Pudel) an,
Dass er mich net[5]) beisse(n) kann,
Beisst er mich, so treff ich dich
Um e Gulde Dreissig.

6. Sinse[6]) isch e grosse Stadt,
Rohrbach isch der Bettelsack,
Steinfort isch der Melkkübel,
Reihen isch der Deckel drüber.

7. Spinn, spinn meine liebe Tochter,
I(ch) kaf (kauff) dir e Kleid.
Ja, ja, meine liebe Mutter, aber d' Aermel recht weit.
I(ch) kann nimmer spinnen,
Es thun mir mein' Finger
Vom Spinnen so weh.
Spinn, spinn meine liebe Tochter
I kaf dir en Mann.
Ja, ja, liebe Mutter, der tanzen recht kann,
Denn es thun mir die Finger vom Spinnen so weh.

8. Vor (de)m Thor draus
Steht e Wertshaus (Wirtshaus),
Sitzt e Mann dria
Streckt de(n) Fuss raus,
Hot e Sackuhr an;
Wenn i(ch) Geld hab, geh i a(uch) na (hin).

9. Wis, wäs, wais, gäs,
Wis, wos, dos. (Abzählreim.)

---

## 12. Judendeutsches Volklied (Mähren).

Mitgeteilt von Eduard Kulke.

$^2/_4$ Takt, c-dur. (c = 1.)

| 1 5 1 4 | 3 2 1 | 3 5 2 4 | 32 1 | 1 5
Mo - ois zür je, schü - o - ssi;[7]) 'chob[8]) ka Geld in Beu - tel, geh'che -

1 4 | 3 2 1 | 3 5 5 2 4 | 321 | etc. ||
naus of Rakewitz[9]) kaf och e Schöpse - Häutel u. s. w.

Anmerkung. Wie viele Kirchenlieder im Laufe der Zeit verweltlicht und in Handwerker-, Soldaten-Lieder und dergl. umgestaltet worden sind, so bei den Juden synagogale und andere religiöse Lieder vom Volkhumor, wobei die Melodie geblieben ist. (Man vergleiche für die christlichen beispielsweise Hoffmanns von Fallersleben Sammlung „In dulci jubilo“, auch seine „Geschichte des deutschen Kirchenlieds“ [3. Aufl. 1861], für die jüdischen die in den letzten Jahren zweimal aufgelegte Auswahl Lic. Dr. Dalman's von lebenden galizischen [in den Schriften des Institum Judaicum in Leipzig]. L. Fränkel.)

---

1) = ist. 2) = wohin willst du. 3) = dich es an. 4) = Kirche. 5) = nicht. 6) = Sinsheim.

7) Anfang eines in jedem Gebetbuch vorkommenden hebräischen Weihnachtliedes: „Meine Veste, Hort meines Heils.“ 8) Zusammengezogen aus: ich habe. 9) Rakwic, ein Dorf bei Kostel.

## 13. Laternenlieder[1]) aus Lübeck.

Von C. Schumann in Lübeck.

Im Spätsommer, wenn die Abende länger, besonders den August hindurch, ziehen hier die Kinder in grösseren und kleineren Scharen mit Papierlaternen durch die Strassen und singen dabei folgende Lieder:

1.

Ich fahre auf die See,
Ich fahre auf die See,
Ich fahre auf die pi—pa—polische See.
Was machst Du auf der See?
Was machst Du auf der See?
Was machst Du auf der pi—pa—polischen See?
Ich fang' mir einen Aal.
Was machst Du mit dem Aal?
Ich zieh' ihm ab die Haut.
Was machst Du mit der Haut?
Ich mach' mir draus einen Geldbeutel.
Was machst Du mit dem Geldbeutel?
Ich thu' hinein mein Geld.
Was machst Du mit dem Geld?
Ich kauf' mir einen Sohn.
Was machst Du mit dem Sohn?
Ich schick' ihn in die Schul'.
Was soll er in der Schul'?
Er soll das Abc lernen.
(Jede Zeile wird zweimal wiederholt nach der Art der beiden ersten.)

2.

Sonne, Mond und Sterne,
Ich geh' mit meiner Laterne,
Meine Laterne ist hübsch' und fein,
Darum geh' ich ganz allein
(oder: Morgen soll die Hochzeit sein).

3.

Laterne Laterne,
Leuchtet in der ferne.
Brenn auf mein Licht, brenn auf mein Licht,
Doch blos die schöne Laterne nicht;
Meine Laterne ist so fein,
Drum trag ich sie ganz allein.

4.

Laue, laue, lit, lit, lit,
En oll Mann de sitt un sit,
Mit den blanken Hamer
In de düstre Kamer,
Wull so gern spazeren gahn,
Wenn man de bösen Lüde nich kamt;
Hier ligg en Appel, un dor ligg en Beer,
Dor kamt se all her
Mit vullen Gewehr,
Mit fullen Geschrei,
Juchhahnerei!

oder kürzer:

Wi wölln so gern in'n Manschin gahn
Wenn man de bösen Rüters nich kamt.
Dor kamt se all her
Mit vullen Gewehr.
Juchhandrei!

5.

De Bäcker, de backt, de Klock sleiht acht,
Mein Mann steiht up un geiht up de Wach.
Juchhahndrei.

6.

De Bäcker, da backt de Semmeln so lütt,
De Krämer, de gifft to wenig in die Tüt'.
Juchhahndrei!

7.

Olsch mit de Lücht,
De de Lüd bedrügt,
De de Eier halt
Un se nich betalt.

8.

Aal, gröne Hek (Hechte),
Madame köm in de Kök (Küche),
Se meen, dat wer er egen Mann,
Da wer't de Köksch (Köchin) er (ihr) Brüdigam.

9.

Aal, gröne Aal,
Madam, kam'n Sei mal dal,
De Köksch, de sitt in't Kellerlock
Un flickt er'n Krinolinenrock.

10.

Schuf in'n Aben (Ofen),
Schuf in'n Aben!
Bäcker hett sin Fru geslagen
Mit den Knüppel up dat Lif (Leib);
Ach, wie schree dat arme Wif!

[1]) Vgl. die Martinslieder II, 125; II, 72-73, 200—202; III, 345; V, 131 u. s. f.

# 14. Knechtlohn im Ermlande.

Von A. Treichel.

Im Anschlusse an das polnische Lied (5.) von der Wachtel (aus Am Ur-Quell V, Heft II, S. 49), welches offenbar eine Ironie sein soll auf den Bauer, der kargen Lohn giebt, führt mir Herr Pfarrer Preuschoff in Tolkemit ein anderes Lied in plattdeutscher Mundart dortiger Landschaft (Ermland) an, das dieselbe Tendenz hat. Es ist zu beachten, dass gleicher Druck der Verhältnisse und genügsamer Selbstspott in verschiedenen Gegenden ähnliche Gedanken in Liedform zu Tage gefördert hat. Es beklagt sich der Knecht darin, dass er ebenfalls alle Jahre nur verstümmelte Gaben von seinem Dienstherrn als Lohn erhält. In der Mitteilung dieses Liedes gebe ich nur die erste Strophe ganz und bemerke, dass die besternten Verse nur gewechselt werden durch die folgenden Aufzeichnungen, wogegen Anfang und Refrain (Bua ös keen Eddelmann u. s. w.) immer bleiben. Die Folge der grossartigen Gegenstände könnte vielleicht eine andere sein, da die Klimax sich in ihr Gegenteil verwandelt; doch lasse ich das Lied so, wie es mir dargeboten. — Das weniger Verständliche verhochdeutsche ich in Klammern. Weitere Erklärungen wären die folgenden: Wondke, m., ist Wand, Want, Wâd, Wât, Gewebe von Wolle, grobes littauisches Tuch: in den Papieren des deutschen Ordens wird Wand stets als aus England eingeführt bezeichnet, nach Hirsch, Danzigs Handelsgeschichte, 253; es heisst auch Wahk oder Wadmann. Ålshut, f., Aalshaut: eine solche binden sich die Knechte noch jetzt in Stücken ans Ende ihrer Peitschen, damit diese desto besser, lauter und hörbarer knallen, und suchen sich solche auf alle Weise zu erwerben. Quarda, m., ist Provinzialismus für das hochdeutsche Quarder, Querder, Querdel, sonst auch Quedder, Quader, Quoder; es ist der obere, breite Quersaum an Hosen, Hemden, Schürzen, Frauenröcken.

1. Wenn man bim Bure dent (dient),
Dent man bim Plog (Pflug);
*Krögt alle Jåhr e Mötz (Mütze):
Weinig genog!
*Mötz on keen Schörmke (Schirm) dran!
Bua ös keen Eddelmann,
Bua ös Bua, Bua blöwt Bua,
Schelm von Natua.
2. Krögt alle Jåhr e Pölz (Pelz) —
Pölz on keen Wondke dran!
3. Krögt alle Jåhr e West (Weste) —
West on keen Röckstöck (Rückenteil) dran!
4. Krögt alle Jåhr e Rock —
Rock on keen Schöske (Schoszteile) dran!
5. Krögt alle Jåhr e påa Strömp (ein Paar Strümpfe). —
Strömp on keen Såhlkes (Sohlen) dran!
6. Krögt alle Jåhr e påa Stöbbel (Stiefel) —
Stöbbel on keen Schächtkes dran! (Schäfte.)
7. Krögt alle Jåhr e Hemd (Hemde) —
Hemd on keen Krågke dran! (Kragen.)

8. Krögt alle Jåhr e Pîtsch (Peitsche) —
Pîtsch on keen Âlshut dran!
9. Krögt alle Jåhr e Piep (Tabakpfeife) —
Piep on keen Troddelkes dran! (Troddeln zum Zierrat.)
10. Krögt alle Jåhr e påa Böckse (Hosen) —
Böckse on keen Quarda dran!

Aehnlich zu diesem Liede aus dem Ermlande findet sich ein Pendant in H. Frischbier: Preuss. Volklieder in plattdeutscher Mundart (Königsberg 1877), S. 33, wo im Dialekt des Marienburger Werders (Nr. 22, Got gelohnt) antiklimaktisch als Lohn für die einzelnen Jahre auftreten ein Keddel (Kittel) — ohne Knowske (Knöpfchen), ene Metz (Mütze) — ohne Schüerke (Schauerchen, Schirm), ene Jack — ohne Schoeske (Schöszchen), en Par Stäwl — ohne Schechtkes, en Hob — ohne Boddemke, en Par Strömp — ohne Fotling, en Par Schoh — ohne Sahlkes. Varianten dazu folgen Seite 87 in reicher Zahl und doch stimmt keine zu dem vorliegenden Texte.

---

## 15. Ausbuttern.[1]

Eine Umfrage von J. Mestorf.

V. Das Butterfass darf nicht unter einem Balken stehen. (Delve i. Ditm.) Auf die Stelle, wo das Butterfass steht, macht man ein Kreuz. (Drage i. Stapelholm.) Auf dem Butterstück macht man stets ein Kreuz. Man legt einen Sargnagel unter die „Karn“. (Fedderingen i. Ditm.) Ist die „Karn“ behext, so mache man eine Eisenstange glühend und fahre damit rasch in den Rahm hinein, so brennt man die Hexe. (Drage.) Man feuere einen Schuss ins Butterfass ab. (St. Annen i. Ditm.) Um den Rahm vor dem Behexen zu schützen, binde man einen Zwirnfaden (unter dem Eisenband) um die „Karn“; die Hexen zählen nämlich jedesmal die Bänder, und wenn dann ein Band zuviel um die „Karn“ ist, so haben sie die Gewalt über sie verloren. (Lunden.) Ist die Butter behext und man will gerne die Hexe ausfindig machen, so schliesse man, wenn man buttert, die Thüren des Hauses und beginne mit dem Buttern; welche Person dann kommt und mit Gewalt ins Haus will, die ist die Hexe. (Stelle b. Weddingstedt.) In Henstedt b. Kaltenkirchen macht man drei Kreuze unter dem Fass.

VI. Chr. Johannsen in seiner Schrift „nordfriesische Sprache“, S. 144, schreibt: Wenn der Rahm oder die Milch behext war, half das Buttern nichts. Steckte einer aber ein Messer zwischen Deckel und Butterfass oder legte ein Hufeisen darunter, so war die Zauberei entkräftet.

VII. Hatte da ein Bauer bereits drei Tage gekarnt und doch keine Butter erhalten, da wird der Hexenmeister geholt, der fängt erst selber langsam an zu buttern und bald kann man dann auch

[1]) Ueber den Glauben, wie die Hexen buttern und die Kühe melken, siehe Ur-Quell III, 168, 324—325, über das Ausbuttern V, 192 und 282.

bereits abbuttern. Wie der Hexenmeister nun heimgeht, begegnet ihm ein altes Weib und spricht zu ihm: „Na, du hast mir da einen schönen Streich gespielt; laet dat Düwelstüg karn un wenn se ok tain (10) Jahr karnt!“ Spricht der Hexenmeister: Verdammtes Weib, warte nur, ich will dich festmachen. Nachts erscheint das Weib unter dem Fenster des Hexenmeisters, und er macht sie dort fest, und so steht sie noch am andern Morgen und guckt ihm ins Fenster.

Kommt jemand während des Butterns dazu und sagt: „Dat is 'n schön Fatt Melk!“ oder: „schön Stück Botter!“, muss man ihm sogleich erwiedern: „Wenn din grot Mul nich weer, so weer et noch beter!“ Unterlässt man dies, so läuft man Gefahr, dass die Butter überrufen sei. Man buttere dann, so lange man will, die Butter schäumt und stinkt oder giebt weniger als sonst Kann man nicht buttern, so muss man ‚râden‘, hilft das nicht, so verrichte man seine Notdurft ins Butterfass und werfe alles durcheinandergerührt in die Schweinetranktonne. Schütze, Holstein. Idiotikon, I, S. 144. Vgl. auch Müllenhoff, S. 212, 557 u. s. f.

VIII. Kommt da in ein gewisses Haus eine Hexe, der Knecht ist gerade beim Buttern; die Hexe setzt sich auf den Feuerherd. Da der Knecht nun aber weiss, dass man nicht abbuttern kann, wenn eine Hexe in der Nähe ist, so streut er ihr Salz auf's Kleid. Sie will nunmehr aufstehen und sich entfernen, kann es aber nicht eher, bevor alle Salzkörner von der Kleidung abgeschüttelt sind. (Aus Wittenborn b. Segeberg.) H. Volksmann.

IX. Bei den hiesigen Juden ist es Brauch, dass man in das Butterfass eine Nadel wirft oder das Butterfass auf einen Kamm stellt. Die Ursache, dass man nicht abbuttern kann, ist ein böses Aug oder Zauber.

Gwożdziec. Akiba Nagelberg.

---

## 16. Allerneueste Hochzeiten.[1]

Eine Umfrage von A. Treichel.

II. Allerneueste Hochzeiten sind in Holland schon alt. Die erste wird nach $6^1/_4$ Jahren gefeiert ($^1/_4$ von 25) und heisst die zinnerne Hochzeit; die zweite nach $12^1/_2$ Jahren, die kupferne Hochzeit; die dritte nach 25 Jahren, die silberne Hochzeit, die vierte nach 50 Jahren, die goldene Hochzeit, und die fünfte nach 60 Jahren, die diamantene Hochzeit. Letztere habe ich in meiner Jugend bei einem Schreinerpaar mitgefeiert. Die Festgeschenke bestehen bez. aus zinnernen, kupfernen, silbernen und goldenen Gegenständen und aus Juwelen. Offenbar sind die erwähnten Alluminium- und Nickel-Hochzeiten eine faule Nachäffung der holländischen zinnernen und kupfernen Hochzeiten.

[1]) Vgl. Am Ur-Quell VI, 57.

Unterschied zwischen der grünen und silbernen Hochzeit: Bei der grünen Hochzeit schämt sie sich, bei der silbernen Hochzeit schämt er sich.

Leiden. G. Schlegel.

III. In meiner Vaterstadt Copenhagen bezeichnet man das 12½jährige Ehejubiläum als kupferne Hochzeit. Der Gebrauch ist recht neu, aber schon viel verbreitet. Die Freunde des Kupfer-Brautpaars schenken kupferne Gegenstände.

Copenhagen. Dr. Simonsen.

## 17. Zum Krambambuli-Lied.

Auf Herrn Rittergutbesitzer A. Treichels Anfrage, Am Ur-Quell VI, S. 77, hin, teile ich aus den beiden mit philologischer Sauberkeit gefertigten und mit guten Quellenangaben ausgestatteten kleinen handlichen und billigen Kommersbüchern, die wir neuerdings gottlob besitzen, folgende darin enthaltene Ergebnisse der Forschung mit:

I. Vivat Academia! Liederbuch für studentische Kreise. Herausgegeben vom Verbande wissenschaftlicher Vereine an der Universität Halle-Wittenberg. Erster Teil: Texte. Zweite Auflage. Halle. Max Niemeyer. 1885. S. 109 (S. 108 f. stehen 11 Strophen unter der Ueberschrift: „Krambambuli-Volkweise des 18. Jahrhunderts“):

„Nach: Crescentius Koromandel. (d. i. Hofrat Wittekind in Danzig.) 1745. Vgl. Koromandels nebenstündiger Zeitvertreib in teutschen Gedichten. Dantzig und Leipzig. (J. H. Rüdiger.) 1747. S. 413. Ueberschrift: ‚Der Krambambulist. Ein Lobgedicht über die gebrannten Wasser im Lachs zu Danzig.‘ Das Gedicht zählt ausser einem vierundzwanzig Zeilen langen Vorberichte 102 Strophen. Unser Text nach: A. Methfessel, Allgemeines Kommers- und Liederbuch. 2. Ausgabe. Rudolstadt 1820. S. 24.“[1])

II. Kommersbuch. Herausgegeben und mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen von Max Friedländer. Leipzig. C. F. Peters (892). Edition Peters, Nr. 2666, (der Text darin in 12 Strophen auf S. 24 f. mit der Ueberschrift: „Krambambuli. Belebt. Komponist unbekannt“ und der Unterschrift: „Creccentius [so!] Koromandel, um 1745“), S. 151a:

‚Crambambuli, das ist der Titel. Text aus Wittekind's (pseud. Koromandel's) ‚Nebenstündigen Zeitvertreib in Teutschen Gedichten.‘ Dantzig und Leipzig 1747, unter der Ueberschrift: ‚Der Krambambulist. Ein Lob-Gedicht über die gebrannten Wasser im Lachs zu Dantzig.‘ Das Lied zählt dort 102 Strophen und hat noch eine lange Einleitung in Alexandrinern. Vorher erschien es 1745 als besonderer Druck. Die Melodie dürfte schon in jener Zeit entstanden sein.

[1]) Der 255. Antiquar-Katalog von Theod. Ackermann in München (1889) nennt als Nr. 342: „Der Krambambulist; Lobgedicht über die gebrannten Wasser im Lachss zu Danzig. 4. O.O. 1747. Ganz in Reimen.“

In unserer Form steht das Lied u. a. im Leipziger Kommersbuch 1815 und Methfessels Kommers- und Liederbuch 1818. Ausführliche Notizen in Erks Neuer Sammlung deutscher Volklieder, 6. Heft 1844.

Die erste Strophe Koromandels lautet:

Ein Günther schreibt das Lob vom Knaster,
Ein Canitz ebenfalls erhebt:
Ich weiss auch, dass dies Lebenspflaster
Bei Dichtern stets im Ansehn schwebt.
Ich nehm' ein Stück aus der Chemie
Und schreibe vom Krambambuli.

Selbst in unsere klassische Litteratur fand der Krambambuli Eingang: Lessing erwähnt den „Dantziger“ in der Minna von Barnhelm, Kleist im Zerbrochenen Krug.“

Diesen ausreichenden Mitteilungen habe ich nur wenige Erläuterungen hinzuzufügen. Zunächst was die beiden Texte anlangt, so rührt die Abweichung zwischen unsern zwei Erneuerungen daher, dass zwar die ersten 8 und die letzten 2 Strophen übereinstimmen, „Vivat Academia!“ aber als 9. eine folgen lässt, die sich weder mit Friedländers 9. noch 10. deckt. „Veritabler Danziger! echter, doppelter Lachs!“ wird in Lessings Lustspiel, 1. Aufzug, 2. Aufzug, vom Wirt dem Just kredenzt, um ihn zu kirren. Die Ausleger haben manche Belege dazu beigebracht. Siegen's Ausgabe von Heinr. v. Kleist's „Zerbr. Krug“ streicht jene Stelle (5. Auftritt); s. Grisebach's Kleist I, 102. In Erk-Böhmes „Deutschem Liederhort“, wo (III, S. 448—501) die Studentenlieder etwas stiefmütterlich bedacht sind, fehlt unsere Nummer leider. Mit Günther ist der unselige geniale Johann Christian Günther (1695—1723) gemeint, unter dessen köstlichen Liedern man in irgend einer der vielen Ausgaben seiner „Gedichte“ das betreffende leicht findet; man vergleiche über seinen Zusammenhang mit dem deutschen Volklied jetzt meinen Aufsatz über ihn in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung“ vom 8. April 1895, sowie A. Kopps höchst wertvolle Notizen über „Sperontes und Günther im deutschen Volkgesang“, Zeitschr. für deutsche Philologie. 27. Bd. (1894/95), VI. Heft. Der erwähnte Canitz ist der Freiherr Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz (1654—1699), ein formgewandter Poet, dessen „Gedichte“ in der mir vorliegenden 3. Auflage (1750), S. 221 f., das „Lob des Tobacks“ enthalten.

München. Dr. Ludwig Fränkel.

---

## 18. Zähne.

Eine Umfrage von Dr. med. Carl R. Hennicke in Gera-Reuss.

I. Aus Westafrika. In einigen Gegenden unserer Heimat besteht der Glaube, dass man sich dadurch, dass man einen ausgezogenen Zahn rücklings nach dem Ofen zu wirft, vor der Wiederkehr von Zahnschmerzen schützen könne. Sehr lebhaft wurde ich an diesen Glauben auf meinen Reisen an der afrikanischen West-

küste erinnert. Mehrfach nämlich, und zwar so häufig, dass es mir auffiel, ereignete es sich, dass Kru-Neger und Accra-Neger, denen ich einen Zahn extrahiert hatte, ihn, sobald ich die Zange aus dem Munde gebracht hatte, ergriffen und ihn, ohne ihn näher zu besehen, über die Schulter ins Meer warfen. Ob dieser Handlungsweise ein ähnlicher Glaube zu Grunde lag, wie der oben angeführte, konnte ich leider trotz aller Mühe nicht erfahren.

Eine andere Eigentümlichkeit, die auch bei unseren Landsleuten Verbreitung verdiente, war die, dass die sämtlichen „Kruboys", die auf unserem Dampfer sich als Arbeiter befanden, im Besitz einer „Zahnbürste" waren, die sie recht häufig benutzten. Dieses Instrument war nun zwar nicht eine Zahnbürste in unserem Sinne, sondern ein Stück an einem Ende in unzählige, feine Teilchen zerfasertes Holz oder Wurzel, aber es verrichtete seinen Zweck vollkommen. Meistenteils wurde es an einem Faden um den Hals getragen.

---

## 19. Vom Büchertische.

**Hartland, Edwin Sidney:** The legend of Perseus. A study of tradition in story, custom and belief. Vol. I. The supernatural birth. London 1894. XXXIV, 288 S., 8°. David Nutt. Gewisse Untersuchungen auf dem Gebiete der Volkforschung wären ohne die emsigen Vorarbeiten der Sammler und wissenschaftlich geschulter Volkforscher besonderer geographischen Provinzen gar nicht möglich. Das gilt ebensogut für Post's „Ethnologische Jurisprudenz" als für das vorliegende Werk, das einen besonderen Sagenstoff im Lichte des Völkergedankens zeigt, fast möchte ich sagen, historisch darstellt, wenn dieses Wort nicht so vielen Nebendeutungen unterläge. Hier handelt es sich vielmehr um die Formen der Entwicklung und um die Verbreitunggrenzen jener primaeren Gedanken, die das Gerüst der Perseussage bilden. Die Arbeit ist weder einfach noch leicht, weil die einmal vorhandenen Bestandteile der Sage und die Grundvorstellungen sowohl selbständig als in allen möglichen Verschmelzungen mit verwandten Stoffen vorkommen. Es ist ein Nacheinander, ein Neben- und ein Durcheinander in der Völkerüberlieferung, in die uns Hartland als einer der Kundigsten unter unseren britischen Fachgenossen einführt, um uns als Ergebnis seiner Forschung zu zeigen, wie der Glaube an die übernatürliche Geburt eines irdischen Geschöpfes in der Urzeit des Menschengeschlechtes, d. h. in dem Glauben des Naturmenschen auf bescheidener Kulturstufe wurzelt, welche Wandlungen er bei verschiedenen Kulturvölkern alter und neuer Zeit durchgemacht und wie er seinen höchsten Ausdruck in der Menschwerdung Christi erlangt hat. Die vollkommene Beherrschung des gewaltigen einschlägigen Stoffes und eine bedeutende stilistische Begabung setzten Hartland in den Stand ein Werk zu verfassen, dass angenehm und fliessend lesbar ist. Die klare Anordnung in sieben Abschnitten verdient als Vorbild hingestellt zu werden für ähnliche Untersuchungen. Vorerst zerlegt er die Sage in ihre Bestandteile und verfolgt dann sowohl die Wandlungen des Stoffes als auch die Teile in den Volklitteraturen und im Alltagglauben. Es fällt dabei vieles auch für andere Vorwürfe der Volkforschung ab, und man sieht gerne dem zweiten Bande entgegen, der uns die eigentliche Geschichte der Sage bringen wird. F. S. K.

---

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

VI. B. IV./V. H.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

**Friedrich S. Krauss.**

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen."

# 1. The Origin of the Pleiades: an Arapaho Myth.[1]

By James Mooney.

The Arăpahos number in all about three thousand, and liv in three divisions: 1, the Gros Ventres, associated with the Blackfeet and Assiniboins on the British border in Montana; 2, the Northern Arapahos, considerd the mother tribe, in Wyoming; 3, the Southern Arapahos the largest division, six hunderd miles farther south, in Oklahoma. The three divisions formerly livd together in the north, but hav drifted apart. The following myth was obtaind among the Northern Arapahos in 1892. In several points it resembles the corresponding Kiowa story. It is somewhat remarkable that in Cherokee, Arapaho & Kiowa mythology, as in that of Europe, the original number of the Pleiades is given as seven, altho the unaided eye can usually discern but six. The Arapaho name is Bänikuth, "The Sitting Group."

There wer six brothers whose father was dead and who livd in a tipi by themselvs aport from the rest of the tribe. Five wer grown up and used to go hunting every day, leaving the youngest one at home to play at shooting birds and squirrels with his little bow. One day while playing he ran a large thom into his foot. With much difficulty he pulld it out and ran and put it away in the tipi to show to his brothers when they came home. As he turnd to come out again he heard a cry, and looking back he found that the thorn had become a baby girl. When the brothers came home and heard the story they wer very much surprised, but finally decided to adopt the baby as their sister. So she livd with them and grew up to be a young woman. Now in these old days the animals wer just like other people, so when the buffalo chief "Long Eye Teeth," heard of the young girl who had appeard so mysteriously he wanted her for his wife. But she was afraid of his shaggy mane and rough voice and would not go near him.

[1]) Zum Vergleich möge man Andree's Studie heranziehen: Die Plejaden im Mythus und in ihrer Beziehung zum Jahrbeginn und Landbau, Globus 1894, Nr. 22 und bei Krauss in den Sagen und Märchen der Südslaven I, Nr. 32, S. 120—123 (Das Siebengestirn).

The Buffalo chief livd under the ground — all the buffalo used to liv under the ground and they hav gon back there since the white man came — and he began to study up some way to get the girl by stratagem. The youngest brother, who knew more than the others, was expecting this, and he warnd his sister that she must never go outside or touch anything that came from outside the tipi while they wer away hunting.

One day while she was alone at work sewing porcupin quils upon a skin robe some rain drops came through the open top of the tipi and fel upon her work. Remembering what her brother had told her, she did not brush the drops away, but turnd the robe to one side and let them roll off to the ground. At another time a small worm crawld in under the tipi, but she did not touch it to throw it out. Another day the wind blew a sweet cowse root into the tipi, but she did not pick it up. Once a rattlesnake crawld in under the flap and came near her, but even then she sat stil and did not run out.

One day as she sat alone she heard a great nois of shouting and laughing outside. She was afraid to go out, but she was curious to know what it meant, so she made a little hole in the side of the tipi and lookd out, and there just outside was a crowd of women and girls playing ball (Kúkăhawá, „shinny“, playd with a ball and curvd stick). She lookd at them and felt lonely by herself, but was afraid to go out. They iver all Buffalo women, but she did not know it. At last a woman sturck the ball so that it came right through the door, of the tipi and hit the girl on her breast and then dropt into her lap. She threw it back to the woman, and then in spite of herself ran outside to see the play, and at once the Buffalo women surrounded her and carried her away.

When the young men came home at night their sister was gon and they at once suspected the cause. After a long search without finding her they went for help to the Gopher (Spermophilus, a burrowing animal something resembling a squirrel). Now the Gopher is a very cunning animal and can go under ground as wel as on toy of it, and he promisd to help them. To he prepared seven willow rods like arrows and then started to the buffalo camp under the ground. When he came there he found the buffalos all there looking like men and women and little children, for they all had human shape when they wer at home. The chief, "Long Eye Teeth", was there, with the girl sitting beside him, wrapt up in a buffalo robe.

The Gopher cautiously burrowd his way until he came close to the girl, and told her to keep quiet and he would save her. The girl did as she was told and gave no sign that he was near. The Gopher set up the seven arrows all around her, under the buffalo robe, and then dug out the earth from under her until she fel down into the hole, and the ground closed up again. The sticks

held up the buffalo robe as if the girl was stil there. The Gopher took the girl and they started off together under ground toward her brothers' camp.

After a while the Buffalo chief spoke to the girl sitting beside him and told her to get him a drink of water, but she made no answer. Again he spoke, but stil no answer. Then he became very angry, and taking his buffalo shape again he struck at the robe with his strong hors, intending to kil the girl, but the robe only fel flat upon the ground and then he saw that the girl was gon.

He calld his people and they started in pursuit. The girl and her brothers saw them coming and climbd a tall cottonwood to get out of their reach. The Buffalos came up and the strongest ones in turn ran against the tree with their heads, trying to break it down or to loosen the hold of the fugitivs. The girl up in the top of the tree kept wishing it to grow taller, and at every wish so it grew. At last the Buffalo chief himself ran against the tree and split it with a terrible blow, but his horns wer driven so for into the wood that he could not get them loose again, and there he struggled until he died. Then the rest of the buffalos went away. The tree grew and grew until it carried the girl and her brothers up into the sky and they became the Pleiades. People must not tel these stories in the daytime or they wil go blind.

---

## 2. Schimpfwörter.

Eine Umfrage von Krauss.

XVI. Scheldwoorden en Schimpnamen uit de Provincie Antwerpen. Aartsdeugeniet, Aartsschelm, Apekop, Ajuin, Bläätbakkes, Bebben, Boerepummel, Boerebeest, Beul, Beestegoed, Beer, Bleekschyter, Bangschyter, Babbelkont, Blottekop, Balluit, Bei, Blaaskaak, Buffel, Broekschyter, Bandiet, Bedzeiker, beenen Christus, Bef, Bult, Baviaan, Dikkop, Dikzak, Droogzak, Dief, Djek, Does, Doeskop, Domkop, Ezel, Ezelskop, Febbekak, Fransche Rat, Galgenaas, Grolpot, Grolmöer, Genevelkous, Geus, Grumpot, Grootebroek, Hoerenjäger, Hörzel, Herbergpiläär, Hœbbeläär, Hörk, Hopzak, Hopstaak, Hond, Hondemöer, Judas, Jood, Jongenszottin, Japneus, Kääskop, Kletskop, Kloot, Kwâetong, Kouschyter, Kwats, Koothans, Koekkapper, Kadodder, Kabouter, Kieken, Knoop, Kwakkelkont, Kieken, Kinderagie, Kalf, Kalf Moozes, Lamlul, Lammerik, Lorias, Loer, Loebas, Leubben, Labbekak, Lodder, Leugenzak, Luis, Luiszak, Luispook, Luiskop, Loeder, Loloor, Lut, Mottigaard, Machoechel, Meiskenszot, Mœf, Mertiko, Menschen—bedrieger, Mörft, Nyper, Os, oû Tang, oû Doos, Pronkappel, Prulleman, Poksmoel, Pœf, palmenhouten Christus, Pimiekendun, Papzak, Pees, Pros, Pypekop, Piskous, Rotzak, Rottekop, Rekel, Rattekop, Rochelpot, Ryspappegezicht, Raaskont, Rog, Snoes, Spook, Slokker, Schrok, Schœffel, Schœffeläär,

Spons, Stinker, Spiering, Spacht, Schœft, Slœbber, Schœbber, Schobbejak, Sjamfoeter, Smeerlap, Smerroes, Strop, Slangevel, Smots, Sjats, Soldatensjats, Straathoer, Snotter, Snotneus, Snotvink, Strontbeest, Stuk Stront, Stroeskop, Smous, Schapekop, Smachtlap, Smeerbos, Stommerik, Stomkop, Stomme beest, Spekkop, Soos, Styfkop, Slaapkop, Teppen, Teef, Tang, Uil, Uilekop, Vlegel, Vetzak, Vetlap, Verken, Voddevent, Verloren kost, Verzopen Land, Verdronken Land, Vlaskop, Vossekop, Windkliever, Zatlap, Zwadderkieken, Zaagmölen, Zaagpastoor, Zageman, Zeerkop, Zutegezouten, Zochtegezouten, Zwadderkaak, Zebedeüs, Zotte, Lut, zot Kasteel.

Spitzname der Holländer: Kääskoppen. Spitzname der Deutschen: Mœffen. Spitzname der Engländer: Djekken. Id. der Wallone: Waalsche Keikoppen. Die Kinder beschimpfen die Holländer mit diesem Reimchen: Hollander, Bollander, Kääskop! Auch wohl: Hollander, Bollander, Koeketer, Spekdief!

Antwerpen. Joz. Cornelissen.

---

## 3. Quälgeister im Volkglauben der Rumänen.

Von Heinrich v. Wlislocki.

IV. Eine andere Art der Varcolaci, die sowohl als blutsaugende Wesen, als auch als Incubus und Subcubus im Volkglauben der Rumänen auftreten, spielen schon mehr in den allgemein bekannten Vampyrismus, beziehungsweise in den Hexenglauben hinüber. Fast allgemein heisst es unter der rumänischen Landbevölkerung, dass das siebente, bisweilen das neunte Kind, ob Mädchen oder Knabe, die Eigenschaft besitze, sich nach Belieben in ein Tier zu verwandeln, und als solches schlafenden Menschen Blut auszusaugen. Knoblauch und Weihrauch, Brot und Salz ins Bett gelegt, schützt vor dem Besuche dieses unheilvollen Wesens, das selbst nach seinem Tode nächtlich das Grab verlässt und seinem blutsaugerischen Triebe fröhnt. Stirbt ein solcher Mensch, der im Rufe steht, diese Eigenschaft schon im Leben besessen zu haben, so wird an sein Leichengewand ein Dornzweig gesteckt, damit ihn dieser zurückhalte, so oft er sein Grab verlassen will. Ja, es ist schon in rumänischen Dörfern häufig vorgekommen, dass Leichen ausgescharrt und sie geköpft wurden, weil man die betreffende Person im Verdacht hatte, sie entsteige dem Grabe und sauge das Blut schlafender Menschen.

Der gefährlichste Quälgeist im rumänischen Volkglauben, der nicht nur schlafenden Menschen vom Blute saugt, sondern auch als Incubus und Subcubus eine gefährliche Rolle spielt, ist der Nosferat. Dem Volkglauben nach ist der Nosferat das uneheliche Kind zweier Leute, die selber uneheliche Kinder sind. Der Nosferat kommt leblos auf die Welt, in die Erde vergraben aber erwacht er zu Leben und kehrt nimmer in sein Grab zurück, sondern nimmt verschiedene

Gestalten an. Bald erscheint er als schwarze Katze, oder als schwarzer Hund, oder als Käfer, als Schmetterling, ja selbst als Strohhalm. In solchen Gestalten besucht er nachts die Menschen und zwar wenn er männlichen Geschlechtes ist, Weiber; ist er aber weiblich, so stattet er Männern seine Besuche ab. Als blutsaugendes Wesen tritt er nur bei älteren Leuten auf; mit jüngern aber vermischt er sich geschlechtlich, die dann abzehren, hinsiechen und gar bald sterben. Oft kommt es vor, dass Weiber vom Nosferat geschwängert werden und Kinder gebären, die gar hässlich, am ganzen Leibe mit Haaren dicht bedeckt sind und gar bald Moroiu werden. Als schöner Jüngling, beziehungsweise als üppig schöne Maid erscheint nächtlicher Weile der Nosferat bei dem betreffenden Menschen, der sich seinen Umarmungen nicht entwinden kann und in halbwachem Zustand, kraft- und machtlos, sich den Gelüsten des Nosferat überlassen muss. Oft erscheint er an einsamen Orten auch am Tage solchen Jünglingen und Maiden, die er früher schon nächtlicher Weile besucht hat. Maide, die ausser der Ehe geschwängert werden, reden sich häufig genug auf den Nosferat aus. Brautleuten ist der Nosferat besonders gefährlich. In der Brautnacht erscheint oft ein Nosferat bei der Braut, ein anderer beim Bräutigam, und erst nach geschehener Umarmung, wenn sich dann diese Quälgeister mit lautem Gelächter und gewöhnlich in der Gestalt einer dünnen Rauchsäule entfernen, ihren Irrtum wahrnehmen. In den meisten Fällen kommt es aber zu keiner Umarmung, sondern es machen diese Quälgeister das junge Weib unfruchtbar oder den Mann impotent. In siebenbürgischen Ehescheidungprozessen wird häufig als Grund der Impotenz der Nosferat angeführt. Um sich die Brautnacht vor dem Besuch des Nosferat zu sichern, besprengen in vielen Ortschaften die Brautleute ihr Lager mit Weihwasser oder legen darunter Kohlen, aus dem Weihrauchbecken der Kirche genommen. In manchen Gegenden hält man es für die Sicherheit der Brautleute für genügend, wenn während der Brautnacht ein Hund in ihrer nächsten Nähe sich befindet. Dem Volkglauben der Siebenbürger Rumänen gemäss fährt der Nosferat in seinem neunundneunzigsten Lebensjahre zur Hölle hinab, wo er im Dienste der Teufel treulose Eheleute quält.

Eine wichtige Rolle im Volkglauben der Rumänen spielt auch der S o l o m o n a r (= imbricitor, Wettermacher; Lexicon val. lat. hung. germanicum, Ofen 1825, S. 654; S o l o m o n i a = magia; Laurian-Maxim, Glossariu; Bukarest 1871, S. 540). Rumänischem Volkglauben gemäss giebt es menschliche Wesen, welche die sieben ersten Jahre ihres Lebens unter der Erde zubringen, wohin nie ein Sonnenstrahl dringt und wo sich die S o l o m o n ă r i ă genannte Schule befindet, in welcher der Teufel (Drac) je zehn Schüler die Sprachen aller Wesen, alle Geheimkräfte der Natur, alle Zauberformeln und Segenssprüche lehrt (s. S c h m i d t, S. 16; M a r i a n Fl., Mitologia Dracs română in der Zeitschrift „Albina Carpatilor“, 3. Jahrgang, S. 54 ff.) Nach sieben Jahren entlässt der Teufel seine Schüler,

behält sich aber für die gehabte Mühe einen zurück, den er noch sieben Jahre lang unterrichtet und aus dem dann der eigentliche Solomonar wird, während die übrigen neun nur untergeordnete Zauber- und Heilkünstler bleiben. Der Solomonar lebt als menschliches Wesen unter den Menschen; meidet jedoch ihre Gesellschaft und liebt die Einsamkeit. Hin und wieder besuchen ihn heimlich überirdische Wesen, die ihm einen goldenen Zaum bringen. Ist er über etwas erbost, so geht er hinaus zu einem Gebirgssee, um sich dort einen Drachen (Balaur) zu fangen. Am Ufer auf und abschreitend spricht er Zauberformeln her, durch welche er den Drachen zwingt, aus der Tiefe des Sees heraufzusteigen. Er wirft ihm dann den Zaum über den Kopf, schwingt sich auf seinen Rücken, und reitet in die Wolken empor, die er gefrieren macht und dadurch Hagel erzeugt. In einem Märchen: Bălaurul si Strigoiul = Balaur und Hexenmeister (Sbiera G. Povesti poporale romînesţi; Czernowitz 1886, S. 310) wird erzählt, dass ein Solomonar um den See herum, in welchem ein ihm unfolgsamer Drache hauste, Feuer angezündet habe, worauf der See zu gefrieren begann. Je mächtiger das Feuer loderte, desto dicker ward die Eiskruste. Als die Eisdecke ziemliche Dicke erlangt hatte, machte der Solomonar ein Loch in sie, durch welches der Drache den Kopf emporreckte. Der Solomonar warf ihm den goldenen Zaun übers Haupt, schwang sich auf seinen Rücken und ritt dann zu den Wolken hinauf. In der Bukovina erzählt das rumänische Volk, dass der Solomonar das Versteck des Drachen aufsucht und dort am See aus einem Buche Zauberformeln herablese, worauf der Drache aus dem nun mit Eis sich überziehenden See den Kopf emporhebe und nach den Begehren des Solomonar frage. „Zertrümmere mir dies Eis in kleine Stückchen“, befiehlt ihm der Solomonar. Ist dies geschehen, so wirft er ihm den Zaum über den Kopf und reitet auf dem Drachen in die Gegend, welche er mit Hagel heimsuchen will. Das in Stückchen zertrümmerte Eis folgt dem Drachen mit Windschnelle nach und fällt erst dort zur Erde, wo es der Solomonar eben wünscht. Der Solomonar zerstört gewöhnlich die Saaten solcher Leute, die ihn irgendwie beleidigt haben. Leute, die im Rufe eines Solomonar stehen, werden daher von der rumänischen Landbevölkerung gemieden und, wo nur thunlich, reichlich beschenkt, damit sie die Feldfrüchte nicht durch Hagelschlag zerstören.

Nachdem der Solomonar den Hagel über die Gegend ausgeschüttet hat, kehrt er, in eine dicke Wolke gehüllt, auf die Erde zum See zurück, wo er den Zaum vom Kopfe des Drachen herabnimmt und diesen in die Flut zurücktreibt. Dann versteckt der Solomonar seine Zauberbücher an irgend einem sicheren Ort und kehrt heim, wo er unter den Leuten als Heilkünstler, Märchenerzähler, oder als lahmer, blinder Bettler sich so lange herumtreibt, bis er wieder einmal Lust bekommt, irgend eine Gegend mit Hagel heimzusuchen. Sein einziger Feind ist der Contra-Solomonar.

## 4. Zählen, Messen, Wägen.

Von Paul Sartori in Dortmund.

IV. In denselben Gedankenkreis scheint es zu gehören, wenn davon abgeraten wird, über ein Kind hinwegzuschreiten, da es dann nicht mehr wachsen werde. Auch das Schreiten wird hier wohl als eine Art von Messen aufgefasst, durch welche die Grösse des Kindes ein für allemal festgelegt wird. Vgl. Grimm, D. M.[4], III, S. 436 (45); Curtze a. a. O., S. 372 (13), wo auch andere Stellen, Treichel, Aberglauben aus Westpreussen, S. 4, vgl. S. 49; Kuhn, Westphäl. Sagen, II, S. 35 (Rügen); Vernaleken, Mythen etc. in Oesterreich, S. 353 (74); Am Urds-Brunnen, V, S. 190 (Schlesien); ebda. VI, S. 62 (Lüneburg); Schulenburg, Wend. Volksagen, S. 245; Töppen, Abergl. aus Masuren, S. 83; Birlinger, Aus Schwaben, II, S. 240; Globus, 48, S. 200 (Ilocanen auf Luzón). Bei den alten Mexikanern finden wir denselben Glauben: Liebrecht, Zur Volkkunde, S. 349. Man soll Kinder auch nicht durchs Fenster reichen, oder doch, wenn es geschehen ist, auf demselben Wege zurückbefördern, wodurch der Zauber rückgängig gemacht wird. Vgl. Treichel a. a. O., S. 2; Bartsch a. a. O., II, S. 51 (118a—c); Wolf, Beitr., I, S. 208, 44 (Hessen, Wetterau); Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, S. 462 (Stendal); Am Urds-Brunnen, VI, S. 62 (Lüneburg); Liebrecht, Zur Volkkunde, S. 337 (Norwegen). Das Ueberschreiten sowohl wie das Hindurchkriechen durch Fenster, Leitern etc. dient aber auch sonst zu allerlei Zauber. Bei schweren Entbindungen fördert es, wenn der Mann über sein Weib steigt (Esthland): Grimm, D. M.[4], III, S. 488 (21). Wenn eine Frau, die guter Hoffnung ist, über eine Wagendeichsel oder über eine Egge mit aufstehenden Zinken schreitet, so gebiert sie schwer; geht sie aber schnell wieder zurück, so schadet es nicht. Meier, Schwäb. Sagen, S. 474 (238). Schreitet jemand beim Backen über die Gerstel, so gerät das Brot nicht. Knoop, Volksagen etc. aus dem östl. Hinterpommern, S. 175 (188). Wenn man auf dem Wege zum Säen über einen Zaun steigt, so verwandelt sich die Saat. Töppen, Abergl. aus Masuren, S. 92. Wirft man mit einem Steine über ein abfahrendes Schiff, so geht es zu Grunde (Island). Liebrecht, Zur Volkkunde, S. 370 (14). Kriechen bei der Hochzeit die Kinder unter dem Wagen hindurch, so stürzt dieser bei der Fahrt um (Schlesien). Am Urds-Brunnen, V, S. 191. Eine Schwangere darf nie durch ein Fenster oder durch eine andere Oeffnung in ein verschlossenes Zimmer steigen, sonst wird das Kind unfehlbar ein Dieb. Knoop a. a. O., S. 155 (5). Eine Schwangere darf auch nicht zwischen Leib und Kopf eines Tieres durchgehen, sonst kann sie nicht gebären, wenn sie nicht während der Geburtswehen wieder zwischen dem Leib und dem Kopf eines Tieres rückwärts durchgeht (Island); Liebrecht a. a. O., S. 369 (10). Schreit das neugeborene Kind viel, so sagt man in der Mark,

es habe Herzspann und zieht es dreimal durch die Sprossen einer Leiter, dadurch erhälts Erleichterung, Kuhn, Märk. Sagen, S. 383 (58). Als Mittel gegen die Auszehrung nehmen zwei alte Frauen das kranke Kind, die eine reicht es der andern durch den Zaun und erhält es über den Zaun zurück. Dies wird dreimal wiederholt. Töppen, Abergl. aus Masuren, S. 53.

Hier findet endlich auch eine weit verzweigte Sagengruppe ihren Platz, in der geschildert wird, wie durch das Messen von Seen, Brunnen und dergl. die Geister der Tiefe erzürnt werden und mit schwerer Strafe drohen. Durch die genaue Ausmessung ihres Bereiches würden sie in ihrer ganzen Wesenheit erkannt und damit ihre Macht gebrochen sein, wie es in andern Sagen so häufig durch das Erraten oder Aussprechen des Namens geschieht. Vgl. Grimm, D. M.[4], I, S. 497; III, S. 169, 491 (88); Deutsche Sagen, I, Nr. 59, 111; Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, Nr. 131 (Arendsee in der Mark); Rochholz, Aargaus., I, S. 8, 32; Kuhn, Märk. Sagen, S. 40, 63 f.; Panzer, Beitr. II, S. 105, 237; Lynker, Hess. Sagen, S. 67 f., 178; Meier, Schwäb. Sagen, S. 72 f.; Firmenich, Germaniens Völkerst., I, S. 207 f. (Der grundlose Kolk bei Frilingen, Lüneburger Heide); Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 231; Am Ur-Quell, IV, S. 24 (Teufelssee bei Dannenwalde in Mecklenburg); Bartsch, Mecklenb. Sagen, I, Nr. 544 und 561; Schulenburg, Wendisches Volktum, S. 53, Anm. 6; Töppen, Abergl. aus Masuren, S. 127; Grohmann, Sagen aus Böhmen, S. 249, 250. Eine meteorische Deutung dieser Sagengruppe giebt Schwartz, Urspr. der Mythol., S. 261 f.

Aehnliche Folgen wie das Messen hat auch das Wägen. Kleine Kinder darf man nicht wägen, sonst nehmen sie nicht mehr zu. Curtze, Volküberl. aus Waldeck, S. 372 (12); Strackerjan, Abergl. etc. aus Oldenburg, I, S. 44. Auch hier waltet doch wohl der Gedanke ob, dass mit dem Wägen des Kindes sein Gewicht endgültig festgesetzt ist. Andrerseits berichtet Montanus, Vorzeit der Länder Cleve-Berg, I, S. 148, dass das Wägen auf der Cyriakswage Kindern nützlich sei. Auch nach dem Glauben der Serben ist es gegen Hexen sehr gut, dass man das neugeborene Kind sogleich wiegt. Gewöhnlich wird die Schwere selten pünktlich abgewogen, aber niemals wird öffentlich mitgeteilt, wie schwer das Kind gewesen sei. Ausland, 49, S. 516. Auch wenn man in Westphalen sagt: Wei sik wägt, verwägt sin glücke (Kuhn, Westphäl. Sagen, II, Nr. 528), so ist damit wohl der Meinung Ausdruck gegeben, dass mit der genauen Kenntnis des Gewichtes bösen Mächten Einfluss über den Gewogenen eingeräumt ist. In Slavonien ist es verpönt, sich auf einer Wage abwägen zu lassen, denn das hat den Tod zur Folge, namentlich bei Kindern. Zeitschr. des Vereins für Volkkunde, I, S. 152. Im Lesachthale in Kärnthen glaubt man, wer sich bei Lebzeiten habe wägen lassen, könne nicht sterben, wenn man ihm nicht eine Wage unter das Hauptkissen lege. Ztschr. für die deutsche Mythol., III, S. 31 (30).

Endlich muss hier auch die Abneigung so vieler Völker, sich photographieren oder überhaupt in irgend einer Weise abbilden zu lassen, erwähnt werden. Diese Scheu beruht teils auf der Befürchtung, bösen Mächten oder Menschen eine Handhabe zu verderblichem Einfluss zu bieten, teils aber auch auf dem Glauben, dass mit der Aufnahme des Bildes ein Teil des eigenen Ichs, der Seele, verloren gehe. Vgl. z. B. Zeitschr. des Vereins für Volkkunde, I, S. 15, 2; Am Ur-Quell, III, S. 85; Globus, 65, S. 111. Auch bei uns ist diese Auffassung noch nicht ganz ausgestorben. In Mecklenburg heisst es: Wer sein eigenes Bild zeichnet, stirbt bald, (Bartsch, Mecklenb. Sagen, II, S. 126), am Rhein: Kinder soll man nicht malen lassen, sie sterben sonst gar zu gern. (Wolf, Beitr. I, S. 206 [8]).

---

## 5. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

VII. c. Der Patenbrief. Fast überall auf dem Lande ist es Sitte, dass die Paten ihr Patengeschenk (Geld) in eine künstlich gefaltete Papierhülle, den Patenzettel oder Patenbrief, hineinlegen. Der ist meist mit einer roten Schnur umwickelt und enthält auf der Innenseite einen Gesangbuchvers, einen frommen Wunsch oder dergleichen. Es giebt auch bereits gedruckte Patenbriefe, auf welchen ein Wunsch in Versform gedruckt steht und allerlei Bilder biblischen Inhaltes in primitivem Buntdruck dargestellt sind.

In älterer Zeit kannte man aber nur geschriebene Patenbriefe, welche teils von den Paten selbst, teils von dem Dorfschullehrer oder Küster angefertigt wurden. Fräulein C. Richter hat aus Sinzlow eine Anzahl derartiger Patenbriefe mitgeteilt, von denen einige hier angeführt sein mögen:

1. Gottes Himmels reicher Segen
Fall vom Himmel wie ein Regen,
Fall auf diesen meinen Paten,
Dass er möge wohl geraten,
Dass er möge wohl gedeihen,
Dass sich Gott und Menschen freuen.
Solches wünschet Dein Taufzeuge C. R.
17. IV 1829.

2. Werde fromm und wachse gross,
Werde Deiner Eltern Freude;
Und Dein jetzt erlangtes Loos
Tröste Dich in allem Leide.
Deine Taufe sei die Thür,
Welche Dich zum Himmel führ'.
Dieses wünschet am Tage Deiner Wiedergeburt Dein getreuer Zeuge A. C. St.
24. IV 1834.

3. Herr, Dir gelob' ich neue Treue
Und neuen Fleiss im Christentum.
Dir, Jesu, geb' ich mich aufs neue
Zu Deinem ganzen Eigentum.
Zu Deinem guten Geist allein
Will ich hinfort geleitet sein.
Nimm hin, mein Pat', was ich Dir schenk',
Und sei dabei mein eingedenk.
Die Gab' ist klein, die Gnad' ist gross,
Die Du von mir erlangen thust.
G. E. Z. 27. IV 1834.

4. Grosser Gott von grossen Thaten!
Lass dieses Kindlein wohl geraten..
Dieses liebste Töchterlein
Lass Dir, o Gott, befohlen sein
Wie im Alter, als in der Jugend,
Und mit Gottes Furcht und Tugend;
Lass dies seine beste Zierde sein,
Schmück es mit den Gaben Dein.

Dieser Brief ist besonders kunstvoll geschnitten und gefaltet: Den inneren Teil bilden acht Herzen, welche, neben einander liegend, mit dem spitzen Ende im Mittelpunkte zusammentreffen. An den nach aussen gekehrten stumpfen Enden dieser acht Herzen haftet wieder je ein Herz, aber in umgekehrter Lage, wie die Herzen des inneren Kranzes. Der Brief ist nun in der Weise zusammengefaltet, dass zunächst die Herzen des äusseren Kranzes nach innen geklappt sind, so dass sie auf je ein Herz des inneren Kranzes passen. Dieser letztere ist dann noch dreimal zusammengelegt, so dass schliesslich der ganze Brief die Form eines einzelnen Herzens hat. Auf den Herzen des äusseren Kranzes steht die Inschrift: Hermann | August | K . . . . | geboren am | 3ten | März | 1864.

5. Dass Du durch Christi teures Blut
Gewaschen von allen Sünden rein,
Des will ich, liebster Pate,
Vor Gott Dein Zeuge sein.
C. S. 22. III 1868.

6. Der Dich liess geboren werden,
Segne Dich auf dieser Erden,
Wasche (?) Dich mit Fleisch und Blut,
Kröne Dich mit Heil und Gut,
Schenke Dir zum Gnadenlohn
Endlich auch die Ehrenkron'.
F. D. 17. XII 1871.

Einige dieser Briefe haben auf der Aussenseite auch eine Adresse, so z. B.: „An die Ehr- und Achtbare Jungfer Auguste S. . . . . , meine wertgeschätzte Gevatterin.“

Sonst teilt Frl. C. Richter noch folgendes mit: „Der Patenbrief wird kreuzweise mit einem rotseidenen Faden umschlungen; doch darf der Faden nicht zusammengebunden oder geknotet werden, sondern die Enden werden untergesteckt. Ist der Täufling ein Knabe, so werden noch Pferdehaare mit in den Brief eingewickelt; ist es ein Mädchen, so binden die Paten Federn, Leinsamen und eine Nähnädel mit ein; dann hat das Mädchen im späteren Leben Glück mit den Gänsen und mit dem Flachs, und lernt gut nähen. Der oder die jüngste der Paten, welche auch „Jungferpät“ heisst, trägt das Kind von der Taufe nach Hause. Gleich nach der Ankunft im elterlichen Hause werden dem Täufling die Patenbriefe untergeschoben.“ Es herrschte früher auf dem Lande der Brauch — und zum Teil herrscht er jetzt noch — dem Geschenke für das Patenkind einen Vers beizulegen, oder auch bei ärmeren Leuten, nur den Vers zu schenken. Vielfach sind es Ueberarbeitungen von Gesangbuchversen.

1. Mein Pätchen, freue Dich, durch's Bad der heil'gen Tauf'
Thut sich jetzt über Dir der Freudenhimmel auf;
Deinen Namen schreibet Gott in's Buch des Lebens ein,
Und Du wirst nun hinfort ein Kind der Gnaden sein.
Gott lass Dich lebenslang auf seinem Wege gehn,
Er krön' Dich jederzeit mit allem Wohlergehn,
Er geb', dass Du auch wächst! Wie eine Rose blüh',
Dein Ein- und Ausgang sei gesegnet spat und früh.

Kl. Kubbelkow, 11. Dec. 1825.

2. Nimm, lieber Päte, hin, was ich Dir heut will schenken,
Dabei Du Deiner Tauf' und meiner sollst gedenken.
Die Gabe ist zwar klein, doch wünsch' ich dies dabei,
Dass dieser tausendfach Dein Uebervorrat sei.
Gott segne Deinen Tritt in dieser Lebenszeit
Und schenke Dir hernach den Schatz der Seligkeit!

Sissow, 11. Dec. 1825.
Rügen. Dr. K. Albrecht.

Manche Leute legen dem Täufling, wenn es ein Knabe ist, noch Stahlfedern und Pferdehaare — letzteres, damit er später gut mit Pferden umgehen lernt —, einem Mädchen Nadeln in den Patenbrief. Häufig wird auch Brot, Gänsefedern, Wolle, Flachs u. a. mit in den Patenbrief hineingelegt. Die Paten wünschen dabei, dass das Kind das alles einst in Ueberfluss habe. Der Patenbrief darf nicht versiegelt werden, sondern wird nur mit einer Schnur lose umschlungen, und auch diese darf nicht geknüpft werden, sonst würde der Verstand des Täuflings geknüpft werden, d. h. er würde dumm bleiben. Puddenzig. R. Gehm. Knoop Nr. 10 f. Vgl. Knorrn Nr. 30. — Die Paten legen zu dem üblichen Thaler noch verschiedenes Kleingeld, ein Stückchen Brot und etwas Salz in den Patenzettel, damit der Täufling im späteren Leben nie Mangel leide. Ausserdem legt man für einen Knaben eine Stahlfeder, für ein Mädchen ein grünes Blatt (Myrtenblatt) hinein; alsdann soll, wie man glaubt, der Knabe in der Schule gut lernen und das Mädchen bis zur Ehe keusch bleiben. Kassuben. B. Kay. — In den Patenzettel von Knaben steckt man eine Stahlfeder oder eine Violinsaite; dann wird das Kind gut lernen oder musikalisch. — Damit die Mädchen fein nähen lernen, legt man einen Zwirnfaden in den Patenbrief. Neustettin. A. Pommerening. — Die Paten legen den Patenbrief gerne in ein Gesangbuch; dann lernt das Kind später fleissig beten. Sinzlow. Frl. C. Richter. — Wie ein Pate bewirken kann, dass das Kind ein „Lattensteiger“ (d. i. Mondsüchtiger) wird. Der Pate muss sich nackt ausziehen und den Patenbrief durch die einzelnen Latten des Hausbodens stecken; am Tauftage muss er dann den Brief samt dem Taufgelde dem Kinde in's Steckkissen legen. Umgegend von Pasewalk. — Unmittelbar nach der Taufhandlung gab[1]) der Pate das sogenannte „Gevattergeld“. Dieses war in Papier gewickelt, mit einem seidenen Faden umwunden und bestand gewöhnlich in einem alten Zweithalerstücke. Es wurde in das Steckkissen des Kindes hineingeschoben. Das Gevattergeld kam lediglich „dem Kinde zu gute“; die Hebamme erhielt noch eine besondere Gabe. Rügen.

[1]) Jetzt ist diese Sitte fast ganz verschwunden.

## 6. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

XII. Der Liebesfrühling, welcher in andern Volkdichtungen die schönsten Blüten zu treiben pflegt, ist in der niedersächsischen Volkdichtung im Allgemeinen mit einer entsetzlichen Nüchternheit behandelt.

Eigentümlich sind folgende beiden Gedichte:

1.

As Hänsken in den Schosteen sat
Un flikde sine Scho,
Da keem en wakker Mäken her,
Dat keek so nippe to.
Hör, Hänsken, wenn du freen wult,
So free du na mi;
Ik hebb' en blanken Daler (nog),
Den will ik geven di.
Hans nimm se nig, Hans nimm se nig,
Se het en scheven Foot.
Smeer Salven up, smeer Salven up,
De ward wol wedder good.

2.

As Hänsken in den Schosteen sat
Un flikde sine Scho,
Da keem en wakker Mäken her,
Dat keek so nippe to.
Da sä he: wenn du freen wult,
So free du en Papen,
Denn kanst din Geld mit Singen vordenen,
Un kanst ook lange slapen.
Papenfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele singen,
Veel lever woll ik en Goldsmid nemen
Und dregen goldne Ringen.

Goldsmidfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele blasen,
Veel lever woll ik en Wintapper nemen
Un drinken ut den Glasen.

Wintapperfroen de sunt nig good,
De möt't so vele tappen,
Veel lever wol ik en Snider nemen
Un flikken ole Lappen.

Sniderfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele neien,
Veel lever woll ik en Schipper nemen
Un faren up der Maien.[1])

Schipperfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele sorgen,
Veel lever woll ik en Pracher nemen
Un slapen bit an den Morgen.

Niederd. Korrespondenzbl. III, 72—73, XVI, 23 u. s. f.; niederd. Liederbuch, S. 53 (mit Melodie); Raabe, S. 106; Blätter für Pomm. Volkkunde II, S. 29 u. s. f.; Lemke I, S. 122; Tuxen, S. 72; Volktüml. Lieder III, S. 298 u. s. f., Nr. 1038—1041.

---

[1]) Auf hoher See.

Im Uebrigen bleibt die Liebespoesie in sehr prosaischen Grenzen. Der heiratsfähige Bursche wird auf ein Mädchen aufmerksam gemacht in folgendem Verse:

Junge, kiek, van feren
Da geit en smukke Deeren,
Wo se geit,
Wo se steit,
Kiekt de Lüe to'n Finster herut,
Dat wer wol 'ne wakkere Brunt.

Der Bursche selbst sagt:

Dat du min Schätzken bist,
Dat du wol weest,
Kumm van Avend, kumm van Avend,
Segg' mi, wo du heest.

Niederd. Korrespondenzbl. XIII, S. 82.

Auf die Braut geht folgendes Lied:

Lütje Buurdeern von 'n Lanne
Wo bist du so glad.
Du wult wol nar Karken?
Du wult wol nar Stad?
Ik wil nig nar Karken,
Ik wil nig nar Stad,
Ik wil na min Brägam,
Drum bin ik so glad.

Sehr viel altertümlicher ist folgendes:

Goden Avend, Jumfer Brunt,
Joe Fürken geit ut,
Joe Elend geit an,
Ji kriegt en jungen Mann.
Mit der litjen Violen,
Mit 'n groten Bumbas,
Kan eten, kan drinken,
Kan spölen dat Glas.
Use Vader spint Gaarn,
Use Moder neit Hemde,
Sunder Naat, sunder Draat,
Kumm herut, Kameraad.

Auf die Braut geht auch folgendes Lied:

Petersiljen, Soppenkruut,
Wasst in usem Garen,
Use Antjen de is Brunt,
Schall nig lang meer waren,
Dat se na der Karken geit
Un den Rok in Folen sleit.

Oder:

Roen Win un witten Win,
Morgen schal de Hochtid sin.

Frischbier, S. 77, Nr. 302; Lemke I, S. 123; Lewalter, III. H., S. 67, Nr. 40 (mit Melodie); Schulze I, 166; Leske, Spielbuch, S. 253.

Die Neigung des Mädchens, sich zu verheiraten, findet in folgendem Verse ihren Ausdruck:

Sunt de Röven riep, sunt de Röven riep,
Kumt de kole, kole Winter;
Och, wo krieg' ik 'n Mann, och wo krieg ik 'n Mann,
Och, ik arme lütje Stümper.

Raabe, S. 171.

Junge Mädchen werden gewarnt, alte Männer zu heiraten, in folgendem Reime:

De Levver, de wart braen,
Bi Flakkerfüür un Stro,
Jung Mäken, nimm kin olen Mann,
Sus warst du nummer fro.

Raabe, S. 169.

Dagegen wird alten Männern geraten, schlimmstenfalls auch ein junges Mädchen zu heiraten:

Ruse de Bruse, de Winter wil kamen,
Har de ole Man dat junge Mäken man namen,
Se kaakt em den Kool, se rört em de Grütte,
Wat wer dem olen Man dat junge Mäken nig nütte.

Volktüml. Lieder I, S. 11, Nr. 40; Raabe, S. 171; Diermissen, S. 4; Schütze I, S. 299.

Die junge Ehefrau beklagt sich über ihr Schicksal in folgendem Verse:

O, wer ik dog jümmer en Jumfer bleven
Un har mi nig an dat Freen begeven,
Nu sitt ik bi'r Weegen un singe Ochei,
Ocheia, Popeia un Eiapopei.

Die Hauptrolle spielt natürlich die Aussteuer. Dahin gehören folgende Lieder:

Achter usem Backaven,
Da danssten dre Zegen,
Frag Moder, frag Moder,
Wat wil se ere Dogter mitgeven?

Ere Dogter is Bruut,
Hunnert Daler herut,
Dat Peerd, dat steit paraat,
Hei lustig Kamrad.

Oder auch so:

Achter usem Backaven,
Da blaarten de Zegen,
Moder, wat wult du litje Meta mitgeven?
Litje Meta is Bruut,
Hunnert Daler herut!
Krigt 'n jungen Mann,
Mit 'n Stall vull Rinder,
Mit 'n Weegen vull Kinder,
Mit 'n Aven vull Brood —
Denn wer't se alle gans groot.

Oder so:

Achter usem Huse, da steit en Swinekaven,
Un up dem Swinekaven da seten dre Raven,
De reepen: herut!
Anne Mullers is de Bruut,
Se reepen: heran!
Jan Meier is de Mann,
Herr Muller, wat wil he sin' Dogter mitgeven?
'n Wagen vull Höner,
'n Weegen vull Kinner,
'n Peerd un 'n Ko,
Un dar'n twe, drehundert Daler to.

# 7. Judendeutsche Sprichwörter aus Mähren, Böhmen und Ungarn.

Von Eduard Kulke.

Vorbemerkung. Gelegentlich eines Gespräches über Sprichwörter legte Krauss es mir nahe, aus meinen jüdischen Geschichten und Erzählungen die angewendeten jüdischen Sprichwörter heraus zu heben und sie ihm für den „Ur-Quell“ zu überlassen. Rasch liess ich mich bereit finden und sagte unbedenklich zu; bald aber sollte ich erkennen, dass meine Zusage etwas voreilig gewesen. Als ich nämlich daran gehen wollte, mein Versprechen zu erfüllen, gewahrte ich zu meinem grossen Leidwesen, dass ich etwas versprochen hatte, dessen Erfüllung mir, um nicht zu sagen — unmöglich, äusserst schwierig war. Ich sollte aus meinen jüdischen Geschichten die Sprichwörter ausheben! ja, da hätte ich alle meine Geschichten erst lesen müssen. Nun habe ich vor dem Lesen meiner Schriften einen eigenen Horror! Ich lese meine Manuskripte, ich sehe sie wiederholt durch und feile daran mit Sorgfalt, ja mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, so lange es daran noch etwas zu bessern giebt. Ich lese auch die Bürstenabzüge mit der äussersten Genauigkeit und Aufmerksamkeit. Ist aber dieses Stadium überschritten und liegt mir mein Werk gedruckt vor, dann beschäftige ich mich mit etwas Neuem und mag von dem Alten nichts mehr wissen. Man kann es sich also vorstellen, wie mir zu Mute war bei dem Gedanken, alle Geschichten, die ich seit dreissig Jahren geschrieben habe, durchzulesen.

Abgesehen aber von diesem subjektiven Momente — denn um ein gegebenes Versprechen zu erfüllen, muss ein Mann von Wort selbst einen noch so starken Widerwillen überwinden können — trat der Ausführung auch noch ein objektives Moment entgegen, und dieses war für mich entscheidend. Ich kalkulierte nämlich folgendermassen: Was für eine Ausbeute an Sprichwörtern wird sich mir aus der Lektüre meiner Schriften ergeben? Ich habe ja doch meine Erzählungen nicht geschrieben um Sprichwörter anzubringen; ich habe vielmehr Sprichwörter in den Erzählungen angebracht, weil sie mir an Ort und Stelle für den Charakter einer bestimmten Figur oder einer Situation passend erschienen. Die Ausbeute wird also gewiss keine grosse sein. Wird diese Ausbeute im Verhältnisse zu der aufgewendeten Mühe stehn? Wäre es nicht viel vernünftiger, mit dem Niederschreiben der Sprichwörter zu beginnen ohne Rücksicht auf die in meinen Schriften enthaltenen? Das war eine glückliche Auskunft. Der Gedanke befreite mich von einer Last und versprach überdies meiner Arbeit einen grösseren Erfolg. Also gedacht, gethan! Sofort ging ich an's Werk und begann aus dem Gedächtnisse jüdische Sprichwörter niederzuschreiben, und siehe da, die

Sprichwörter flossen aus der Feder, gerade als ob mir jemand diktiert hätte; gleich die erste Niederschrift ergab über zweihundert. Ich machte meinen Bekannten hiervon Mitteilung und nun gab es Sprichwörter in Hülle und Fülle. Von allen Seiten kamen sie mir zugeflogen; jeder bestrebte sich, die Sache nach Kräften zu fördern. Es konnte dabei nicht fehlen, dass man mir Sprichwörter mitteilte, die ich bereits verzeichnet hatte, ebenso dass mir ein und dasselbe Sprichwort von verschiedenen Seiten mitgeteilt wurde; im Ganzen und Grossen aber wuchs meine Sammlung von Tag zu Tag. Allen denen, die mich gefördert, sage ich hiermit meinen Dank, ganz besonders Herrn Samuel Figdor und Herrn Dr. Hermann Fischer.

Nun aber machte ich eine ganz merkwürdige innere Erfahrung. Anstatt mich zu ermutigen, entmutigten mich die aufgehäuften Schätze; je mehr sich die Sammlung häufte, desto mehr geriet ich in Verlegenheit wegen der passenden Anordnung des Materials. Ich hatte vor mir Sprichwörter und Redensarten, Benennungen und Bezeichnungen, Schimpfnamen, Ehrennamen, Segnungen und Flüche, Beobachtungen, Lebensregeln, Maximen, Contraste, Reimsprüche, Ironie und Satire, Volkwitze, Sitten und Gebräuche, Aberglauben, Legenden, kleine Geschichten und dergleichen mehr, und es war nicht leicht die zweckmässigste Methode für eine passende Gruppirung aufzufinden, und je mehr der Herausgeber drängte, desto mehr zögerte und zauderte ich.

Da erhielt ich eines Tages durch Vermittelung unseres Krauss zwei gedruckte Hefte von Herrn Ignaz Bernstein in Warschau, nicht weniger als 2056 jüdische Sprichwörter enthaltend. Man muss geradezu staunen über diese Sammlung. Herr Ignaz Bernstein ist der Krösus unter den Sammlern judendeutscher Sprichwörter; man muss den Fleiss, die Mühe wie die Sorgfalt bewundern, mit der es ihm gelungen ist eine so grosse Anzahl von jüdischen Sprichwörtern zusammen zu stellen. Diese seine Sammlung, welche durch den Umstand, dass sie in hebräischer Quadratschrift gedruckt ist, nur einem exclusiven Leserkreise zugänglich, dem grössern aber und ganz besonders der Wissenschaft der vergleichenden Volkkunde unzugänglich ist und die es, um solchen Zwecken dienlich gemacht zu werden, verdienen würde, in deutschen Lettern gedruckt zu werden, hat mir, abgesehen davon, dass ich an viele Sprichwörter, die meine Niederschrift noch nicht enthielt, erinnert wurde, auch in Beziehung auf die Frage der Anordnung den rechten Weg gewiesen. Die Sammlung von Abraham Tendlau, welche 1070 Sprichwörter und Redensarten enthält, gruppiert die Sprichwörter nach gewissen Kategorien, wie z. B. in solche, die sich auf Verstand und Unverstand, oder auf Kenntnis und Unwissenheit beziehen und dergleichen; allein es ist die Anordnung doch keine erschöpfende und endgültige, und für irgend ein neu hinzukommendes Sprichwort muss vielleicht nachträglich eine neue Gruppe eingeordnet werden. Zunächst handelt es sich um die Sammlung; die systematische Einteilung und

Gruppierung muss einer spätern Zeit vorbehalten bleiben. Bernstein hat zwar noch eine Methode der Anordnung, die alphabetische. Ich lasse selbst diese fallen; denn es ist nichts Seltenes, dass ein und dasselbe Sprichwort leicht unter verschiedenen Buchstaben des Alphabetes aufgeführt werden müsste oder wenigstens könnte. Es scheint mir nun, um zur Sache überzugehen, nur noch angezeigt, hier anzumerken, dass ich die sachlichen Erklärungen im fortlaufenden Texte in Klammern, die Worterklärungen hingegen in Fussnoten unter den Text setze, ferner dass B. Bernstein und T. Tendlau bedeutet.[1])

## 8. Das Lied aus Waibstadt (holländisch).

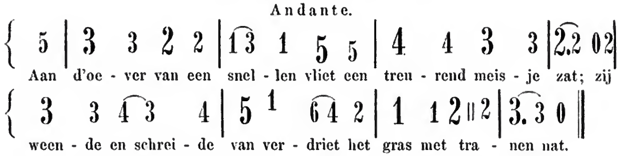
Von G. Schlegel in Leiden.

II. Der im Ur-Quell VI, S. 67 mitgeteilte Text ist offenbar eine Uebersetzung aus dem Holländischen. In verschiedenen Abweichungen findet es sich in allen unseren Commersbüchern, ist im ganzen Lande bekannt und wird häufig gesungen. Der Dichter ist unbekannt. Die Melodie dieses Volkliedes ist uralt.

### Het Weesmeisje (Die Waisenmaid).

Es-dur (es = 1). 6/8 Takt.

Andante.




Zij wierp de bloempjes die zij zag
Mistroostig in den stroom.
En riep ach lieve vader ach!
Ach lieve moeder kom.

Een rijkaard wandelt langs den vliet,
Bespeurt haar bittere smart
En daar hij 't meisje weenen ziet
Breekt zijn mêedoogend hart.

Wat deert u toch mijn lieve meid?
Ach spreek en wees niet schuw!
Zeg mij, waarom gij weent en schreit;
Zoo 'kan, dan help ik u.

Zij kijkt den vreemde troostloos aan
En spreekt: „Ach, brave man!
Zie hier een weesje voor u staan,
Dat God slechts helpen kan.

---

[1]) Herr Kulke hat bisher 1500 judendeutscher Sprichwörter beisammen, die alle im Ur-Quell erscheinen sollen. Mein Verdienst ist dabei, dass ich ihn für die Arbeit gewonnen, indem ich es für meine Pflicht halte, durch Heranziehung tüchtiger Kräfte den Ur-Quell zu einem Sammel- und Ausgangpunkt der Volkforschung zu machen. Ich wünsche gar sehr, dass recht viele Nachträge zu Kulkes Sammlung zukommen mögen, damit wir darangehen können, eine Sammlung der Sprichwörter der Juden in Deutschland und Oesterreich-Ungarn in Buchform zu veröffentlichen. Bernsteins Sammlung, die ich im Manuskripte vor mir hatte, zählt derzeit bei 6000 Sprichwörter der Juden in Russland. Krauss.

Ziet gij dat groene bergje niet?
Daar is mijn moeders graf.
En hier aan d'oever van deez vliet
Hier gleed mijn vader af.

De felle stroom verzwolg hem dra.
Hij worstelde . . . . ach, hij zonk!
Mijn broeder sprong hem achterna . . . .
Helaas, ook hij verdronk.

'k Ontloop nu 't weeshuis door de vlucht
Zoodra het speeltijd is.
En geef mijn hart door klagen lucht,
Mijn boezem lafenis.

Gij moet niet klagen, deugdzaam kind!
Uw hart verdient geen pijn.
Ik wil uw broeder en uw vrind,
Ja, zelfs uw vader zijn.

Hij vat haar minzaam bij de hand,
Om naar zijn huis te gaan,
En gaf haar kleêren naar zijn stand
Voor weezenkleêren aan.

Zij eet en drinkt zijn spijs en drank,
Gestadig dag aan dag . . . .
U goede man! zij lof en dank.
Voor zulk een braaf gedrag.

III. Zu den Volksliedern aus Waibstadt (Am Urquell VI, 67). Das erste der von Otto Heilig aus dem Munde einer alten Frau aufgezeichneten Lieder, dessen Anfang übrigens entstellt ist und folgendermassen lauten muss:

An einem Fluss, der rauschend schoss,
Ein armes Mädchen sass . .

habe ich auch von meinem verstorbenen Grossvater singen hören. Gleichwohl ist es kein eigentliches Volkslied, sondern stammt von Kaspar Friedrich Lossius (geb. 31. Januar 1753 zu Erfurt, gest. daselbst 21. März 1817 als Diaconus an der Ratskirche), dem bekannten Verfasser der Jugendschrift „Gumal und Lina". Es findet sich zuerst gedruckt in: 'Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde' (Leipzig 1781), S. 56—58. Durch das Mildheimer Liederbuch (1799) erhielt es grössere Verbreitung und wird in niederländischer Uebersetzung in Holland und Belgien noch jetzt viel gesungen:

Aen d'oever van een snellen vliet
een jeugdig meisken zat.
(Siehe Willems, Oude vlaemsche Liederen Nr. 91.)

Weiteres, auch über Melodien, von denen jetzt die von A. W. Erk die verbreitetere ist, siehe in: Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder, Leipzig 1859, S. 9 (Nr. 46).

Northeim. R. Sprenger.

## 9. Die Haut (das Fell, den Bast) versaufen.

Eine Umfrage von weiland Reinhold Köhler.

IX. Um die Erklärung dieses Ausdruckes der Lösung näher zu führen, verweise ich auf zwei Stellen des Werkes „Deutscher Unsterblichkeitsglaube" von E. L. Rochholz. In der ersten (S. 205) heisst es: „Jedoch die Leichenschmäusse des reformirten Zürichervolkes, obschon es selber das Widerliche einer ausgearteten Sitte zuerst so

tief empfunden hatte, haben bis auf unsere Zeit in solcher Ausdehnung fortgedauert, dass hierauf erst der ganzen Bevölkerung daraus der Schmähname Totenfresser und Totenvertrinker entstanden ist." Ist auch der vorstehende Wortlaut nicht mit dem vielfach aus Norddeutschland im Ur-Quell angefügten Ausdruck identisch, so doch dem Sinn nach.

Wichtiger ist eine Bemerkung auf Seite 392: „Um so überraschender für uns wird es sein, dasselbe Rechtsverhältnis auch im altdeutschen Totenmahle mitbegründet zu finden. Denn auch nach diesem durfte der Ueberlebende so lange sich nicht in den Besitz der Erbschaft setzen, bis nicht Erbmahl und Erbtrunk (altnordisch Arföl, das Erb-Ale) feierlich abgehalten und damit des Verstorbenen Gedächtnis (minne) getrunken war. Der Brauch des Leichtrunkes besteht in diesem rechtgiltigen Sinne des Erbbieres jetzt noch. Der Schleswig-Holsteiner umschreibt den Namen Grabbier mit der Phrase den Doden sîn Hût vertêren; denn eben die Haut und Bedeckung (Hut und Hütte), aus welcher der Tote gefahren ist, verbleibt nun seinen Erben."

Elberfeld. O. Schell.

X. In meiner Heimatstadt Quedlinburg gebrauchte man noch vor 40 Jahren von den Totenschmäusen den Ausdruck: „Die Haut essen". Nach Schmellers Bayer. Wörterb.[2] I. 1187 bedeutet die heut (Haut) verliesen (verlieren) soviel als sterben.

Northeim. R. Sprenger.

XI. Man sagt hier: seine Haut zu Markte tragen in dem Sinne von „sich einer Gefahr, einer Unannehmlichkeit aussetzen." Beim Militär nennen die Soldaten die Vereidigung das „Fellverkaufen" und sagen zu den Rekruten: Na wart' ok, wenn er werd't das Fell verkauft habe, wern se eich schon andersch nehmen, d. h. dann werden sie euch schon schlechter behandeln. „Dar versauft noch's Lader vom Leibe" ist der stärkste Ausdruck für einen „Sifflich", geht noch über den „'s Hemde vom Leibe versaufen."

Breslau. Oberlehrer P. Dittrich.

XII. Man sagt hier in Kellinghusen nicht bei Begräbnissen „das Fell versaufen", sondern wenn einer pleite geht infolge Trunksucht: He hett sin ganze Jakk versapen; oder dann im allgemeinen: He hett sikk ordentlich dat Fell besapen. D. Vahlendick.

---

## 10. Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

XXI. 1. Abraham a St. Clara, Judas der Erzschelm, 2. Lindauer Ausgabe, 1872, Bd. 1, S. 127:

Wann zu Ingolstadt in Bayren die Studenten aus unartigem Muthwillen einige Ungelegenheiten verursachen, und etwan auf der Gassen die Stein also wetzen, dass ihnen das Feuer zun Augen ausgehet, werden sie auf der Universität in die Keichen [= Karzer]

gesetzt, beklagen sich aber dazumalen nichts mehrers, als wegen eines Nacht-Gespensts, so sie insgemein den Penzen nennen, welches ganz ohne Kopf ist.

XXII. 2. Washington Irving hat die Sage vom kopflosen Reiter als Motiv für seine köstliche Sage von der schläfrigen Schlucht verwertet. Vgl. sein Skizzenbuch, übers. von K. Th. Gaedertz, Leipzig. Reclam, S. 404. Das Hauptgespenst indessen, welches diese verzauberte Gegend (bei Tarrytown am Hudson) heimsucht und der Oberbefehlshaber aller Mächte der Lüfte zu sein scheint, ist die Erscheinung einer kopflosen Gestalt zu Pferde. Etliche sagen, es sei der Geist eines hessischen Reiters, dem eine Kanonenkugel in irgend einer ungenannten Schlacht während des Revolutionskrieges das Haupt fortgerissen habe . . . Ja einige der glaubwürdigsten Geschichtschreiber jener Gegend . . . behaupten, dass der Körper des Reiters auf dem Kirchhofe begraben worden, der Geist nachts auf den Kampfplatz, seinen Kopf zu suchen, reite, und dass die rasende Geschwindigkeit, mit welcher er mitunter durch die Schlucht sause, daher rühre, dass er sich verspätet und Eile habe, vor Tagesanbruch zum Friedhof zurückzukehren . . . . Das Gespenst ist an allen häuslichen Herden im Lande unter dem Namen des kopflosen Reiters aus der schläfrigen Schlucht bekannt.

Vgl. ebenda S. 411 („vom kopflosen Reiter oder galoppirenden Hessen aus der Schlucht, wie sie ihn mitunter nannten") u. S. 432 (Spukgeschichten vom kopflosen Reiter).

München. Anton Englert.

XXIII. Im Amtshause zu Travemünde soll zwischen 12 und 1 Uhr nachts ein Mann ohne Kopf auf einem Ziegenbock reiten.

Lübeck. C. Schumann.

XXIV. Die beiden Hunde auf dem Galgenberg bei Jevenstedt. Auf dem Galgenberg bei Jevenstedt unweit Rendsburg wurden einst zwei Verbrecher hingerichtet. Von der Zeit zeigten sie sich in Gestalt zweier Pudel, die sich nachts immer tüchtig bissen. Einst fuhr hier ein betrunkener Bauer vorüber, und als nun gerade die beiden Hunde sich bissen, rief er in seinem Uebermut, indem er den einen Hingerichteten bei Namen rief: Franz, wenn du dat bis, so komm mit! Kaum aber hatte er diese Worte gesprochen, so sass auch schon der Angerufene ohne Kopf bei ihm hinten auf dem Wagen. Dem Bauer graute, er trieb die Pferde zum rascheren Gange an und zu Hause angekommen, fuhr er den Wagen in die Scheune hinein. Rasch wurden die Pferde ausgespannt und unser Bauer ging zu Bett. Kaum war er aber im Bett, so entstand draussen im Stall ein Höllenlärm. Alle eilten hinaus und siehe da! alles Vieh: Pferde, Kühe, Kälber, waren los. Es hat überhaupt viele Künste gekostet, den bösen Geist wieder los zu werden.

Mitgeteilt von N. Stäcker, der diese Sage von seinem Grossvater, einem Jevenstedter, hörte.

XXV. Die erschlagenen Wenden bei Lenzen a. E.[1]) Als Heinrich I. im Jahre 929 bei Lenzen a. E. mit den Wenden kämpfte, wurden sie endlich zum Teil in ein Moor gedrängt, wo die meisten in den Sümpfen versanken. Alljährlich an dem Schlachttage erscheinen nachts um zwölf Uhr diese Toten mit dem Kopf unter dem Arm und gehen während der Geisterstunde das einstige Schlachtfeld ab. Darnach verschwinden sie wieder.

Von einem Lehrer, aus der Priegnitz stammend, mitgeteilt an H. Eschenburg.

---

## 11. Woher kommen die Kinder?

Eine Umfrage von O. Schell.

33. In seinem Buche „Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen“, Kassel 1854, bemerkt K. Lyncker unter Nr. 117, dass die Sage vom Kinderbrunnen in Hessen weit verbreitet ist, und teilt eine Reihe zum Teil sehr interessanter Namen von Brunnen und Teichen mit, aus denen neugeborene Kinder kommen sollen. Vergl. auch Nr. 118 ebenda. A. E.

34. Während in München fast durchgängig den Kindern vorgesagt wird, das kleine Kind sei vom Storch gebracht worden, der auch die Mutter in das Bein gezwickt habe, sucht die Landbevölkerung das Wasser als den Aufenthaltort noch ungeborener Kinder hinzustellen. So heisst es zu Rotthalmünster, die Kinder kämen aus dem Kesselbach, zu Dingelfing, sie schwämmen die Isar herab, zu Schönau und Aichach zieht man sie aus dem Teich oder Weiher, aus dem Bache fischt man sie zu Freyung im Wald und zu Weilheim (Simmesbach). Zu Langenargen in Württemberg finden sich die Kinder im Marienbrunnen in der nahen Wallfahrtkirche. Auch in Regensburg weist man auf den Dombrunnen, und wenn man recht eifrig hinunterschaut, soll man die Kinder sogar darin herumplätschern sehen.

München. A. Schoettl.

35. Für „Die deutsche Sprachinsel Gottschee“ in Krain giebt Ad. Hauffen in seinem ausgezeichneten, ungemein stoffreichen Buche darüber[2]) S. 78 an: „Die Kinder werden, so heisst es, aus der Dorflache oder einem Brunnen geholt. Den Storch und seine gewichtige Bestimmung kennt man in Gottschee nicht.“ lf.

---

[1]) Die Sage lebt noch unter dem Volke und steht auch in Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg.

[2]) Dieses, 1895 (Graz, „Styria“) als III. Band der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft, herausgegeben von Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell, Professoren a. d. Universität Innsbruck“, erschienen, behandelt mit grösstem Fleisse und Geschick „Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder“ und liefert zugleich von letzteren eine umfängliche authentische Sammlung nebst Parallelen.

# 12. Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

43. Mondsagen. Zu der Erklärung des Hasen im Monde dürfte nicht zu übersehen sein, dass es eine allgemeine Anschauung ist, dass der Mond auf das Weib und dessen Fruchtbarkeit einen Einfluss habe; die nach dem Mondwandel alle Mond-Zeiten sich einstellende weibliche Regel musste völkerpsychologisch diese mit dem Mond-Einflusse in Zusammenstellung bringen; ebenso musste die weibliche Frucht nach diesem Gedanken beeinflusst werden, daher auch der Glaube an Mond-Kälber und Mond-Kinder und damit auch der mythische Gedanke, dass der Mond der Hasenträger sei; denn da der Hase eine weitverbreitete Allegorie der Fruchtbarkeit ist, so ist dieser Hase im Monde allegorisch aufzufassen; dass man dann auch in den Mondflecken ein Hasenbild sehen will, ändert an der Deutung wohl nichts.

Tölz. Dr. Höfler.

44. Léon Pineau teilt in seiner Sammlung „Le Folk-Lore du Poitou", Paris 1892, S. 203, unter dem Titel „L'homme dans la lune" folgende Sage mit:

„Le bonhomme Job était après boucher un buisson, le dimanche. Et puis, Notre-Seigneur y a passé. Il lui a demandé ce qu'il fallait qu'il fasse pour sa pénitence. Et Notre-Seigneur lui a demandé où il aimait mieux aller avec sa fourchée d'épines: dans la lune ou bien dans le soleil? Et puis, il a dit qu'il voulait être dans le soleil.

Et puis après, il le trouvait trop chaud; il a demandé à aller dans la lune. Et Notre-Seigneur l'a mis dans la lune.

Et puis, il est resté dans la lune, et il y restera probablement toujours, sans doute."

Pineau verweist auf Grimms Mythologie, II, 599 ff. Eine daselbst aus Toblers Appenz. Sprachschatz 20ᵇ abgedruckte Sage stimmt mit der obigen fast ganz überein.

München. A. E.

45. Bei den Odschibwä-Indianern herrscht eine grosse Angst, den Mond durch Hinzeigen mit den Fingern zu reizen: er beisse demjenigen, der das thut, den Finger ab. Das Ausland, 63. Jahrgang, S. 573. Dieser Glaube sieht mehr danach aus, als nähme man ein grosses lebendes Wesen auf dem Monde an, als dass man diesen selbst personificiere.

46. Die Bororó, ein südamerikanischer Indianerstamm, die die ganze Natur unter dem Urbilde der Tierwelt anschauen, halten, wie das Kreuz am südlichen Sternhimmel für die Zehen eines grossen Strausses und den Orion für eine Schildkröte, Sonne und Mond für

Federn der roten Arará-Vögel. Durch Zaubern seien diese Tiere beziehentlich Tierglieder an den Himmel versetzt worden; dies also derselbe Weg der Anthropomorphisierung wie beim echten ‚Mann im Monde', der, wie unsere Umfrage ergab (vgl. besonders die Nummer 40), bei etlichen exotischen Stämmen als Tiergestalt gedeutet wird. (K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. 1894).

München. L. F.

---

## 13. Gründonnerstageier.

Eine Umfrage von M. Hoffmann.

II. Schmeller, Bayer. Wörterbuch, Stuttgart und Tübingen 1827, II, 495: „Das Antlâss-Ai (Antləs = Aər, 'Aləs = Aə, 'Aləsá), Ei, am Gründonnerstag (Antlass = Pfingtag) gelegt. Solche Eier werden vorzugweise zur Osterweihe gebracht, um dann unter die Hausgenossen verteilt zu werden. Sie bewahren den, der davon geniesst, das Jahr hindurch vor Leibschäden. Daher wird eine sorgsame Hausmutter, wenn sie unter den für ihre Hausgenossenschaft bestimmten geweihten Eiern nur einige Antlasseier hat, sich diese wohl zu merken suchen, um sie vorzugweise dem Hausvater und den Mannsleuten zuzuwenden." Ueber die Herkunft des Wortes „Antlassei" vgl. Schmeller a. a. O., S. 494: „Antlâssei" . . . = Erlassung der Sünden, Ablass; . . . dann ehemals die Lossprechung oder Entlassung öffentlicher Büsser von ihren Vergehungen und Kirchenstrafen, und Wiederaufnahme derselben in die Gemeinschaft der Christen, welche gewöhnlich am Gründonnerstage, als Einsetzungstag des heiligen Abendmahles, statt hatte. Es wurde daher der Gründonnerstag selbst „Antlasstag, Antlasspfingtag" genannt. Zu „Antlass" vgl. auch Grimm, D. D. W.

Weitere interessante Mitteilungen über das Antlassei siehe bei Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche, Band 2, München 1855, S. 211 ff. und 534 f., wo verschiedene das Gründonnerstagei betreffende abergläubische Gebräuche aus Niederbayern angeführt sind.

Vgl. auch Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Bd. 1, Augsburg 1857, S. 348: „Die Eier, welche Hennen am grünen Donnerstage, Odlaspfinsta, legen, haben besondere Kraft, weil sie schon in der Henne geweiht sind. Neukirchen. Sie müssen aber vom Bauer und seinen Knechten nach der Kirchenweihe am Ostertage mit samt der Schale gegessen werden, damit sie im Heben sich nicht wehe thun; es sind die Odlesoyar. Hemau. Vgl. auch Bavaria, Bd. 2, 1. Abteilung, Oberpfalz und Regensburg, München 1863, S. 309. Die anderen Abteilungen der Bavaria stehen mir gegenwärtig nicht zu Gebote. Möglicherweise finden sich darin noch weitere einschlägige Notizen.

München. Anton Englert.

---

## 14. Alter Volksglaube bei neuen Dichtern.

I. In den von Kunstdichtern gelieferten volkmässigen Liedern der Gegenwart finden sich häufig uralte Züge ererbter Anschauungen; z. B. in dem, von Franz Abt mit vortrefflicher Laune komponierten Studentenliede J. V. Scheffels „Am Grenzwall“: „Ein Römer stand in finstrer Nacht“. Das Mädchen löst seinen zum Tode geführten Schatz, indem es ihn vor allem Volke als Geliebten reklamiert. O. Böckel, Volklieder aus Oberhessen, S. XLVII ff. bot zahlreiche Belege dazu, ich jüngst in Kölbings „Englischen Studien“ XIX, 187, Anm. 1 einen ganz entsprechenden aus der italienischen Novellistik um 1500 (vgl. Varnhagen im Erlanger Universitätprogramm 1892, Seite 55). Auch wählten im Mittelalter Dirnen Verbrecher von der Richtstätte zum Gatten: M., „Der Aberglaube im Recht“, Hamburger Nachrichten vom 9. April 1895. L. Fränkel.

II. Volktümliches in Uhlands Gedichten. Tells Tod 9, 2.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob. das man dir bot.

Bei dem Klingen des Ohres vom Lobe hat schon Götzinger an den Volksglauben gedacht, dass das rechte Ohr dessen klingt, von dem man in seiner Abwesenheit gut spricht (vgl. Wuttke § 308). Dem widerspricht Düntzer in seinen Erläuterungen zu Uhlands Balladen und Romanzen S. 330 und meint, Tell habe das Lob von allen Seiten wirklich gehört. Dem ist aber der Ausdruck entgegen, denn die von D. citierten Stellen beweisen nichts. Der Anklang an den volkstümlichen Glauben ist nicht zu läugnen; Uhland hat wohl ausdrücken wollen, dass Tells Ruhm nicht nur in seiner Umgebung, sondern auch in fernen Landen verkündet sei. Eine Anlehnung an volktümlichen Glauben finde ich auch in Str. 4, 1:

Doch als nun ausgestossen
Die Flut den toten Leib . . .

Schon der Ausdruck ausgestossen d. h. „gewaltsam von sich gegeben“ lässt vermuten, dass Uhland hier an die gangbare Vorstellung denkt, wonach der Fluss keinen Leichnam bei sich behält, sondern ihn nach gewisser Frist auswirft (vgl. Wuttke § 741).

Northeim. R. Sprenger.

III. Zu Schillers Tell, 3, 3. Walther (zeigt nach dem Bannberg).

Vater, ist's wahr, dass auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt.

Tell. Wer sagt das, Knabe?

Walther. Der Meister Hirt erzählt's. Die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Schillers Quelle für diesen Abschnitt, Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes II, 8 bemerkt nur, es sei verboten im Bannwald einen Baum zu fällen, damit nicht Bäume oder Steine auf das Dorf

herabfallen. Schillers sinnreichere Deutung lehnt sich an die im Volk noch lebenden Anklänge an den alten Baumkult an; vgl. Wuttke, Volkaberglaube § 13 und § 147. Die Drohung gegen den Frevler, dass seine Hand aus dem Grabe herauswachsen solle, ist unzweifelhaft ebenfalls aus der Volküberlieferung geschöpft. In Quedlinburg bedroht man mit dieser Strafe das Kind, das die Hand zum Schlage gegen Vater oder Mutter erhebt. Ebenso, wie ich bei der Lektüre des Tell von meinen Schülern erfahre, in verschiedenen Teilen der Provinz Hannover. Vielleicht weiss einer oder der andere unserer Mitarbeiter mehr darüber mitzuteilen. Vgl. übrigens Wuttke § 307; Grimms Märchen (gr. A.) Nr. 117 und die Bemerk. dazu im 3. Bd. (3. A.) S. 197 und Liebrecht, Zur Volkkunde S. 343.

Northeim. R. Sprenger.

## 15. Diebglauben.

Eine Umfrage.

XXII. Ein Mann hatte „das Buch von der schwarzen Kunst“ in seinem Besitze und daraus allerlei Zauber gelernt.

Einst wurde in seinem Hause etwas gestohlen. Es war niemand dagewesen ausser einer Händlerin; auf sie fiel daher der Verdacht. Der Mann aber sagte: Sie solls schon wiederbringen. Am Abend gebot er dem Dienstmädchen, die Eingangthür des Hauses nicht zu verschliessen. Auf ihre Einwendung, dass dann jemand nächtlicher Weile hineinkommen könne, entgegnete er: Das macht nichts.

Mit dem Schlage 12 um Mitternacht kam die Diebin barfuss und im Hemde trotz der Winterkälte und brachte das gestohlene Gut wieder; am andern Tage aber war sie heftig erkrankt. (Südliches Schweden — nach mündlicher Mitteilung einer gebürtigen Schwedin.) Eschenburg.

XXIII. Dem Gutsgärtner in Sehestedt stahl man immer von einem Apfelbaum, der besonders schöne Aepfel trug, Aepfel weg. Da grub er rund um den Baum die Erde um. Die Fussspur, die nun am andern Morgen in dem frischumgrabenen Land war, hing er in einem Beutel in den Rauch. Da bekam die Dienstmagd einen schlimmen Fuss. Sie hatte also die Aepfel gestohlen. Man vergl. Sartori, Der Schuh im Volkglauben, Zeitschr. des Vereins für Volkkunde, IV, S. 43. Ofterding.

## 16. Vergrabene Schätze.

Eine Umfrage von K. Ed. Haase.

XX. In Rákos-Palato (einhalbstündiger Entfernung von Budapest) erzählte man mir, eine Frau habe von dem Pfarrer ein Stück geweihte Kreide gestohlen und sei auf den von seinen Schätzen bekannten Hügel gegangen, damit sie auch ihr Stück probiere. Da schrieb sie mit der geweihten Kreide auf der Erde einen Kreis um

sich, damit die Hexen sie nicht verderben sollen. Schon hörte sie unter dem vor ihr gelegenen grossen Stein das Klimpern des emporsteigenden Schatzes, als sie einen Wind von sich liess und sagte: „Pfi, wie stinkt's hier!“ Nun war das Warten auf den Schatz vergeblich.

Rákos-Palota. Ludwig Mátyás.

XXI. Ein Mädchen arbeitete unter Mittag (zwischen 11 und 12 Uhr) auf dem Felde, da kam eine Nonne mit einem grossen Schlüsselbunde in der Hand und winkte mitzugehen. Das Mädchen ging mit und sie kamen an die Thüre in einem Weinberg. Die Nonne schloss auf und führte das Mädchen durch mehrere gewölbte Gemächer, in denen Gold, Silber und kostbare Geräte in Massen aufgehäuft waren, legte die Schlüssel neben die Schätze und sprach zu dem Mädchen: „Von Allem, was hier ist, darfst du nehmen, so viel du tragen kannst, nur vergiss das Beste nicht.“ Da belud sich das Mädchen mit dem, was es für das beste hielt, und als die Nonne immer mahnte: „Vergiss das beste nicht!“ nahm es zuletzt noch, ehe es zur Thüre hinaus ging, einen Gegenstand, der ihm vor Allem schön und kostbar erschien. Kaum war es aber in das Freie getreten, so verschwanden nicht nur der Eingang und die Nonne, sondern auch alle Kostbarkeiten, die sie mit sich genommen hatte. Sie hatte das Beste in dem Gewölbe liegen lassen — die Schlüssel. (Gegend von Gerolzhofen, Unterfr.)

XXII. Ein Mann sah zwischen 11 und 12 Uhr nachts vor seinem Hause einen Haufen glühender Kohlen liegen. Er dachte sofort an einen Schatz und ging hin um die Kohlen einzufassen. Als er sich aber darüber beugte, hörte er hinter sich eine Stimme rufen: „Nachbar, hat es schon drei Viertel geschlagen.“ Er drehte sich um und rief: „Nein Nachbar, es ist erst halb.“ Da erhielt er eine kräftige Ohrfeige und die Kohlen waren verschwunden. (Gerolzhofen in Unterfr.)

XXIII. Herrlein erzählt in seinen „Sagen des Spessarts“ (Aschaffenburg 1843 bei Krebs) eine grosse Anzahl von Sagen, die von verborgenen Schätzen handeln. So z. B. findet ein Fuhrmann einen Haufen glühender Kohlen und legt sich eine davon auf seine Pfeife, die aber trotzdem nicht brennen will. Am andern Morgen aber liegt ein Goldstück auf der Pfeife. Eine Magd trägt glühende Kohlen, die sie nachts im Freien findet, auf den Herd und findet am andern Tage Goldstücke. In verschiedenen Burg- und Klosterruinen des Mainthales und des Spessarts liegen Schätze vergraben. Manche Versuche wurden schon gemacht um die Schätze zu heben; sie sind aber meistens missglückt, weil die Schatzgräber bei der Arbeit das Stillschweigen nicht bewahren konnten. Auch die Sage von der Wunderblume, die dem Schüler, der sie brach, den Zugang zu verborgenen Schätzen öffnet, findet sich im Spessart.[1])

Aschaffenburg. H. Hoffmann.

---

[1]) Knoop teilt in seinen Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen (1893) 34 Schatzsagen mit. Ein hübscher Aufsatz über die Wünschelruten und Schätzgräber in Böhmen von Theodor Hutter, Zeitschr. für Kulturgeschichte, herausgegeben von Dr. G. Steinhausen, Weimar 1895, S. 217—219.

XXIV. In Ulzburg, Kreis Segeberg (Holstein), „up'n Slottbarg“, wo früher ein Schloss gestanden haben soll, ist eine goldene Wiege vergraben. Eschenburg.

XXV. Das goldene Pferd. Auf der Norderditmarscher Geest soll auf dem Landstück „Fürdel“ bei Schwienhusen und Hollingstedt ein goldenes Pferd vergraben sein. Nach einer anderen Sage soll das goldene Pferd bei Linden sitzen. In Linden aber sagt man, das goldene Pferd sitze bei Feddringen oder auch bei Glüsing. In Süderditmarschen heisst es, das goldene Pferd sitze bei Arketek, Kirchspiel Albersdorf. (Am Urdsbrunnen, Jahrg. V, S. 16.) H. Carstens.

XXVI. „Südlich, ganz nahe an Fischbach [in Schlesien] liegt ein Berg, der Kittnerberg geheissen, der sonst nichts Merkwürdiges bietet, auch wohl von keinem Reisenden besucht wird; aber über ihn läuft eine Sage im Volke herum, die, wenn sie nicht die Naivität erfunden hat, etwas malitiösen Ursprungs ist. Es heisst nämlich, im Innern des Berges befinde sich ein goldener Esel; wenn dieser aufgefunden worden sei, werde Fischbach eine Stadt, des Esels Auffinder und Entdecker aber der erste Bürgermeister dieser neuen werden. Ich möchte hier zwar eine kleine Nutzanwendung hinzusetzen, aber mir fehlt die Kunst, die Sache so einzukleiden, dass sie nicht wider Wissen und Willen zur Satire wird. Die Sache scheint mir übrigens ernster zu sein; könnte diese Sage nicht auch so viel heissen, dass der Berg in seinem Innern reiche Schätze an irgend einem Mineral berge, dass, wenn diese zu Tage gefördert würden, das Dorf Fischbach rasch zu einer Stadt aufwachsen werde? Und wäre es dann nicht ganz in der Ordnung, wenn der Entdecker dieser Schätze der neuen Stadt Bürgermeister würde? Dass aber das ominöse Grautier dabei eine Rolle mitspielt, bezieht sich vielleicht mehr darauf, dass noch niemand den Berg mit geognostischen Augen angesehen hat. Dass übrigens auch Esel Schätze entdecken können, kann man in der Chronik von Zwickau lesen. Die dortigen, jetzt wohl ausgebeuteten Silberadern sollen ja Martin Römers entdeckt haben. (Reisebriefe. Geschrieben von Dr. August Wildenhahn, Leipzig 1865, S. 249 f.) Fl.

XXVII. Um verborgene Schätze heben zu können, muss man eine Glückrute haben. Diese muss aber getauft sein. Man legt bei der Taufe eines Kindes eine Rute in die Windeln und lässt sie auf die Weise mittaufen. Asmus.

---

## 17. Ausbuttern.[1]

Eine Umfrage von J. Mestorf.

X. Aus Holm bei Uetersen wird folgende Sage mitgeteilt: Ein Bauer in Ditmarschen hatte in der Nähe seines Hauses eine kleine Weide für seine Kühe. Er war mit dem Milchertrag, den die Kühe lieferten, nicht zufrieden. Da kehrte einst ein Wanderer bei ihm ein, den er

[1]) U.-Q. V, 281 f., VI, 100 f.

mit Speise und Trank erquickte. Beim Abschied beglückwünschte der Wanderer seinen Wirt zu der schönen Weide. Als nun der Bauer sich über deren geringen Wert beklagte, gab der Fremde ihm folgenden Rat: Fülle ein messingenes Horn mit Butter, vergrabe es auf der Weide und sprich dabei:

Gel blank Botterhörn,
füll mit Melk de Kamerbörn,
låt de Botter all nich warn,
ehr wi frische werrer karn.
Im Namen usw.

Dies that der Bauer und erzielte damit eine so gute Wirkung, dass die Weide fortan „Botterhörn“ genannt wurde. H. Eschenburg in der Heimat, Jahrg. 4, S. 85. 86.

---

## 18. Zähne.

Eine Umfrage von Dr. med. Carl R. Hennicke.

II. Aus Schlesien. In meiner Jugend habe ich manchen von meinen ausgefallenen oder gezogenen Milch-(Zitze)-Zähnen rücklings über den Ofen geworfen oder dem Feuer überantwortet, damit ein neuer wachsen sollte (war in Leobschütz weit verbreitete Sitte.) Die gleichen Zahnbürsten wie die „Kruboys“ hatten Somalis aus einer Truppe, die vor einigen Jahren hier in Breslau war. Dieselben trugen diese Bürsten am Halse und gebrauchten sie sehr oft, besonders dann mit höhnischem Grinsen, wenn sie bei einem Weissen ein schlechtes Gebiss bemerkten. Sie liefen aber erschrocken fort, als ein Herr sich den Spass machte, sein eingesetztes Gebiss vom Gaumen zu lösen und es mit den Kiefern festzuhalten.

Breslau. P. Dittrich.

III. Aus Schleswig-Holstein. Wenn Kindern die Milchzähne ausgehen, so müssen sie sie in der Stube wegwerfen und sprechen: Muus, ikk gäv di 'n ol'n Tän, giff mi 'n ni'n wedder; oder: Ikk gef di en goll'n Tän, giff mi en knökern (knöchenen) wedder. Feddringen in Dithmarschen. In Lunden heisst es, den Zahn muss man unter einen Schrank werfen und sprechen: Muus, ikk bring di en holten Tän, giff mi' n nin wedder, de ni killt, de ni swillt, de ni weh deit. In Schwienhusen heisst es: Muus, ikk bring di 'n Kuus (Backenzahn), giff mi 'n goll'n Tän wedder. Oder: Muus, hier hess min ol'n Tän, giff mi 'n nin wedder. Milchzähne heissen dort auch Muustän. Man wirft den Zahn in ein Mäuseloch und spricht: Muus, Muus, ikk gef di 'n olen Tän, giff mi en nin wedder. Den alten Zahn vergräbt man unter der Thürschwelle. Lehe bei Lunden. In Angeln wirft man den Milchzahn unter's Bett und spricht: Muus, ikk gef din olen Tän, giff min nin wedder. Tolk. In Stapelholm heisst es: Muus, ikk gef din olen Tän, giff min nin wedder, de ni kellt, de ni swellt, de mi ni weh deit. Drage. Vrgl. Nederlandsche

Volkkunde I, S. 87 und 162; Urdsbrunnen VII, S. 79; Ur-Quell III, 282. Zähne, die der Mensch später verliert, werden aufbewahrt und ihm mit in den Sarg gegeben. Siehe Ur-Quell I, 11. Meine verstorbene Pflegemutter trug ihre ausgefallenen Zähne stets in der Hängetasche unter der Schürze bei sich, und die Leichenfrau gab ihr sie auch alle mit in den Sarg. H. Volksmann.

## 19. Katzensporn.

Eine Umfrage von Krauss.

36. Der Staub des alten Fliegenpilzes (Agaricus muscarius) galt in Schlesien ebenso wie die Samenfäden des Löwenzahns und die Büschel des Schilfrohres, das Hasenfett den Augen verderblich. Man erblindet durch Berührung mit den genannten Dingen.

Breslau. Oberlehrer P. Dittrich.

37. Hat jemand vor des Nachbarn Fenster oder Thür aus Bosheit seine Notdurft verrichtet, so nimmt der Andere das ihm Hinterlassene, hebt's sorgfältig in ein Säckchen auf, was er mit lauter Stecknadeln spickt und hängt's in den Rauchfang. Der Boshafte aber bekommt seinen betreffenden Hinterteil so weh und so bös, bis der Nachbar das Säckchen samt Nadeln vernichtet.

Isergebirge in Böhmen. M. Rösler.

38. Auch an einem Fusssteig darf man seine Notdurft nicht verrichten, weil damit jemand dem Betreffenden etwas anthun kann. Was aber, wusste mein Gewährsmann nicht.

Aus Stapelholm. H. Volksmann.

## 20. Kleine Mitteilungen.

**Alter Teufelglaube.** Als da sie jemant sein biest°willen abzauberen, sollen sie etwan nicht mehr thun, als dasselbige auffs leib anrüren, sprechen allein zwey od drey wort, nachdem sie der Sathan geleret hat, alssbald ist er selbsgegenwürtig vn hat eilent sein natürlich gifft bereit, damit er das biest vergifftet, vn glauben dan die zauberer, Hexē vn Vnholdē sie habē sölchs an gerichtet, da doch sölchs allein d' Sathā thut, dz er sie in jhrer bössheit vn Wicheley behalten mag. Wie mir von fromen mäneren erzelet ist, das wane die Baurē in leibland [Livland] regen nötig haben, binden sie einen Bock an einen baum, griffelen jhn so lang dz er schreiet vn bleret, vn alsbald regēt es. Das ist nu, ein lauter Wicheley vn Sathanisch wirck, wie jedermam wol abmessen kā. Lambertus Danaeus, Jacobus Vallick, vnnd Vlricus Molitor, Von den Zauberern, Hexen, vnd Vnholden u. s. w. (Cölln 1576.) S. 204 f. lf.

**Heft 2, S. 53.** Die Quelle des Berichtes von dem Streit zwischen der Barmherzigkeit und der Wahrheit ist die alte jüdische Auslegung von Psalm 85, 11 ff., die sich in der Genesishomilie Bereschit Rabba (deutsch von A. Wünsche), Kap. 8, findet. Vgl. auch dort Kap. 9 über den guten Tod.

Der Streit zwischen der Wahrheit und der Barmherzigkeit über den Menschen findet sich auch in dem c. 1175 verfassten deutschen Gedichte „Das Anegenge" (der Anfang), das die ersten Geschichten des Genesis behandelt. Als Quelle wird von Piper (Kürschner D. N. L., Bd. III, vol. 1, p. 241) und Golther (ebd.

Bl. 163, vol. 1, p. 88), Bernhard Predigt angenommen. Wahrscheinlich ist aber da jetzt erkannt, dass Bernhard nicht Original ist, dass sowohl dem Prediger als dem Dichter eine Genesisauslegung bekannt war, in der die midraschische Erklärung sich vorfand.

S. 69. Die Rätselfragen werden offenbar vom Bräutigam gestellt. Die Braut schimpft, weil sie gar zu leicht sind.

Kopenhagen. D. Simonsen, Oberrabbiner.

**Zu H. Pröhles Harzsagen. Nr. 36.** Zur Erklärung des Flurnamens „Untreue Baumbreite“ wurde Pröhle erzählt, dass dort einem Reiter ein lahmer Bettelmann begegnet sei und ihn gebeten habe, ihm seine Krücken von einem Baume zu holen, wohin ein Uebermütiger sie gehängt. Als der Reiter abgestiegen und auf den Baum geklettert sei, habe der Bettelmann, der sich nur lahm gestellt hatte, sich darauf geschwungen und sei davon gejagt. — Ganz dasselbe erzählt Hebel im Rheinischen Hausfreunde vom Zundelfrieder, und ich halte es nicht für unmöglich, dass dieser Schwank erst daher auf die „Untreue Baumbreite“ angepasst ist. Ich wünschte wohl zu erfahren, ob er auch sonst erzählt wird.

Northeim. R. Sprenger.

**Zu Ur-Quell VI, S. 5 ff. und S. 77** ist noch auf E. Riess, Rheinisches Museum, Bd. 49, p. 188 f. und auf das reiche Material Drexler's, Wochenschrift für klass. Philologie, 1894, p. 733—735 zu verweisen. L. S.

**Zungen-Uebungen.** Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 5. Juni 1894, Morgenblatt, schreiben S. 1: „Zungen-Exerzitien“ mit den Formeln „die Katze tritt die Treppe krumm“ oder mit der noch schwereren „Messwechsel für Wachsmaske“ dürfen wohl schon die meisten unserer Leser angestellt haben. Interessant ist aber eine Zusammenstellung solcher Zungenübungen im „Ur-Quell“, die wir zum Teil hier wiedergeben wollen. Wir empfehlen also nachzusprechen: . . . (Folgen einige schwierige Fälle von Seite 125 f. aus A. Treichel's Artikel, „Zungenübungen aus Preussen“ im V. Bande des „Ur-Quell“, 122 und 144) . . . Bemerkt sei noch, dass bei wilden Völkern ebenfalls schwierige Wortverbindungen vorkommen. So erzählt der Reisende Dr. Peschuel-Loesche, dass die Negermutter an der Loangoküste das Kind Kinderverschen lehrt, welche absichtlich schwierige Wortverbindungen enthalten und beim schnellen Hersagen die ungeübte Zunge zum Straucheln bringen. Das kluge Kind wird, ganz wie bei uns, Besuchern vorgeführt, erregt Bewunderung und Heiterkeit.“

Eine Menge derartiger Dinge trägt E. L. Rochholz, „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel“, besonders S. 21 ff., zusammen, auch das bei Otto Spamer in Leipzig oft erschienene bekannte „Spielbuch für Knaben“, Dr. Arthur Chervins, Direktors des „Institut des bègues“ in Paris, anregende neueste kleine Schrift „Faut — il couper le frein de la langue“ (Paris, Société d'éditions scientifiques, 1894, 16 Seiten) tritt den Ursachen der alttestamentlichen „schweren Zunge“ vom medizinischen Standpunkte und mit praktischen Abhilfevorschlägen nahe. Ich habe schon früher, im Artikel „Deklamation“ der 14. Neuausgabe von Brockhaus Konversationslexikon, Bd. IV, S. 888a, auf die Bestrebungen dieses eigenartigen Gelehrten hingewiesen und empfehle seine vortreffliche Revue „La Voix, parlée et chantée“ den Freunden der Sache, ebenso wie seinen jenem jüngsten Hefte vorgedruckten „Appel aux folkloristes“ (in Betreff der Verbreitung und Art des ‚couper le frein ou le filet de la langue‘); vgl. U.-Q. V, 191.

München. Ludwig Fränkel.

**Hexenglaube.** In einem Dorfe bei Salzburg starb 1893 ein altes Mütterchen, welches bei Leibzeiten als „Hexe“ verschrien gewesen. Ihr Tod gab den Dorfbewohnern Anlass zur Veranstaltung eines Freudenfestes, welches nach glücklich vollzogenem Begräbnis im Dorfwirtshause abgehalten wurde. Während man jedoch fröhlich zechend beisammen sass, traf die Schauerbotschaft ein, dass einem Nachbarn der Verstorbenen die Kuh plötzlich verendet sei. Sofort wurde das Gelag unterbrochen, und die Gemeindeväter veranstalteten eine eingehende Untersuchung, als deren Resultat sie mit Sicherheit konstatirten, dass die Kuh „behext“ gewesen. Ueber die Urheberin des Hexenstücks herrscht bei keinem der Anwesenden ein Zweifel, und es wurde nun beraten, wie man die im Tode noch so gefährliche Person unschäd-

lich machen könne. Auf Befürwortung mehrerer erfahrener Dorfweisen beschloss man, über das Grab der „Hexe“ einen Hengst springen zu lassen. Leider erwies sich das bestempfohlene Mittel als unausführbar, denn der zur Stelle geschaffte Hengst war weder durch Zureden, noch durch Schläge zu dem Sprunge über das Grab zu bewegen. Natürlich sah man darin nur einen Beweis für die Gefährlichkeit der Toten, und die Aufregung der abergläubischen Leute stieg in's Ungemessene. Da entschloss sich der Gemeinderat des Ortes zu folgendem radikalen Mittel zu greifen, welches in den finsteren Zeiten des Mittelalters in Anwendung stand. Er liess das Grab der vermeintlichen „Hexe“ öffnen und die Leiche mehrmals mit glühenden Heugabeln durchstechen. Dieser grauenhafte Akt wurde zur grossen Befriedigung der Dorfbewohner mit aller Gründlichkeit vollführt, worauf man sich in gehobener Stimmung neuerlich in's Wirtshaus begab, um das Gelage fortzusetzen. Mittlerweile hatte jedoch die politische Behörde von dem schauerlichen Vorfall erfahren, und ehe noch die abergläubischen Dorfbewohner ihrer freudigen Stimmung beim vollen Glase Genüge gethan, traf Gendarmerie ein, welche vom Wirtshause weg die Schuldtragenden verhaftete. P. Chr. Martens.

---

## 21. Vom Büchertische.

**Die Geheimwissenschaften.** Zweiter Teil der Geschichte des neueren Occultismus. Von **Carl Kiesewetter.** Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1895. 8 °. 749 Seiten.

Der 2. Teil einer „Geschichte des neueren Occultismus“ von Carl Kiesewetter liegt, sehr gut ausgestattet und (durch etliche bisher unverwendete charakteristische Bilder) illustriert, vor, ein glänzender Beweis für die ausserordentlich vielseitige Thätigkeit des Verfassers. Der starke, in sich völlig abgeschlossene Band enthält in fünf grossen Abschnitten: I. Alchymie. II. Astrologie und Divinationswesen. III. Hexenwesen in seiner Geschichte und seinen Erscheinungen. IV. Weisse Magie und Theurgie. Nekromantie. V. Vergleichung der spiritistischen Probleme mit den geheimwissenschaftlichen. Wenn Kiesewetter mit Energie und weitem Blicke es unternommen hat, ein bisher von Berufenen selten betretenes Gebiet zu durchforschen, so ist er sich seiner schweren Aufgabe wohlbewusst und erst nach endlosen Vorarbeiten zum Werke geschritten. Er hat den Augenblick erfasst: sein Buch erscheint in einer Zeit, in der die launische Mode allgemeines Interesse für die behandelten Themata hervorruft. Bei der nicht blos gemeinverständlichen, sondern auch packenden Darstellung ist daher anzunehmen, dass das Werk eine allgemeine gute Aufnahme finden wird. Auch in Fachkreisen wird man die aufgewandten Kräfte und Kenntnisse voll anerkennen, daneben freilich bedauern, dass der Verfasser, der über ein geradezu enormes Material verfügt, sich begnügt hat, bezw. hat begnügen müssen, dieses in 749 Seiten zu behandeln. Und wenn er in seiner Einleitung glaubt, in diesem Buche „ein getreues Bild“ von einem ebenso wichtigen als wenig gekannten Teile der Kulturgeschichte entworfen zu haben, so ist das eben cum grano salis zu verstehen. Er selbst ist sich darüber klar und muss, da er in diesem Bande nicht vollständig sein kann, öfters auf frühere Arbeiten verweisen. Mitten in der Ausarbeitung hat er den Plan ändern müssen. So kommt es, dass trotz aller grossen Vorzüge dem Werke eine schärfere Organisation fehlt, es ist mehr ein Sammelwerk, allerdings im besten Sinne des Wortes, ein Sammelwerk, aus welchem nicht nur der Forscher und Freund des Occultismuss, sondern jeder, der für kulturgeschichtliche Fragen Sinn hat, viele neue Kenntnisse und was mehr ist — hunderterlei Anregung zum Nachdenken finden wird. Wir glauben, dass gerade die Menge noch unverarbeiteten Quellenmaterials manchen, der bisher achtlos an diesen Stoffen vorübergegangen oder vor den Schwierigkeiten der Behandlung zurückgeschreckt ist, veranlassen wird, den sicheren Spuren dieses Pioniers auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften zu folgen. Das wäre ein Vorzug des Werkes, auf den der Verfasser mit Recht stolz sein dürfte, wenn auch dieser Erfolg kaum von ihm beabsichtigt war, die Darstellungsart nimmt trotzdem für die Sache ein.

Bedenkt man billigerweise, wie schwer es für die ersten Forscher auf einem neugebrochenen Felde ist, auch nur relativ Abgeschlossenes zu liefern, so muss man neben dem Mute, den der Verfasser gezeigt hat, bewundern, was er in einer kurzen Reihe von Jahren geschaffen hat. Vielleicht hat er inmitten der Gestaltung der zusammengetragenen reichen Fundamente erst erkannt, dass er mit dem Titel einer „Geschichte des neueren Occultismus" ein Versprechen gegeben hat, das nur Generationen emsiger Forscher von seiner Art ganz einzulösen vermögen. Jedenfalls verdient er für seinen Willen und seine Leistung den wärmsten Dank auch der Leser dieses Blattes!

München. Dr. med. William Rumpelt.

Anmerkung der Redaktion. Im Anschluss an die Anerkennung durch unseren Berichterstatter erwähnen wir, dass dieses jüngste Denkmal von Kiesewetters Fleiss und Wissen auch formell abgerundet ist und sich so seiner eigentlichen „Geschichte des Occultismus" (Leipzig 1891; in der Neuauflage von Brockhaus, Konversationslexikon unter dem Stichwort „Geheimwissenschaften" als einziges Nachschlagebuch angezogen) und seinem Kompendium „Faust in der Geschichte und Tradition" (Leipzig 1893), dem wir Am Ur-Quell V, 201 nachdrücklichen Beifall spenden durften, würdig zur Seite stellt.

**Memoires of The American Folk-Lore Society.** Vol. I. **Folk-tales of Angola.** Fifty tales, with Ki-mbundu text literal english translation introduction, and notes, collected and edited by **Heli Chatelain,** late U. S. comm. agent at Loanda, West-Africa. Boston 1894. XII, 315, gr. 8°. 2 Cart. — Vol. II. **Louisiana Folk-tales.** In french dialect and english translation, coll. and ed. by **Alcée Fortier,** D. Lt. Prof. Romance Languages in Tulane Univ. of Louisiana. Boston 1895. VII, 122, gr. 8°.

Es wäre für die Entwicklungsgeschichte unserer Wissenschaft ein nicht unwichtiger Beitrag die Darlegung der Gründe, welche den Aufschwung und das Gedeihen der englischen Folklore-Gesellschaften, sowohl der zu London als der vereinigten amerikanischen, bedingt haben. Diese Vereinigungen zeichnen sich nicht blos dadurch aus, dass sie die hervorragendsten Volkforscher ihrer Gebiete zur gemeinsamen Arbeit versammeln, sondern auch durch merkwürdig wertvolle Zeitschriften und Sonderveröffentlichungen. Die vorliegenden zwei Bände z. B. halten den Vergleich mit den besten Arbeiten der deutschen einschlägigen Litteratur aus. Es ist jedes ein vollkommen selbständiges Werk, das am Urquell des Volktums geschaffen wurde. Je mehr uns solcher grundlegender Sammlungen geboten werden, desto mehr wird die Wissenschaft unabhängig von den Reisebeschreibungen ungeschulter Berichterstatter. Wenn ich nicht irre, las ich in einer der ungezählten Schriften Bastians das schöne Wort von der Entdeckung der Welt durch die Ethnographen der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Im Sinne Bastians gebührt der Ehrenname von Entdeckern so Chatelain als Fortier. Der erstere bietet eine sachlich sehr reichhaltige, wenn auch kurz gedrängte Einleitung über die sozialen und politischen Verhältnisse zu Angola, spricht sich über seine Methode der Spracherlernung und Folkloresammlung, sowie über die vorhandene Litteratur aus, bedenkt sein Werk ausgiebig mit Erläuterungen und vergleichenden Anmerkungen, Fortier hingegen beschränkt sich auf die trockene Wiedergabe seiner Aufzeichnungen, indem es dem Leser anheimgestellt bleibt, aus des Herausgebers älteren Studien die von Fall zu Fall erforderlichen Aufklärungen sich zu holen. Was den Inhalt der Sagen und Märchen anbetrifft, stossen uns fortwährend altbekannte Motive auf, die auch den Völkern Europas geläufig sind. Bei der Beurteilung eines Volktums fallen Sitte, Brauch und religiöse Anschauung schwerer in die Wagschale als die Sage und das Märchen. Wir dürfen hoffen, dass uns die beiden Fachgenossen auch die gewünschten Darstellungen über die realen Seiten des Volklebens ihrer Sondergebiete nicht lange vorenthalten werden. Die Ausstattung dieser Bücher ist herrlich. F. S. Krauss.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

VI. B. VI./VII. H.

# AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

**Friedrich S. Krauss.**

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

## 1. Menschenopfer in Serbien.

Von Friedrich S. Krauss.

In unserer Zeitschrift Bd. III, S. 20 f. stand ein Bericht über die am 31. März 1892 erfolgte Ermordung des Schatzgräbers Radulović durch seinen Genossen Konstantinović.

Die Erzählung von diesem Fall machte die Runde durch die gesamte europäische Presse. Sie findet sich auch bei H. L. Strack in seinem Werke „Der Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus“, München 1892, S. 55 ff., verzeichnet. Die Litteratur über Menschenopfer und Blutritus giebt Strack auf S. 67 an, doch auf die spezielle Art des Menschenopfers, dessen Grundursachen und Formen, unter denen sich obgedachter Fall abgespielt hat, geht Strack in seinem Werke nicht ein. Diese bedeutsame und wichtige Arbeit hat erst ein serbischer Gelehrte in Belgrad, Professor Dr. Milan R. Vesnić, vor kurzem geleistet, sagen wir gleich in ausgezeichneter Weise vom Standpunkte vergleichender Rechtsforschung und Volkskunde. Seine Schrift führt den Titel: Praznoverice i zločini s naročitim pogledom na praznovericu o zakopanom blagu (Köhlerglaube und Verbrechen mit besonderer Berücksichtigung des Köhlerglaubens vom vergrabenen Schatze. Belgrad 1894, 62 S., Kl. 8 $^{0}$).

Das Schwergewicht dieser Studie beruht für den deutschen Folkloristen in den neuen Erhebungen Professor Vesnićs, der zur Beleuchtung der einen Begebenheit mit Erfolg eine Umfrage im serbischen Sprachgebiet von der Adria bis tief nach Bulgarien veranstaltet hat und deren Ergebnisse hier mitteilt. Eine Analyse solcher Erscheinungen des besonderen südslavischen Volksglaubens liefert ausführlicher als Vesnićs Untersuchung mein Buch über Volksglauben und religiösen Brauch der Südslaven (Münster 1890) in seinen zwei Schlusskapiteln (Grab- und Totenfetische; Opfer und Opferdivination, S. 133—170).

Ilija Konstantinović brachte sich an dem Orte, wo der angebliche Schatz vergraben ist, selber zum Opfer dar, und zwar in der deutlich ausgesprochenen Absicht, durch sein Blut den Erdgeist, den Schatzbehüter, zu versöhnen. Das Menschenopfer stellt sich hier also sowohl als ein Sühn- wie als ein Ablösungsopfer dar. Blut ist

der Gegenwert für den Schatz, den die Erde birgt und ein Dämon bewacht. Es muss aber nicht unbedingt Menschenblut sein. Ob das Menschen- oder das Tieropfer primär ist, kann man nicht ohneweiters entscheiden, man hat vielmehr nach der Sachlage und dem jeweiligen Ereignisse ein Urteil zu fassen. Es wird dadurch wesentlich erschwert, dass wir den Glauben nicht in seiner geschichtlichen Entwicklung aus einer langen Vergangenheit verfolgen können, sondern dass uns lediglich Berichte sozusagen aus der jüngsten Gegenwart vorliegen; denn es handelt sich nicht um einen entschwundenen, sondern noch bestehenden Brauch und Glauben. Den will Professor Vesnić endlich einmal ausgerottet wissen, und darum hat er seine Abhandlung geschrieben in der Anhoffung, dass der serbische Staat durch Förderung der Volksbildung und entsprechende gesetzliche Verfügungen dem Uebel steuern werde.

Ein Freund Professor Vesnićs schreibt: Träumt einem von vergrabenen Schätzen, nehme er vor Allem zwei makellose, noch blinde Kätzchen, die von einer und derselben Katze geworfen wurden, dann einen Topf Wasser und verfüge sich damit auf einen Kreuzweg ausserhalb des Ortes. Hier hat er ein Feuer anzufachen und die Kätzchen so lange im Topf sieden zu lassen, bis das Fleisch von den Knochen gänzlich sich losgeschält. Ist dies eingetreten, muss er mit den Zähnen die Unterkiefer beider Kätzchen aus dem Topfe herausfischen und mäuschenstille an jenen Ort sich begeben, wo seinem Traume zufolge das Geld vergraben ruht. Den Platz muss er mit roten Fäden einhegen; denn man glaubt, dass um ihn herum verschiedenartige Tiere herumspringen. An dem Platz angekommen, soll er die Kieferladen aus den Zähnen herabfallen lassen, und darauf erscheint ein Bär, den er erst überwältigen muss, um den Schatz ausgraben und wegtragen zu können. Eine einzige Münze jedoch muss er an der Fundstätte zurücklassen und auf dem Heimwege in bestimmten Zwischenräumen wieder je ein Stück wegwerfen. (Gegend von Nisch.)

Dieser Glaube deckt sich im Wesentlichen mit dem westeuropäischen, wozu die von Professor K. E. Haase in unserer Zeitschrift veranstaltete Umfrage Belege darbietet. Klarer in Bezug auf das Blutopfer spricht sich ein Berichterstatter aus der Gegend von Čačak aus: Will man einen Schatz beheben, muss man zunächst an der Schatzstelle ein lebendiges Geschöpf abschlachten und die Stelle mit Blut besprengen. Man muss so viel (2, 3, 5 9) Brüder oder Schwestern, seien es auch nur Hühnchen oder Ferkelchen von einer Mutter hinschlachten, als es jener heischt, der den Schatz vergraben, und als ihrer das Traumgesicht angeordnet. Einem Manne sagte eine Traumerscheinung mehrmals, dass unter seiner Hausschwelle ein Schatz liege, den er jedoch erst dann beheben könne, wenn er auf dieser Stelle neun Brüder abschlachte. Er setzte sogleich eine Henne an, die ihm neun Hühnchen ausbrütete. Er schlachtete sie alle ab und fand thatsächlich beim Graben einen Schatz.

Der königliche Richter zu Nisch, Herr P. Gj. Blagojević erzählt aus seiner Gerichtspraxis folgenden Fall: Sima Savić, ein militärischer Sattler in Nisch, wandte sich an drei zauberkundige Weiber um Auskunft wegen vergrabener Schätze. Die eine Vračara (Zauberin) in Kraljevo befragte er um Rat, wie er einen Schatz finden und heben könnte, der irgendwo im Negotiner Bezirke in solcher Menge vorkomme, dass man ihn auf Wägen verladen müsste. Ein anderes mal träumte ihm von einem Schatze in Nisch, der unter einem Maulbeerbaumstamme liege, und er ersuchte einen seiner Freunde in Leskovac, er möge sich bei einer Vračara im Dorfe Pomanica im Leskovacer Bezirke erkundigen. Auch sandte er ihm Zeichen zu (Erde und eine Basilicumwurzel), nach denen die Frau der Sache auf die Spur kommen sollte. Als die Zaubereien (Vradžbine) dieser Vračara den erhofften Erfolg nicht hatten, wandte er sich an Jovanica, die Frau des Kopča Veličković, zubenannt „Sarmakešovica“, die aber gleichfalls Zeichen (Belege) von jenen Stellen verlangte, die ihm im Traum erschienen waren. Nachdem auf Grund der dargebotenen Kennzeichen die eigentliche wahre Fundstätte des Schatzes ermittelt worden, hat man am Vorabend eines Mittwochs im Neumonde ein wenig Erde (wohl von der Fundstätte) zu nehmen und dazu zu sprechen: „Ich nahm dich Geld in Besitz und ich nahm diese Erde, auf dass ihr mir künden sollt, wer mein Wahlbruder sein wird, mit dem es mir beschieden ist, dich Schatz zu heben und zu teilen.“ Danach siebt man durch ein umgestürztes Sieb Asche hindurch und merkt auf, was für Spur sich darin zeigen wird. Diese Erde soll man ferner in derselben Nacht des Mittwochs im Neumonde unter das Kopfkissen legen, damit einem im Traume der Genosse beim Schatzgraben erscheine. Aber von den Dreien, die solches thun, müsse einer sterben. Den gleichen Bescheid erhielt Sima auch von der Vračara aus Kraljevo. Auch andere Vračara sagten ihm, dass an der Grabstätte, und zwar in einer Dienstagnacht, ein Mensch abgeschlachtet werden müsse. An diese Ratschläge hielt sich Sima, und als er seine Weisheit zweien seiner Freunde zur Kenntnis gebracht, schlachteten sie ihn an der Stelle ab, wo der Schatz angeblich lag. Natürlich war ihre Nachgrabung zwecklos. Die Behörde entdeckte sie, und das Gericht erster Instanz zu Nisch verurteilte sie wegen vorsätzlichen Mordes.

Der Gymnasialprofessor H. Dr. Sima Trojanović machte Herrn Professor Vesnić über folgende Begebenheit aus dem Drinagebiete Mitteilung: Vor etwa 26 Jahren trug sich ein ähnlicher Fall im Dorfe Lonjina unterhalb Ljubovija zu. Zweien träumte, dass unter einem Hügel, unter genauer Stellenangabe, ein gewaltiger Schatz sich finde. In ihrer Ueberzeugung bestärkte sie eine häufige Erscheinung nächtlichen Lichtscheines an betreffender Stelle. Ihrer Verabredung gemäss kamen Beide eines Nachts an den besagten Ort, unter Mitnahme von Asche und eines Siebes. Vor dem Graben mussten sie nach alter Weise zuerst in Erfahrung zu bringen suchen, was für

Opfer sie dem wachhabenden Geiste zu spenden haben werden (kakoće kurbaniti divu čuvaru). Ohne eine Silbe zu reden, schüttete der eine von ihnen das Sieb voll Asche an und siebte nach rückwärts schreitend eine dicke Schichte rund um den vergrabenen Schatz an. Nach erledigter Arbeit entfernten sie sich und kamen wieder am frühesten Morgengrauen, um nachzusehen, was für eines Geschöpfes Spur die Asche aufweise, damit sie sonach ein solches Opfer darbringen sollen. Siehe da, sie erblickten in der Asche menschliche Fussspuren. Rasch und ohne weiter zu überlegen, fassen sie den Beschluss, den erstbesten, der ihnen begegnet, hinzuopfern. Nicht lange währt es, kommt des Weges daher ein Bursche geschritten. Sie überfallen und schleppen ihn zum vergrabenen Schatze hin und versetzen ihm mit einem Messer einen Schnitt in die Kehle, so dass sein Blut die ganze Stelle wohl befeuchtete. In der Meinung, der Geselle sei todt, warfen sie ihn bei Seite und gruben ein tiefes Loch, um zum Schatz zu gelangen. Als der Tag lichtete, begaben sie sich ins Dorf zurück; der angeschlachtete Bursche aber kroch in den Graben, und als ihn die Leute da fanden, erzählte er ihnen Alles, was da geschehen. Nach kurzer Zeit verschied er. Die politische Behörde übergab nach der Untersuchung die Mörder dem Loznicaer Gerichte.

In Gornje Nedeljice hat man vor fünfzig Jahren bei gleichem Anlasse ein Zigeunerkind abgeschlachtet. Auch heutigen Tags würde man das Gleiche verüben, denn im ganzen Drinagebiete, sowie im Osat und in Bosnien glaubt das Volk unerschütterlich daran, und bei günstiger Gelegenheit schlachtet man das zugedachte Opfer.

Alte Zigeuner erzählten dem Gewährsmann, es wäre ihnen wohlbekannt, dass Schatzgräber Zigeunerkinder anlocken und abschlachten. Darum gebe man auf die Kinder Obacht, dass sie nicht zu weit vom Heim sich entfernen.

Zu erwähnen ist, dass Männerblut den Vorzug vor Frauenblut hat.

Von Seite 33 an bis zum Schluss referirt Professor Vesnić nach den Gerichtsakten und seinen eigenen Erhebungen über den eingangs erwähnten Mord. Seine kriminal-psychologischen Auseinandersetzungen zeigen den gewiegten Juristen und Psychologen.

---

## 2. Bienensegen und Bienenzauber.

Von A. Wiedemann in Bonn.

XXIII. 1. Zwei lateinische und drei deutsche mittelalterliche Bienensegen aus Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts hat Anton E. Schoenbach in den Analecta Graeciensia, Festschrift zur Wiener Philologen-Versammlung, Graz 1893, S. 29 ff., veröffentlicht. Die betreffende Arbeit enthält ausserdem noch 33 weitere Formeln aus mittelalterlichen Codices gegen Wölfe, Mäuse, Fliegen, Schlangen,

Geister, Feinde, Krankheiten; dann Gebär-, Reise- und Haussegen, Wetterbeschwörungen und Liebeszauber. In demselben Sammelwerk handelt Seite 53 ff. J. Kirste über "indogermanische Gebräuche beim Haarschneiden, wobei die aus indischen Schriften wiedergegebenen Schilderungen von Interesse sind.

2. Eine interessante auf die Bienenzucht bezügliche Darstellung eines römischen, vermutlich von einem Sarkophag stammenden Reliefs im Vatikan veröffentlichte Hülsen, Ein Momment des vatikanischen Museums. Berlin 1887 (Programm des Progymnasium zu Gross-Lichterfelde). Es stammt aus der Zeit um das Jahr 100 n. Chr. und zeigt in der Mitte zwei Männer damit beschäftigt, Bienenstöcke auszuräuchern, eine Vornahme, welche durch die antiken Imker zu den verschiedensten Zwecken erfolgte, zur Vertilgung von Motten oder schädlichen Gerüchen, zur Ermunterung schwachfliegender Völker, beim Ausschneiden des Honigs u. s. f. Neben den Räuchernden steht ein mit der Toga bekleideter Mann; in der linken Hand hält er eine Schrifttafel, während er den rechten Arm erhebt und den Zeigefinger dieser Hand ausstreckt. Hier wird offenbar der Besitzer der Bienenstöcke vorgeführt, wie er die bei der Räucherung übliche Beschwörung vorträgt. Ueber die antike Bienenzucht hat auf Grund der klassischen Autoren gehandelt Magerstedt, Die Bienenzucht der Völker des Altertums, Sondershausen 1851, und neuerdings insbesondere über die hierher gehörigen religiösen und volkstümlichen Ansichten der Griechen und Römer Robert-Tornow, De apium mellioque apud veteres significatione et symbolica et mythologica. Berlin 1893.

3. Im allgemeinen gilt der Fleiss der Biene als nachahmungswertes Vorbild. Der alte Aegypter, dem das dolce far niente als Ideal vorschwebte, dachte darüber anders. Ein vermutlich vor 2500 v. Chr. entstandener, freilich nur in Handschriften der Zeit um 1300 v. Chr. vorliegender Text schildert u. a. die Leiden eines Barbiers (Papyrus Sallier II, 5 l. 3—5). Er führt dabei aus, er sei übel daran; den ganzen Tag müsse er rasieren, nur beim Essen könne er den Arm aufstützen, von Haus zu Haus müsse er eilen um Kunden zu suchen, er zerarbeite seine Arme um seinen Bauch zu füllen, es gehe ihm wie den Bienen, die nur zu essen hätten nach Massgabe ihrer Arbeit.

4. Ueber die Entstehung des Honigs geben die Märchen von 1001 Nacht (übers. von Weil. IX, S. 153) in einer stark von apokalyptischen Ideen beeinflussten Erzählung eine nicht uninteressante Mythe. Gott habe Adam, als er ihn aus dem Paradiese verbannte, vier Blätter mitgegeben, um seine Scham zu bedecken. Eines davon fiel auf den Boden, ein Wurm frass es und daher stammen die Seidenwürmer; das zweite fiel auf den Boden, eine Biene ass davon und daher kommt der Honig; das dritte fiel einer Gazelle in den Mund, davon kommt der Moschus, und von dem vierten, das Adam in Indien fallen liess, kommt der feine Weihrauch.

## 3. Ueber einen Hochzeitsbrauch in Hamburg.

Von J. D. E. Schmeltz in Leiden.

Der Hochzeit ging, und geht auch heut noch in meiner Vaterstadt stets der Polterabend vorher; d. h. eine, gewöhnlich zwei Tage vorher, des Abends stattfindende Festlichkeit, wo Verwandte, Bekannte und Freunde des Brautpaares sich zu einem fröhlichen Zusammensein, bei dem gelacht, getanzt, getrunken und gegessen und auch kleinere Vorträge, Theateraufführungen und sonstige Scherze stattfinden und Scherzgeschenke überreicht wurden, vereinigten. Der Name stammt wahrscheinlich daher, dass, zumal bei der Volksklasse, eine Menge alter Töpfe und sonstigen Geschirrs von Freunden und der umwohnenden Jugend vor der Thür der betreffenden Wohnung zerschellt wurden; was man als eine glückliche Vorbedeutung ansah und sagte: „Je meer püt, je meer glük.“ Zu den Scherzgeschenken gehörten zumal kleine hochbeinige mit geradem Stiel versehene, bunt glasierte Töpfchen, „Steertputt“ genannt, die uns eine Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg wieder ins Gedächtnis zurückruft. Einige Mitteilungen darüber, die wir einem Zeitungsbericht über jene Ausstellung entnehmen, dürften auch die Leser des Ur-Quell interessieren.

Das „Möschenputt“ genannte Töpfchen wurde der Braut überreicht, in ihm wurde der „Möschen“ oder „Moischen“ für die sich später in der Ehe einstellenden jungen Weltbürger bereitet. Es war mit Emblemen und Sprüchen geschmückt, der Knopf des Deckels als Wiege oder als Laube mit schnäbelndem Taubenpaar oder gleich einem fliegenden Vogel, dem beschwingten Liebesboten, gestaltet. Der Deckel zeigte überdem oft Sinnsprüche, die zum figürlichen Schmuck in Beziehung standen, so der eine in der erwähnten Ausstellung die Sentenz: „Komm' mein Vögelein und bringe mir von meiner Liebsten ein Briefelein“ und ein anderer Topf zeigt am Obenrande die Variante des Anfanges eines allbekannten Volksliedes: „Kein Feuer, keine Glut kann brennen so heiss, als heimliche Liebe, die Niemand weiss.“

Meist wurde dem Topfe ein kleiner Holzlöffel beigefügt, wie dies z. B. gelegentlich meiner eigenen Hochzeit geschah.

Ausserhalb Hamburgs fand sich derselbe Brauch auch in Holstein.

---

## 4. Quälgeister im Volkglauben der Rumänen.

Von Heinrich v. Wlislocki.

V. Dem rumänischen Volksglauben gemäss giebt es Leute, die geheime Zauberformeln kennen, durch welche sie jedes Unwetter zu bannen im Stande sind. Sie werden vom Volke auch Pietrari (Steiniger) oder Ghiăţari (etwa Erfrierer) genannt und erhalten für ihre Dienste von der Landbevölkerung bei jeder Gelegenheit ansehnliche Geschenke. Häufig sind es die rumänischen Pfarrer selbst, die diese Rolle im Volksleben spielen und auf diesem Wege sich be-

reichern. Gerade dieser Tage wurde die Strafanzeige gegen einige solcher Popen beim Gerichte zu Torda (Siebenbürgen) eingereicht (s. das Tagblatt „Hazánk“ vom 6. Januar 1894). Ist ein Unwetter im Anzuge, so geht der Contra-Solomonar für Geld und gute Worte hinaus auf das Feld, murmelt dort, die Fäuste gen Himmel erhebend, Zauberformeln her und fordert schliesslich mit lauter Stimme den Solomonar zum Abzuge auf. Leistet dieser der Aufforderung nicht sogleich Folge, so schlägt der Contra-Solomonar mit einer Sense in der Luft herum. Beginnt dann der Hagel auf die Erde zu fallen, so heisst es, der Solomonar sei samt dem Drachen irgendwo auf die Erde herabgestürzt und in Folge des Gebahrens des Contra-Solomonars verreckt. Trotz des Hagelschlags freut sich das Volk, denn es ist seinem Glauben nach eines Quälgeistes los geworden. In manchen Gegenden stecken die rumänischen Landleute Messer, Spaten, Beile in den Erdboden, um beim Herannahen eines Gewitters den Solomonar zu verscheuchen. Wie alle bösen Geister, so lässt sich auch der Solomonar von Haus und Hof durch unter die Thür- oder Thorbalken vergrabenen Knoblauch fernhalten. Stirbt ein Mensch, der im Rufe stand, ein Solomonar zu sein, so wird er mit dem Gesichte nicht gen Osten, sondern gen Westen zugekehrt, beerdigt, damit er nicht nach seinem Tode umgehe und Unheil anstifte. Beerdigt man ihn nicht in dieser Lage, so erscheint er den Menschen oft als Nălucă. Erscheinungen, die man sich nicht erklären kann, werden mit dem Namen Nălucă belegt. Hört Jemand seinen Namen rufen, ohne dass Jemand in der Nähe bemerkbar wäre; fällt oder zerbricht ein Gegenstand ohne scheinbaren Grund, und dergl., so wird dies dem Nălucă zugeschrieben. Das Wort entspricht dem Ofner Wörterbuch gemäss (Lex. val. lat. etc., S. 413) = visum, visio, phantasma; es stammt wohl vom slavischen nalučiti (invenire) ab (Cihac, Dict. S. 209); Laurian-Maxim (Glossariu, S. 356) leitet es vom lateinischen hallucinatio ab.

Der Solomonar der Rumänen entspricht seinem Wesen nach ganz dem slavischen grabancijás und dem magyarischen garaboncziás diák (gen. Student, fahrender Schüler), über den ich an anderem Orte ausführlich berichtet habe (siehe mein Werk: Volksglaube und rel. Brauch der Magyaren, S. 64); der rumänische Salomonár scheint jedoch einen anderen Ursprung zu haben. In zahlreichen rumänischen Märchen und Legenden (siehe Gaster, Literatura populară română, S. 325 f. f.) spielt der weise König Salamon der Bibel eine grosse Rolle. Er kennt diesen Märchen und Legenden gemäss nicht nur die Geheimkräfte der Pflanzen und Steine, den Lauf und die Bedeutung der Sterne, die Sprachen aller Tiere und Menschen, sondern er kann sich auch den Teufel dienstbar machen. Die Zauber- und Heilkunde haben die Menschen von ihm gelernt. Kurz, er ist der grösste Zauberer, und die Gesamtheit alles Wissens und Könnens nennt nach ihm der Rumäne Solomoniă (Magie), und die Schule, in der diese gelehrt wird, heisst Solomorăriă; die Schüler, die sich ihrer befleissigen, werden eben

Solomonari genannt. Auf welchem Wege diese Sagen und Legenden über den weisen Salamon ins rumänische Volk gedrungen sind, gehört ins Gebiet der vergleichenden Litteraturgeschichte; zweifelsohne aber verdankt der rumänische Volksglaube über den Solomonár seine Entstehung in erster Reihe diesen Legenden und Märchen.

Schliesslich haben wir noch einen Quälgeist zu erwähnen, den Spiritus. Zu bemerken ist, dass diesen Quälgeist nur die Rumänen Siebenbürgens und der Bukovina kennen (siehe Marian Flavian a. a. O., S. 39 ff.) Hexen und Zauberer verschreiben nach rumänischem Volksglauben dem Teufel ihre Seele, der ihnen dann einen Spiritus giebt, welcher seinem Besitzer bei der Ausführung übernatürlicher Handlungen hilfreich zur Seite steht. Einen Spiritus kann man sich auf folgende Weise selbst verschaffen: ein unausgebrütetes Ei, oder das erste Ei einer schwarzen Henne trägt man Tag und Nacht bei sich in der Achselhöhle. Am neunten Tage kriecht aus dem Ei ein Teufelchen in der Gestalt eines struppigen Hühnchens heraus, das im Stande ist, alle möglichen Tiergestalten anzunehmen. Dem Hühnchen muss der Besitzer ungesalzene Speisen geben, es mit einem menschlichen Namen (womöglich mit dem eines hochangesehenen Heiligen) belegen und es in einem irdenem Topfe an einem solchen Orte der Stube halten, wo es von niemandem bemerkt wird. Thut dies der Besitzer nicht, so rächt sich dafür der Spiritus und ärgert, schlägt seinen Besitzer, quält und peinigt ihn im Schlafe. Einen Spiritus kann man sich auch von alten Hexen kaufen, die ihrem Lebensende nahe, sich vor den Qualen der Hölle fürchten und gerne dieses Quälgeistes los werden möchten. Geht es nicht anders, so packen solche Hexen den Spiritus in ein Tuch und stecken ihn heimlich einem Menschen in die Tasche, der gar bald bemerkt, dass es bei ihm nicht mit richtigen Dingen zugeht, denn was immer er beginnt, überall und mit allem erzielt er den grössten Erfolg. Schafft er sich nun den Spiritus nicht schnell vom Halse, und hält er ihn nicht mit guten Speisen, so quält und martert ihn dieser, und überall hat er dann nur Misserfolg und Schaden.

Der Spiritus, wie schon bemerkt, kann alle möglichen Gestalten annehmen und jeden Wunsch seines Besitzers erfüllen. Von einem, dem Alles gelingt, sagt man: „er hat einen Spiritus“ (are Spiritus). Jedes von seinem Besitzer verausgabte Geldstück holt er sofort zurück, deshalb sagt man, wenn ein Gegenstand plötzlich abhanden kommt: „Der Kleine hat seinen Schwanz darauf gelegt“ (a pus cel mititel codița peo dînsul). Entfernte Personen schafft er auf Wunsch seines Besitzers im Nu herbei, tötet Menschen und Tiere, zündet Gebäude an, sobald dies sein Besitzer wünscht; ja er lehrt ihn auch alle Heilmittel und auch die Kunst, die Zukunft voraussagen zu können. Stirbt der Besitzer, so wird seine Seele vom Spiritus in Empfang genommen und in die Hölle geführt. Im grossen und ganzen entspricht dieser rumänische Spiritus dem slavischen zmok und dem magyarischem lidércz.

# 5. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

VIII. d. Der Taufakt. Wenn ein Knäblein zur Taufe getragen wurde, so ging ein Junge von zehn Jahren mit einem geweihten Wachslichte und einer silbernen Schale voll Salz vorauf. Wenn nun das Kind eingesegnet wurde, strich man ihm das Salz in den Mund, und falls da ein guter Zechbruder zu Gevatter gebeten war, so sprach der wohl: „Herr, gebet dem Kinde ein gut Teil Salzes; so lernet es wohl trinken.“ Das war wohl das beste Gebet, welches um des Kindes willen geschah. Wurde ein Mädchen getauft, so trug ein Mädchen das Licht und das Salz; im übrigen wurde alles so ausgeführt, wie beim Knaben.

Während der Taufe und vorher wurden nur lateinische Worte gebraucht. Man strich dem Kinde ein Kreuz auf dem Rücken und Kopf mit Oel und setzte ihm eine weisse Haube auf und zog ihm ein weisses Hemde an. Diese Kleidungsstücke waren mit vielen Kreuzen von roten Borten benäht.

Wenn man diese weissen Kleider dem Kinde auszog, so steckte man sie mit einer Nadel an den Umhang, und dort mussten sie hängen, bis dass die Wöchnerin (de kindelbeddesche fruwe) zur Kirche ging und der von dem Geistlichen eingeführt und eingeweiht wurde. Von dem Augenblick an war sie wieder „flügge.“ Wenn dann die Frauen mit der geweihten Frau wieder nach Hause kamen, so sagten sie zu dem Hauswirte:

Guden dagh, her werdt,
Hir gha wi driuen vmmhe yuwên heerdt,
Wi bringe yuw twe gewyede schinkenn,
Redet yuw t'auen vp einen guden stiuen finken![1])

Wenn das Kind von der Taufe zum Hochaltar getragen wurde, so trug der Kaplan das viaticum auf, nahm eine kleine Hostie, hielt sie eine halbe Elle weit über die Büchse (das ciborium) und legte sie wieder nieder. Dann tauchte er den Finger in ein kleines Becken mit Wein, hielt ihn dem Kinde an den Mund und nahm dann das Wachslicht, welches er dem Kinde an die Brust setzte. Das Kind hielt der alte Geistliche dem (jüngeren) Geistlichen (d. i. dem Kaplan) dar. Um das Jahr 1520. Fr. Wessels Schilderung des katholischen Gottesdienstes in Stralsund kurz vor der Kirchenverbesserung, ed. Zober, S. 15 f. — Wenn sich der Pastor bei der Taufrede oft verspricht oder ein Wort vergisst, so wird das Kind ein Nachtwandler. Kuhlmorgen. G. Gaude. — Wenn ein Pate den Täufling während des Taufaktes schüttelt, etwa um ihn zu beruhigen, wenn er schreit

[1]) Wegen des obscönen Inhaltes ist der Reim nur im Originaltext wiedergegeben.

— so wird das Kind später viele Kleider zerreissen. Allgemein. Knorrn Nr. 11. Knoop Nr. 19. — In Puddenzig wird das Kind meist von dem ältesten Paten während des Teufaktes gehalten. R. Gehm. — Bei der Taufe eines Mädchens darf kein Mann beim Kopfe stehen; sonst bekommt das Mädchen einen Bart. Bei einem Knaben muss dagegen, damit er auch ja männliche Eigenschaften bekomme, ein Mann beim Kopfe stehen. Puddenzig. R. Gehm. — Wenn mehrere Kinder zu gleicher Zeit getauft werden sollen, so muss man darauf achten, dass kleine Mädchen nicht mit solchem Wasser getauft werden, in welchem schon Knaben getauft sind. Sonst bekommen die Mädchen in ihrem späteren Leben einen Schnurrbart; wenigstens redet man älteren Frauen, welche einen Anflug von Schnurrbart haben, nach, dat se mit Jungwåter döfft sünd. Rügen. Aehnlich Neustettin. Vrgl. Knoop Nr. 13. — Das Wasser, welches bei der Taufe benutzt ist, wird sorgfältig aufbewahrt, um es in Krankheitsfällen als Heilmittel zu benutzen. Das Wasser, welches nach dem Glauben der Leute ein Jahr lang seine Wirkung behält, heilt besonders alle Leiden des Täuflings, aber auch die Gebrechen Erwachsener. Kreis Grimmen. Frau Pastor A. Klütz. — Das Taufwasser muss, wenn es ausgebraucht ist, an einen Ort gegossen werden, wohin weder Sonne noch Mond scheint; dann behält das Kind einen reinen Teint. Kuhlmorgen. G. Gaude. — Kinderlose Eheleute, welche gerne Kinder haben möchten, lassen sich das Taufwasser vor ihre Hausthür giessen; dann bekommen sie auch Kinder. Rügen. — Wenn der Ehemann von dem Taufwasser trinkt, werden es nächstes Mal Zwillinge. Stettin. — Die Lichter, welche während des Taufaktes brennen, dürfen nicht ausgelöscht werden, sondern müssen ganz abbrennen; sonst könnte dem Täufling das Lebenslicht auch frühzeitig verlöschen (sonst gedeiht das Kind nicht). Vor- und Mittelpommern.

e. Nach der Taufe. Wurde der getaufte Knabe aus der Kirche nach Hause zurückgetragen, so waren da etliche, welche ihn, während er noch die geweihten Taufkleider (christdöken) an hatte, auf ein Pferd setzten, alles tho einer sundrigen töuerye.[1])

Dann legte man die Kinder in die Wiege und dazu viel geweihtes Kraut, als Orant und Marienbettstroh, und was der Zauberei noch mehr war; alles aufzuzählen, ist nicht gut möglich, da eine jede Hebamme (bademöme) und Schwester[2]) ihre besonderen Zauberkünste wusste. Um das Jahr 1520. Fr. Wessel a. a. O., S. 16. — Wenn der Taufakt in der Kirche stattfindet, muss der jüngste unter den Taufzeugen unmittelbar nach beendigter Taufhandlung das Kind ergreifen und mit ihm so schnell als möglich nach Hause eilen;

---

[1]) Was dieser Brauch für einen Zweck hatte, erfahren wir aus Bartsch, Sagen, Märch. und Gebr. aus Mecklenburg II, S. 41 f. Alle Pferde, die ein solcher Knabe besteigen wird, haben den besten Dägen (das beste Gedeihen), und selbst kranke Pferde kuriert er, wenn er sie reitet.

[2]) Im Texte ist offenbar sussder = Schwester zu lesen.

dann lernt das Kind recht frühzeitig laufen. Neuvorpommern. — Wenn man von der Kirche nach Hause fährt, so muss man die Pferde laufen lassen, was sie können; dann lernt der Täufling schnell laufen. Neustettin. A. Pommerening. — Bei dem Kindtaufsmahl muss das Kind von jedem Gericht ein wenig essen, damit es kein Feinschmecker wird. Kuhlmorgen. G. Gaude. — Durch die Taufe sind die Kinder der Gewalt des Teufels entrissen. Kassuben. B. Kay. — Sobald ein Kind getauft ist, wird es ruhiger (artiger). Das zeigt sich schon am Tauftage selbst. Allgemein.

---

## 6. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

XIII. Mancherlei Originales und zum Teil auch wohl Altertümliches findet sich in den Bremischen Kinderspielen.

Der Spieler wird durch Abzählen nach bestimmten Reimen festgestellt, regelmässig so, dass derjenige, auf welchen das letzte Wort fällt, frei ist, und in dieser Weise fortgefahren wird, bis schliesslich ein letzter übrig bleibt, dieser „ist es“ dann. Dieser Reime giebt es unzählige. Sie sind zum Teil ganz modernen Ursprungs und scheinen sich noch täglich neu zu bilden. Die alten in plattdeutscher Sprache sind stark im Verschwinden begriffen. Erhalten hat sich noch folgender für Kinder besonders anziehender Reim:

Abraham un Isaak,
De slogen sik um en Twibak,
De Twibak gung entwei,
Abraham kreeg dat Ei.

Frischbier, S. 126, Nr. 525; Volkstüml. Lieder III, S. 325, Nr. 1087.

Ein anderer Reim:

Jochen binn den Pudel an,
Dat he mi nig biten kann.
Bitt he mi, verklag' ik di,
Hunnert Daler kost't et di.

Scheint meistens in hochdeutsche Form übergegangen zu sein.

Trapp und Pinzke, S. 175, Nr. 19; Frischbier, S. 127, Nr. 536; Lemke I, S. 122; Niederd. Jahrbuch X (1884), S. 113; Volkstüml. Lieder III, S. 282, Nr. 998, 1000.

Einige ältere Reime scheinen fast ganz verschwunden zu sein. Sie sind sehr altertümlich und sonderbar. Es gehören dahin folgende:

Ene Mete, Zukkernsöte,
Golden Ring, Königskind,
Du schast leeren bookstaveeren,

A B Buk, krigst en litjen Sluk,
Krigst en litjen Kiter Kater,
De schal swommen up dat Water.

Korrespondenzbl. IV, S. 45; Volkstüml. Lieder II, S. 172, Nr. 596; Tuxen, S. 75.

Ferner:

Up der See is grote Nood,
Dar is en Schipper bleven dodt.
All de mit tor Like geit,
De schal de Kost betalen.[1])
Ummer, ammer, otter, dammer,
Piräm, parum puff,
Trummelsläger duff.

Bemerkenswert ist ein noch heute üblicher hochdeutscher Abzählreim, der auch sonst im Niedersächsischen weit verbreitet ist.

Eine kleine weisse Bohne
Wollte gern nach Engelland.
Engelland war zugeschlossen
Und der Schlüssel war zerbrochen.

Frischbier, S. 129, Nr. 544; Volkstüml. Lieder II, S. 162 f., S. 566—567.

Der ältere plattdeutsche Vorgänger dieses Reims ist noch sehr viel merkwürdiger. Er lautet:

Ene mene mike mäken,
Har en Mest un woll mi steken,
Har en Stok un woll mi slaan,
Kumm laat us beide na England gaan,
England is tosloten.
Slötel is afbraken;
Vere Pere vor den Wagen,
Du schast sitten, ik will jagen,
Schivver de bivver de piff paff puff.

Die rätselhaften Worte „Ene mene mike mäken“ finden sich auch sonst oft in niedersächsischen Volksreimen, und Engelland spielt in der niedersächsischen Volkspoesie ebenfalls eine hervorragende Rolle. Wir haben bereits des sonderbaren Abzählreims gedacht, der mit den Worten beginnt: Up dem Karkhoff stufft dat Sand, dat Sand dat stufft na Engelland. Es kann ferner an das alte Bremische Ei-Rätsel erinnert werden:

Etje papetje lag up der Bank,
Etje papetje feel van der Bank,
Da was kin Doktor in Engelland,
De Etje papetje wedder heel maken konn.

Ur-Quell I, S. 170, 187; Niederl. Volkskunde I, S. 18; Volkstüml. Lieder II, S. 123; Niederd. Korrespondenzbl. VII, 86, 87; XI, 54; Woeste, Wörterbuch, S. 3; Diermissen, S. 73; ten Doornkaat Koolman I, 382.

Ein anderer sehr sonderbarer Abzählreim, der aber im Bremischen als solcher nicht mehr vorkommt, sondern sich nur noch als Volkslied erhalten hatte und heutzutage auch als solches wohl ganz verschwunden sein wird, ist folgender:

Tuk, tuk, tuk, Höneken,
Vader slog Mömeken,
Dogter woll't nadoon,
Keem en groot Rephoon.

Rephoon flog sinen Weg,
Keem en groot Müllerknecht,
Schoot et vorm Doore weg,
Puff sä dat!

---

[1]) Es ist eine weitverbreitete niedersächsische Bauernsitte, dass die Kosten des Leichenschmauses von den Nachbarn getragen werden.

Er findet sich auch sonst im niedersächsischen Gebiete, z. B. in folgender Form:[1])

Ene meke micken macken,
Koster schot en Bricken Bracken,
Hans woll et nadoon.
Kam en lütjet Rephoon,
Rephoon flog weg,
Kam en lütjen Rüterskneeht,
Rüterskneeht, Rüterskneeht,
Mak mi't recht,
Scheet mi nig den Vagel weg.

Vielleicht ist es möglich, mit weiterem Material noch die Quellen dieses sehr sonderbaren Reims aufzuspüren.

Manche Abzählreime scheinen ganz sinnlos zu sein, z. B.:

Ete mete men,
Tipper tapper ten,
Hauer, dauer dan,
Du bist er van.

Sie sind blos nach dem Klange gearbeitet. Andere enthalten harmlose Kinderscherze, z. B.:

Ich und du,
Müllers Kuh.
Müllers Esel
Das bist du.

Volkstüml. Lieder II, S. 177, Nr. 633.

Sonderbarer ist folgender Reim:

Een Stuk Spek, Kees' un Brood
Sleit den armen Man rein musedodt.

Dieser Reim wird auch zu einem Kinderspiele in der Weise benutzt, dass für jedes beteiligte Kind der Reihe nach bestimmte Zeichen auf eine Schiefertafel oder ein Stück Papier gemacht werden. Es wird dann nach diesem Schema abgezählt und jedesmal das Zeichen, auf welches die Silbe „dodt“ fällt, durchstrichen. Dasjenige Kind, dessen Zeichen zuletzt allein übrig bleibt, hat gewonnen.

Erwähnt werden auch noch folgende Abzählreime:

1.

Hacke backe
Bohne knacke,
Halle, balle, buff!

2.

Eetje, deetje, dietje, datje,
Zübele, pübele, puntje, natje,
Zubele, pübele, puff!

3.

Een, twee, dree,
Min Moder heet Maree,
Un wenn se nig Marie heet,
Se heet se een, twee, dree.

4.

De Smid de woll en Rad beslaan;
Wo veel Nagels bruukt he dar wol to?
„Twölf“.
Een, twee u. s. w.

Trapp und Pinzke, S. 175; Volkstüml. Lieder II, S. 179, Nr. 106, 107; Frischbier, S. 128, Nr. 541, 542.

[1]) Grote a. a. O., S. 262, 263, Nr. 19.

# 7. Judendeutsche Sprichwörter aus Mähren, Böhmen und Ungarn.

Von Eduard Kulke.

1. Wer da redt of sei Khille[1]) ün sei Mischpoche[2]) On den is ka Broche[3]).

2. Os sie haasst[4]) Hendel[5]), Ess ech os ihr Fändel[6]). (Bedeutung: Sobald ich bei einem Juden esse, kann ich essen, ohne erst zu untersuchen, ob die Speisen den rituellen Vorschriften gemäss zubereitet sind. Natürlicherweise weicht diese Anschauung von der Orthodoxie schon bedeutend ab.)

3. E Gast of e Weil Seht of e Meil.

4. Wenn me'n Esel loibt, Arbet er soch ze toidt[7]).

5. Spoh[8]), — droh[9]). (Bedeutung: Es wird doch etwas daran sein = kein ganz leeres Gerede.)

6. Sechüs owes[10]) Is ka ketowes[11]). (Das Verdienst der Aeltern (der Ahnen) ist keine blosse Nichtigkeit.)

7. Chappen[12]) ün rappen[13]) = alles zusammenraffen. (Wird gesagt von Einem, der rücksichtslos ist im Erwerb.)

8. Häng' dech on e golde Wägele, Bleibt hänge e golde Nägele.

9. Viel meloches[14]), wenig Broches[15]).

10. Wenn me hat geganwet[16]) de Küh, sparrt me den Stall zü. (Wird gesagt von einem, der etwas thut, was er hätte früher thun sollen und ist parallel dem deutschen Sprichworte: durch eigenen Schaden klug werden.)

11. Eoch nemm' mer de Küh' os en Stall eraus. (So sagt Einer, der ein Mädchen aus einer nicht geachteten Familie heiratet.)

12. Es Kind is gestorben, es Quatterschaft is aus. (Wird gesagt von Einem, dessen Frau gestorben ist, und der zu der Familie und den Verwandten der Verstorbenen keine Beziehungen haben will.)

13. E schlachter Schabbes[17]) macht e güten Sünnteg. (Was man am Sabbath nicht gegessen hat oder nicht essen konnte, bleibt für den Sonntag übrig.)

14. Umgekehrt haasst aach gefohren. (Bedeutet so viel wie: Besser etwas, als garnichts; nämlich: Besser auf dem Wagen sitzen, wenn er umkehrt, als gar nicht aufsteigen.)

15. Chaje[18]) Schoh[19]) haasst aach gelebt. (Wörtlich: Achtzehn Stunden gelebt heisst auch gelebt. Der Sinn ist derselbe wie in Nr. 14, nämlich: Besser etwas, als garnichts.)

---

[1]) Gemeinde. [2]) Familie. [3]) Segen. [4]) heisst. [5]) Ein jüdischer Frauenname. [6]) Pfännchen von Pfanne. [7]) zu Tode. [8]) Spahn. [9]) daran. [10]) Das Verdienst der Vorfahren. [11]) leerer Wahn. [12]) capio, ere. [13]) rapio, ere. [14]) Arbeiten = Verrichtungen. [15]) Segen (siehe [3]). [16]) gestohlen. [17]) Sabbath. [18]) achtzehn, nämlich Chet und Jod, zwei Buchstaben des hebräischen Alphabetes, deren Zahlenwert 8 und 10 ist. 8 + 10 = 18. Diese Zahl gehört zu den bevorzugten Zahlen, weil das Wort „Chaije“ der Wurzel nach mit dem Worte „Chajim“ zusammenhängt, welches letztere Leben bedeutet. [19]) Stunde.

16. Chawrüsse[20]) thüt ka güt. (Wird gesagt, wenn sich zwei zu gemeinschaftlichen Geschäftsunternehmungen vereinigen.)

17. Gäns, wos de hören Homen = kloppen[21]) ün Kälber, wos de hören Akdomes = singen[22]), soll me nix essen. (Bedeutung: Gänse soll man nicht zur Zeit des Purimfestes, welches ungefähr zu Beginn des Frühjahrs fällt, und Kälber nicht zu Pfingsten essen, weil sie da nicht mehr gut sind.)

Am Purim, d. i. das Fest zur Erinnerung der Rettung der Juden durch Esther, wird in den Synagogen die „Megille", d. i. die Chronik, in der diese Rettungsgeschichte verzeichnet ist, vorgelesen. Dabei wurde in frühern Zeiten (noch in meiner Knabenzeit), so oft der Name Haman gelesen wurde, mit sogenannten Ratschen, die man „Karrezen" nannte, ein furchtbarer Spektakel gemacht und mit Stöcken auf die Ständer (Betpulte) geschlagen. Man hat gleichsam den Namen des Bösewichts geprügelt, ähnlich wie Xerxes das Meer hat geisseln lassen.)

18. E Sroreh[23]) darf e Güste hoben.

19. E lacheriger[24]) Sack is schwer ze fülle.

20. Wenn de ganze Welt sogt, me is schikker[25]), soll me soch schloifen legen.

21. Losst's nur de Mad reden, se wott[26]) soch schoi ellah[27]) verreden.

22. Er wott soch on Jomkipper[28]) koifer sein[29]).

23. E Khille[30]) is nix orm[31]). (Uebersetzung des hebräischen Spruches: Ehn[32]) zibbor[33]) ohni[34]), d. h. eine Gesamtheit ist nicht arm.)

24. E galliger Mensch könn' ka Melamed[35]) sei. (Uebersetzung des hebr. Spruches: Ehn kapden[36]) melamed, d. h. ein Jähzorniger kann kein Lehrer sein.)

25. En Amhorez[37]) könn' ka Chossed[38]) sei. (Der hebr. Spruch lautet: Loi[39]) amhorez chossid, d. h. ein unwissender Mensch kann nicht ein wahrhaft frommer sein.)

26. Thoire[40]) is schö', aber mit Derecherez[41]). (Der hebr. Spruch lautet: Jofe[42]) talmud = thoire[43]) im derecherez, d. h. das Studium des Gesetzes ist schön im Verein mit guter Lebensart.)

27. E Narr geht in finstern. (Uebersetzung des hebr. Spruches: Kessil[44]) bechoischech[45]) hoilech[46]), d h. der Thor wandelt im finstern. Dieser Spruch hat zwei Bedeutungen, eine eigentliche und eine bildliche, nämlich die Finsternis im natürlichen Sinne und die Anwendung auf die geistige Finsternis.)

---

[20]) Genossenschaft, Kameradschaft. [21]) einen Heiden-Lärm machen. [22]) ein Gesang, den man an Schewuoth, d. i. am Wochenfeste (Pfingsten), singt. [23]) ein Fürst, ein grosser Herr. [24]) löcherig, durchlöchert. [25]) betrunken. [26]) wird. [27]) allein, selbst. [28]) Versöhnungstag. [29]) taufen lassen. [30]) Gemeinde. [31]) arm. [32]) kein. [33]) Gesamtheit. [34]) arm. [35]) Lehrer. [36]) ein Jähzorniger. [37]) Unwissender = paganus. [38]) ein Frommer. [39]) nicht = kein. [40]) Gelehrsamkeit. [41]) Lebensart, gute Sitte, wörtlich: der Weg des Landes, bildlich: die Sitte des Landes. [42]) Schön. [43]) die Forschung im Gesetze. [44]) ein Thor. [45]) im finstern. [46]) wandelt.

28. Wos me verspracht[47]), dos soll me halten. (Der hebr. Spruch lautet: Moize[48]) sefossecho[49]) tischmor[50]), d. h. was von deinen Lippen hervorgeht, sollst du bewahren.)

29. Choischech[51]) Mizraim[52]). (Eine ägyptische Finsternis. Wird ebenfalls wie 27. im wirklichen und im bildlichen Sinne angewendet; so z. B. sagt man: in sei Kopp is Choischech Mizraim, d. h. in seinem Kopfe (Geiste) ist es finster, wie es in Aegypten war. Die Finsternis war bekanntlich eine der über den Pharao verhängten 10 Plagen.)

30. Der Koin[53]) godel[54]) hot züerst for si-och gebeten. (Wird angewandt, wenn man einen gewissen Egoismus als berechtigt bezeichnen will. Der Hohe-Priester hat beim Opfern das erste Opfer für sich gebracht.)

31. Chaloimes[55]) tess-wow[56]) zal[57]). (Wörtlich übersetzt würde dies heissen: Träume fünfzehn Kreuzer —, welches gar keinen Sinn hat, der Sinn aber ist der: Auf Träume ist nichts zu geben, Träume sind bedeutungslos, Nichtigkeiten, also nichts wert oder mindestens nicht viel, höchstens 15 Kreuzer.)

32. Medane[58]) melochem[59]). (Köstliche Speisen. Wörtlich: Köstlichkeiten für Könige.)

33. Gam[60]) sü[61]) letoiwe[62]). (Auch das ist zum Guten. Ein Trostspruch zur Beschwichtigung, welcher angewendet wird, wenn einem etwas Unangenehmes widerfahren ist — parallel dem deutschen Sprichwort: Wer weiss, wozu es gut ist, oder dem Spruche: Jedes Schlechte hat auch sein Gutes.)

34. Elieh[63]) nowe[64]) könn' e Szoicher[65]) sei. (Der Prophet Eliah kann ein Kaufmann sein. Wird angewendet von Einem, der ein schlechtes Geschäft gemacht hat und dem man darüber Vorwürfe macht, er hätte sich in die Unternehmung nicht einlassen sollen. Er lehnt den Vorwurf damit ab, dass er gleichsam sagt, er sei kein Prophet und habe den Ausgang nicht vorhersehen können.

35. En Ases-Ponem[66]) er is maichel[67]) Trefes[68]) befressje[69]). (Ein frecher Mensch; er isst Rituell-Verbotenes ganz frei vor aller Welt. Wird gesagt von Einem, der schamlos und ohne alle Rücksicht auf den äussern Anstand sich über alle Ceremonial-Gesetze hinwegsetzt.)

36. Beli[70]) neder[71]). (Ohne Gelübde. Wird gesagt, wenn Einer sich vornimmt etwas zu thun. Der Jude soll eigentlich, streng genommen, kein Gelübde thun; denn wenn es einmal gethan ist, so darf es unter keinerlei Umständen gebrochen werden. Nimmt sich also jemand vor, etwas zu thun, so fügt er mit dieser Redensart

---

[47]) verspricht. [48]) was hervorgeht. [49]) von deinen Lippen. [50]) wirst (sollst) du beobachten = bewahren. [51]) Finsternis. [52]) Aegypten. [53]) Priester. [54]) der Grosse = der Hohe. [55]) Träume. [56]) Zwei Buchstaben des hebr. Alphabetes im Zahlenwerte von 9 und 6, also zusammen 15. [57]) Kreuzer. [58]) Köstliche Speisen. [59]) Könige. [60]) auch. [61]) dieses. [62]) zum Guten. [63]) Eliah. [64]) der Prophet. [65]) Kaufmann, Geschäftsmann. [66]) freches Angesicht. [67]) er isst. [68]) Unerlaubtes. [69]) frei = öffentlich. [70]) ohne. [71]) Gelübde.

gleich hinzu, er habe zwar die Absicht, dies oder jenes auszuführen, lege aber nicht förmlich ein Gelübde ab, dass er es auch unter allen Umständen thun werde.)

37. Alles, wie me den Brief laient[72]). (Wörtlich: Alles [kommt darauf an], wie man den Brief liest. Der Sinn des Sprichwortes ist: es ist oft nicht sowohl der Inhalt einer Aeusserung, als vielmehr die Art und Weise, wie sie gethan wird, welche verletzend wirkt. Als ein erklärendes Beispiel zu diesem Sprichwort kann folgende Anekdote gelten: Ein Sohn schreibt dem Vater einen Brief, in welchem unter anderm der Briefschreiber einen neuen Frack verlangt. Dieses Verlangen ist kurz ausgedrückt mit den Worten: Tate[73]) mach mer e Frack. Erzürnt wirft der Vater den Brief, nachdem er ihn ganz zerknüttert hatte, auf den Erdboden. Erschreckt frägt die Mutter, was es gäbe, und der Vater schreit: E Chuzpeh[74]), e Frack will er hoben! Nu — sagt die Mutter, wo is da die Chuzpeh? wenn er e Frack brauch', worstem e Frack machen! Nix wor och'en machen, schreit der Vater, wenn er betamt[75]) geschrieben hätt: Tate, mach mer e Frack, hätt' och' en e Frack gemacht; er schreibt ober e soi mir nix dir nix, Tate, mach mer e Frakk, grod nit; dos is e Chuzpeh; nix kriegt er.)

---

## 8. Das Oldenburger Trinkhorn und das „Glück von Edenhall".

Eine Umfrage von Robert Sprenger.

IV. A. Gröning begann die einschlägigen Mitteilungen im Ur-Quell IV, 208 f.[1]) mit einer trefflichen Uebersicht über die in der ersten Hälfte obiger Ueberschrift genannte Sage; R. Sprenger brachte V, 34 f. letztere mit der im zweiten Teile unseres Titels genannten Tradition in Beziehung und spendete aus der Fülle seiner Kenntnisse in vergleichender Motivkunde wichtige Dinge, verwies auch auf die Notizen in meiner Uhland-Ausgabe I, 508 f. bei Gelegenheit von L. Uhland's klassischer Formulierung des Themas. Seitdem hat nun Sprenger eine Umfrage eröffnet (VI, 41 f.) und weiteres angezogen. So mögen denn hier zwei wichtige Nummern aus meinen Materialien, die ich damals wegen Raummangels unterdrücken musste, mitgeteilt sein:

a) Ritson, Fairy tales (1831), Nr. 19 „The luck of Edenhall", eine der hervorragendsten Fassungen, lautet in genauer deutscher Uebersetzung: „Auf Edenhall in Cumberland, das seit vielen Geschlechtern der Rittersitz der Familie Musgrave war, bewahrte man

---

[72]) liest. [73]) Vater. [74]) Frechheit. [75]) anmutig.

[1]) Da unsere und wohl auch die anderweitigen künftigen Sammlungen über diesen Stoff sich obige Ziffer als Ausgangsort berufen werden, so sei darauf hingewiesen, dass S. VIII des Registers zu Bd. V des „Ur-Quells" versehentlich 280 ff. statt 208 f. steht; sonst bieten die Rückweise überall die richtige Zahl.

ein altes farbiges Trinkglas in einer ledernen Kapsel sorgfältig auf, das nach der Sage der Umgegend vor vielen Jahren Feen unweit einer beim Hause gelegenen Quelle zurückgelassen hatten. Auf ihm las man die Worte:

It this glass do break or fall,
Farewell, the luck of Edenhall.

Von dieser freundlichen Warnung erhielt das Glas in einer launigen vortrefflichen Ballade über ein Wetttrinken in jenem Hause den Namen ‚das Glück von Edenhall'. Die Ballade, die man gewöhnlich dem Herzog von Wharton beilegt, beginnt:

God serve long off ill fall
The luck of Edenhall.

Doch war das gute Glück dieses alten Hauses durch niemand so sehr gefährdet als gerade durch den Herzog; denn als dieser das Glas, ohne Zweifel auf das Wohlergehen und die lange Dauer des würdigen Eigentümers und seines Geschlechts, ausleerte, liess er es aus Unachtsamkeit fallen, und um das Glück von Edenhall wäre es geschehen gewesen, hätte nicht der Kellermeister, der das Glas gebracht und das geleerte fortnehmen wollte, es glücklich in einem Tellertuche aufgefangen." Wie A. W. Götzinger, Deutsche Dichter I, 3. Aufl., angiebt, teilte ihm Uhland selbst mit, dass diese Variante seine Quelle gewesen sei.

b) Eine ähnliche, bisher nicht herangezogene Erzählung findet sich bei der 1812 in der Manneslinie erloschenen brandenburgischen Familie Geist von Beeren in Grossbeeren. Ich lasse darüber R. Grabow das Wort, der, über meine Notizen hinausreichend, in der Sonntagsbeilage 13 der (Berliner) National-Ztg. 1895 (31. März) schreibt:[1]) „Geist war der letzte seines Stammes. An das Erlöschen des Geschlechts knüpft sich eine Sage, ähnlich der vom ‚Glück von Edenhall'. Als eine Frau von Beeren vor mehreren hundert Jahren krank darniederlag, waren plötzlich hinter dem Ofen Zwerge hervorgekommen und hatten die Erlaubnis erbeten und erhalten, in der Wochenstube ein Fest abzuhalten. Beim Fortgange legte der König der Zwerge eine Bernsteinpuppe mit menschenähnlichem Kopf und Fischschwanz in die Wiege und knüpfte daran die Prophezeiung, dass der Verlust dieses Geschenks den Untergang der Familie nach sich ziehen würde. Es wurde treulich behütet, noch zu Anfang des Jahrhunderts wollen es alte Leute, wie sie Theodor Fontane[2]) mitteilten, gesehen haben. Geist hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht an dem ‚Allerhühnchen',[3]) wie die Märker den Alraun nennen, seinen Witz geübt hätte. Als er an einem Weihnachtabend eine

[1]) In einer „Geist von Beeren" überschriebenen anmutigen Plauderei, die für das Altvolktümliche viel Sinn verrät. Grabow wäre wohl der Mann, die Unsumme einschlummernder Ueberlieferungen aus der märkischen Vorzeit noch „vor Thorschluss" zu retten!

[2]) Grabow sagt nicht wo; ich nehme an, irgendwo in Fontanes köstlichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (1862—1882), diesem Juwel litterarisch vertiefter Landes- und Volkkunde, vermag aber nichts Genaueres festzustellen.

[3]) Vgl. oben Seite 144 den rumän. Quälgeist als Hühnchen.

lustige Gesellschaft um sich versammelt und die Ausgelassenheit den Höhepunkt erreicht hatte, liess er das Püppchen herbeischaffen und probierte, wie weiland der Lord von Edenhall, das ‚Glück von Beeren', indem er das Geschenk der Zwerge in's Feuer warf. Ein wehklagender Ton ging durchs Zimmer, und von Stund' an, so erzählt die Sage, wich das Glück vom Geschlecht. Zwar sprang nicht alsbald das Gewölbe mit jähem Knall, aber Misswachs, Feuerbrünste, Plünderungen durch die Franzosen vernichteten den Wohlstand, und plötzliche Todesfälle rafften die Familie dahin. Zuerst starb Geist's Bruder, dann dessen Söhne, im blühendsten Alter und 1812 Geist selbst. Die junge Witwe — Geist hatte nach einem wilden Leben erst spät geheiratet — verlobte sich nach zwei Jahren wieder, wenige Tage vor der Hochzeit fiel der Bräutigam im Duell. Auch Geist's Tochter starb plötzlich auf der Fahrt von Berlin nach Grossbeeren am Herzschlage. Das Gut ging in andere Hände über, der Unsegen blieb. Keiner der Nachbesitzer kam vorwärts: ‚Der nächste verlor sein Vermögen, der ihm folgende führte ein wüstes, unstätes Leben und verscholl — es war ein Herr von Beier, der es sich angelegen sein liess, Geist zu kopieren —, der dritte hielt sich, aber Hader und Streit verbitterten ihm die Tage.' Jetzt hat bekanntlich die Stadt Berlin das Gut zu Rieselzwecken erworben. Ordnung ist wieder eingekehrt, der Unsegen scheint gewichen."

München. Ludwig Fränkel.

---

## 9. Ostergebräuche in Niederschlesien.

Von Dittrich.

Eines der grössten Vergnügen der Dorfjugend in der stillen Karwoche ist das Sauerbrennen (Judassuchen.) Schon viele Wochen vorher werden die alten gebrauchten Besen gesammelt. Am Aschermittwoch, an dem gewöhnlich die Osterferien beginnen, fahren die Schulknaben mit einem Wagen von Hof zu Hof und laden Holz, Stroh, Teertonnen und andere Brennmaterialien auf. Dann fahren sie unter lautem Jubel an einen bestimmten Ort. Sobald es dunkel wird, nimmt jeder Junge Besen,[1]) auch Pechfackeln, soviel er ergreifen kann, und läuft auf's Feld zu dem aus dem Brennmaterial hergerichteten Scheiterhaufen. Der Aelteste zündet nun denselben an und wenn der Haufen über und über brennt, zünden die Anwesenden der Reihe nach ihre Besen an und ziehen dann im Gänsemarsch oder paarweise über das Feld, ab und zu ihre Fackeln in die Luft werfend, oder im Kreise herumschwenkend. Schliesslich kehren sie zum Scheiterhaufen zurück, den inzwischen einige durch Quecken, Stroh, auch alte Weiden, die sie zu dem Zwecke umgebrochen haben, in

[1]) Sie sind entweder in Teer getaucht oder durch eingesetzte Kienspäne zum leichteren Brennen hergerichtet.

Glut erhalten haben. Nun werfen sie einander mit den brennenden oder glimmenden Besenstumpfen oder springen über das Feuer. Nach etwa zwei Stunden zündet jeder seinen letzten Besen an und so zieht die ausgelassene Jugend vors Dorf. Hier werden die Besen ausgelöscht, alsdann begiebt sich alles zur Ruhe.

Aehnlich ist der Brauch zu Johanni (man nennt diese Feuer in Niederschlesien auch das Flöhebrennen, nur zeigt er vielfach schon eine sehr modernisierte Form. An Stelle der Besen und Fackeln sind buntfarbige Lampions getreten, es wird Feuerwerk losgelassen und bengalische Flammen abgebrannt.

Am frühen Ostermorgen geht der Bauer mit Palmzweigen, die am Palmsonntage geweiht sind, und Kreuzchen, die er aus Birkenholz, welches am Ostersonnabend geweiht ist, auf's Feld und steckt je ein Kreuzchen zwischen zwei Palmen, in die junge spriessende Saat und fleht den Schutz Gottes auf dieselbe herab. Wenn er nach Hause zurückgekehrt ist, zeigt er seinen Kindern das in der Sonne springende Osterlamm und macht sich dann, wenn es nicht hat vorher geschehen können, an die Reinigung des ganzen Hauses, das in allen seinen Teilen, vom Keller bis unter das Dach von Staub und Spinnweben gesäubert wird.

## 10. Ungerecht Gut.

Eine Umfrage von A. Wiedemann.

II. In der katholischen Hauptstadt der niederländischen Provinz Nord-Brabant, 's Hertogenbosch, stand vor etwa zwanzig Jahren noch im Hofe einer Brauerei ein kleines, hässliches Bild der Muttermagd. Von dem Bilde erzählte man, die Einwohner der Stadt hätten es vor Zeiten einmal wegen seiner besonderen Wunderkraft aus einer anderen Stadt gestohlen und in ihrer Kathedrale aufgestellt. In der Nacht aber sei das Bild von seinem Standorte davongelaufen. Nachdem man es aus seinem ersten Wohnplatze wiedergeholt, sei es neuerlich entlaufen, und zwar diesmal nach der Brauerei, wo man es auffand. Als man einsah, dass das Bild durchaus nicht in der Kathedrale bleiben wolle, beliess man es in der Brauerei. Jeden Winter findet noch in unseren Tagen ein grosser Umgang, hauptsächlich von Frauen (darunter gar vornehmen), in grossen brabantischen schwarzen Mänteln statt, welcher den Weg des Bildchens von der Kirche zur Brauerei wiederholt.

Velp b. Arnheim. S. R. Steinmetz.

## 11. Liebeszauber.

Eine Umfrage.

XV. 1. Wer von einer Person geliebt werden will, muss ihr einige Tropfen von seinem Blute in die Speise oder in das Getränk mischen, dann wird sie ihn lieben.

Henstedt, Kr. Segeberg, Holstein. E. Eschenburg.

2. Dass dich jedermann liebe. Trage das Auge eines Dachsen bei dir, so wirst du von jedermann geliebt werden. (Alte handschriftliche Aufzeichnung.)

Ulzburg in Holstein. H. Eschenburg.

3. Ein Mädchen darf keinen Apfel als Geschenk annehmen; der könnte in der Armhöhle getragen und mit Schweiss benetzt worden sein; und das reisst Liebende auseinander.

Koldenbüttel i. Eiderstedt. H. Carstens.

4. Beim Apfelschälen versucht man, die Schale in ganz zu erhalten und dann rücklings über den Kopf zu werfen; dann entstehen Buchstaben, die den Namen der Braut, bezw. des Bräutigams enthalten.

Norderditmarschen. H. Carstens.

5. Schneidet jemand ein ganzes Roggenkorn im Brote durch, so lege man es über die Stubenthür; und wer dann zuerst in die Thür tritt, muss die Person heiraten, die das Korn durchschnitten hat; oder auch: Der oder die Zukünftige trägt den Vornamen der eintretenden Person.

Schwienhusen, Feddringen (Ditm.) A. Carstens. †

6. Wider unnatürlich eingeflösste Liebe. Man zieht ein Paar neue Schuhe auf die blossen Füsse und läuft darin eine Meile Weges sehr stark, dass die Füsse wohl schwitzen. Hierauf zieht man den rechten Schuh aus und trinkt daraus Wein oder Bier, so wird man der Person, die einem die Liebe auf eine geheime Art eingeflösst hat, von Stunde an los. (Albertus Magnus, Buch der Geheimnisse, 4. Teil (Reading bei Louis Ensslin), S. 52, Nr. 176. Heldenschatz, von Johannem Staricium, 5. Teil, S. 374; 6. Teil, S. 584.)

7. Dass dich eine lieben muss. Nimm Federn von einem Hahnenschwanz, drücke sie ihr dreimal in die Hand. Probatums. Oder: Nimm eine Turteltaubenzunge in den Mund, rede mit ihr lieblich, küsse sie hernach auf den Mund, so hat sie dich lieb, dass sie dich nicht mehr lassen kann. (Alb. Magnus, Egyptische Geheimnisse, 2. Teil, S. 9.) H. Volksmann.

8. Vor bezauberte Liebe wider seinen Willen. Nimb von Menschen einen Toten-Zahn / beräuchere dich damit, so wird dir geholfen. (Johannes Staricius, Heldenschatz, 5. Teil, S. 374.)

9. So man einem Liebe zu essen gegeben hat. Nimb Rawten / oder Maurrauten / und Heimische oder Weinraute / anna 1 Oventleni / und ein Ovintlein Tyriac / lass in einer Zwiebel braten / und gibs ihm dann alles mit einander zu essen.

Oder / nimb von einer Frauen die Milch / ein gutes Becherlein voll / so wird das verlohre Recht wieder kommen.

Item / gehe in einen Weinberg vor der Sonnen Aufgang / ziehe einen weissen Rebenstock aus der Erden / schlage dein Wasser in die Gruben ab / und wirff hernach den Stock in ein fliessend Wasser, dass er hinweg fliesse / so wird dir geholfen. (Johannes Staricius, Heldenschatz, 5. Teil, S. 375.) H. Volksmann.

## 12. Zaubergeld.[1])

Eine Umfrage von Vasyl Ščurat.

VII. Herr Rob. Bollmann aus Lübeck teilt folgendes mit: In der Neujahrsnacht 12 Uhr nimmt man eine Katze, steckt sie in einen Sack und begiebt sich auf den Kirchhof. Hier klopft man dreimal an die Kirchenthür, worauf der Teufel erscheint, den man frägt, ob er eine Ziege kaufen wolle. Er sagt zu, man giebt ihm die Katze im Sack, wofür man einen Thaler erhält, und entfernt sich schleunigst. Der Thaler bringt Glück. H. Carstens junior.

VIII. Das erste Geld, das ein Händler einnimmt (Handgeld) bespeit er dreimal, damit der Handel guten Fortgang nehmen soll.

Meine Frau hat dies auch beim Mausefallenhändler (Slowake?) beobachtet.

Im Gewinnspiel in der Kinderzeit pflegten wir auch einen „Glücksknopf“ (wir spielten um Knöpfe) zu haben. H. Eschenburg.

IX. Zu Seite 40, betreffend Geldbeutel aus Maulwurfsfell, ist nachzutragen, dass es in Dithmarschen auch heisst, man müsse dem lebendigen Maulwurf einen Vorderfuss abbeissen und das Loch müsse dann die Oeffnung des zu fertigenden Geldbeutels bilden.

H. Volksmann.

---

## 13. Lied beim Ausgang des Sabbath (Mähren).

**(Verweltlicht.)**

Mitgeteilt von Eduard Kulke.

$^4/_4$ Takt, c-dur. (c = 1.)




---

[1]) Siehe Ur-Quell IV, 105—110, 135—141; V, 23, 104; VI, 40.

[2]) Anfang eines religiösen Liedes, heisst: Wenn er gefunden hat den Tag der Ruhe. [3]) Betrüger = Ränkeschmied. [4]) braver.

## 14. Woher kommen die Kinder?

Eine Umfrage.

36. In Brunsbüttel in Süderditmarschen sagt man, der Storch holt sie aus der Elbe.

37. In Henstedt Kreis Segeberg (Holst.) sagt man, der Storch holt sie aus der Alster. Eschenburg.

38. In Schestedt im südlichen Schleswig kommen die kleinen Kinder vom Meer und aus der Eider. N. Krause.

39. In Hamburg sagt man, der Storch bringe die Kinder aus dem warmen Lande mit, wo er sich während des Winters aufgehalten hat.

Leiden. J. D. E. Schmeltz.

40. In Neustettin, Pommern, werden die Kinder vom Storch gebracht, der sie unterm grossen Stein auf der Erdbeerinsel (näher einem Burgwalle) im Streitzigsee hergeholt. A. Treichel.

---

## 15. Kleine Mitteilungen.

**Zu dem Martinsliede, V, S. 131.** Das Bremische Martinslied wird auch hier noch am 10. November mit geringen Abneigungen von Kindern gesungen. Beachtenswerte Varianten auch in Danneils Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859, S. 132.

Northeim. R. Sprenger.

**Botternasch maken.** Botternasch ist die hölzerne Butterbüchse in der besonders den Arbeitern und Dienstboten die Butter mit auf's Feld gegeben wird. Die Ueberschrift bezeichnet jedoch eine Hänselei, die damit nichts zu schaffen hat. Beim Abborken der Eichen im Mai muss der Neuling „Botternasch maken". Man legt zwei grosse Stücke Eichenborke mit der glatten Seite aufeinander. Der Neuling muss sich darauf stellen und nun zieht man geschwind das unterste Stück weg. Er fällt dabei unter allerlei Bewegungen zu Boden zum Ergötzen der Mitarbeiter. Ist er ein einfältiger Tropf, so gelingt es auch wohl, ihn noch zur Wiederholung zu bewegen. (Aus dem Kreise Segeberg.)

Holm a. d. E., Holst. Eschenburg.

**Die Blindschleiche** sagt: Kunn ikk sehn as min Broder Karst'n etc. (Zu Urquell Band II, S. 27.) H. Eschenburg.

---

## 16. Vom Büchertische.

**Ein Kompendium internationalen Volksgesangs** darf mit vollem Rechte der im Verlage von G. Kramer in Hamburg erschienene XXI und 619 Seiten starke Band „**Die Lieder aller Völker und Zeiten**, aus 75 fremden Sprachen, in metrischen deutschen Uebersetzungen und mit Quellenangaben versehen, zusammengestellt und herausgegeben von **Hans Grabow**," genannt werden. Indem wir ihm diese ehrende Charakteristik in Anlehnung an die im „Ur-Quell" V, 268 gebrachte Einführung von Erk-Böhmes prächtigem „Deutschen Liederhort" zuerteilen, erklären wir den Titelzusatz „Nach dem Vorbilder von J. G. von Herder's ‚Stimmen der Völker'" vollauf begründet. Nicht nur dass man hieselbst über die Gesamtheit des volksmässigen Liederreichtums auf dem ganzen weiten Erdenrund einen äusserst ausgedehnten Fernblick geniesst, auch erquicken und erbauen kann man sich an dieser mächtig strömenden Fülle echtester urwüchsiger Poesie aufs schönste. Und endlich schöpfen wir aus dem sauber systematischen Nebeneinander der verschiedenen Schrifttume erhebliche fachmässige Belehrung und gewinnen unzählige Anlässe und

Unterlagen für vergleichende Betrachtung. Allerdings soll das vortreffliche Buch, dessen aus gewiegten Federn stammenden hochlobenden öffentlichen Kritiken wir ohne Schwanken durchaus beistimmen, in erster Linie nicht so sehr dem Studium dienen als vielmehr ein unversiegbarer Quell herrlichsten Ergötzens an dem ewigen Gute des kosmopolitischen Volksliedes werden. Die deutsche Wiedergabe der fremdsprachlichen Originalien ist durchweg wohlgelungen, die sachliche Anordnung nach grossen Gesichtspunkten des Inhalts samt der ferneren Einzelgruppierung nach Stoffrubriken einleuchtend und mit Verständnis durchgeführt: Hymnen- und Heldenbuch, Familienbuch, Lieder in Freude und Leid, Balladen und Romanzen. Herkunftangaben und Erläuterungen sind gut und willkommen, die Ausstattung vornehm.

Walchensee (Oberbayern). Ludwig Ilff.

**Dr. Ths. Achelis, Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii.** Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn, 1885. Diese kleine Schrift verfolgt den Zweck, von einem verhältnismässig beschränkten Ausgangspunkt aus die so überaus interessante polynesische Mythologie einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen; diese kann in erster Linie nur in einer sorgfältigen kritischen Materialsammlung bestehen, die sich aller subjectiven Vermutungen und Constructionen, so geistreich sie auch scheinen mögen, streng zu enthalten hat. Nur auf diese Weise allein ist überhaupt Aussicht vorhanden, in diesem Chaos von widersprechenden Versionen und anderseits auch bei dem leider recht fragmentarischen Zustand des Materials wenigstens einen leidlich festen, unanfechtbaren Bestand aus diesem Trümmerhaufen für die spätere wissenschaftliche Analyse zu retten. Ich verstehe es deshalb nicht recht, wie ein wohlwollender Beurteiler dieser Darstellung den Mangel ‚eigenen Denkens' hier bedauert (vgl. Globus Nr. 17, 1895); gerade dies sogen. eigene Denken hat in der Ethnologie und nun gar auf diesem speciellen Felde der polynesischen Mythologie (vielleicht erinnert sich der gestrenge Herr Kritiker an die abenteuerlichen Hypothesen, durch welche A. Fornandes sein sonst so treffliches Werk entstellt hat!) allmählich Schaden genug angerichtet, dass man eigentlich sagen sollte: Vestigia terrent. Es ist in der That mitunter kein ganz leichter Verzicht auf die persönliche Stellungnahme und Beurteilung, wenn es heisst, mit dürren Worten das völlige Unvermögen einzugestehen, gegenüber den verschiedenen Strömungen und Schichten, die sich in einem so gewaltigen Areal, wie es die polynesische Mythologie darstellt, folgen, und eben bei der kläglichen Ueberlieferung des Rohstoffes den leitenden, wie es hochtönend heisst, den systematischen Zusammenhang des Ganzen zu erkennen. Aber was hilft's, ich sehe wenigstens sonst keine Rettung und bin der Ansicht, dass nur auf diese inductive Weise von kleinen Anfängen aus allmählich soweit das Material gewonnen werden kann für eine spätere zusammenfassende Darstellung. Im Uebrigen hat das Buch selbstverständich alle bisherigen Bearbeitungen herangezogen, ausser unserem Bastian, Fornandes, Moerenhout, Grey, Ellis, Rienzi u. s. w. Die Untersuchung beginnt nach einer orientirenden Einleitung mit der Kosmogonie, behandelt dann die Theogonie, die damit in organischem Zusammenhange steht, und geht darnach zur Psychologie über, zur Darstellung des Animismus eines seltsamen Inselweltchens; den Beschluss macht eine kurze Uebersicht über Cultusverhältnisse (Orden, Priester, Feste etc.). Wie gesagt, sucht man nicht mehr hinter der Schrift, als was sie zu geben verspricht, so wird sie hoffentlich als Anregung ihren Zweck nicht verfehlen und anderseits den immerhin nicht so besonders leichten Anfang einer kritischen Sichtung des Stoffes bezeichnen dürfen, und ich fürchte schliesslich nur, dass ich trotz aller Reserve mich doch hin und wieder, durch den mächtig imponirenden Schwung einzelner religiöser Traditionen beeinflusst und fortgerissen, zu einem Urteil habe bestimmen lassen, das eben allzusehr ‚eigenem Denken' entsprang.

Bremen. Ths. Achelis.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.

Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

VI. B. VIII. H.

# AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

**Friedrich S. Krauss.**

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

## 1. Steingeräte als Heilmittel.

Von H. F. Feilberg.

In der dänischen historischen Zeitschrift, „Museum“, ist folgender Brief von einem Landprediger Blicher an Professor R. Nyerup vom 28. Mai 1811 neulich dänisch veröffentlicht worden:

Von alten Steingeräten, einige steinerne Aexte von verschiedenen Farben, die in Hügeln gefunden sind, ausgenommen, habe ich nichts erfragen können . . . Eine Axt, ausgezeichnet sowohl durch Schönheit als durch Nutzen, habe ich von einer Frau in Hammershöj geliehen. Sie ist von rotem Flinte mit Adern, sehr wohl gearbeitet, gegen die Schärfe hin poliert, über vier Zoll breit, ursprünglich ca. neun Zoll lang, beinahe spitz am Ende; noch merkwürdiger ist sie doch durch ihre Wirkung, denn ein Stücklein von diesem Steine pulverisiert, in Wasser eingenommen, ist ein probates Mittel gegen hartnäckige Kolik, so erzählte mir die Besitzerin. Sie hatte sie an ihrem Manne versucht, den ich sah, und der wirklich während eines ganzen Jahres so übel von diesem schmerzvollen Leiden zugerichtet war, dass er, obschon nur einige und dreissig Jahr alt, unfähig zum Dienen zu Hause, mit einem Aussehen wie der Tod dalag. Ich wenigstens hatte lange jede Hoffnung an sein Gesundwerden aufgegeben. Die Frau, sehend dass alle Mittel fehlschlugen, wurde dieses Steines eingedenk, den sie in ihrem Schranke verwahrte und von dem sie fest und gewisslich glaubte, dass er eine vom Himmel herabgefallene Donneraxt sei. Weil er vom Himmel gefallen war, meinte sie, er hätte nicht nur die gewöhnliche Eigenschaft, Einschlag des Gewitters vom Hause, in welchem er aufbewahrt wurde, zu verhindern, sondern auch andere Wunderkräfte. Sie versuchte ein Stücklein von dem Flintensteine so gross wie ein Eidotter zu pulverisieren und gab ihrem Manne auf einmal diese gewaltige Dosis ein, — und von der Zeit an wurde er von einem Tag zum anderen besser, er gewann augenscheinlich seine Gesundheit wieder und habt wiederum einen Dienst antreten können. Wenn je kleine Rückfälle eintreffen, nimmt er wieder zu dem vom Himmel gefallenen Pulver seine Zuflucht und findet gleich Linderung. Die Sache verhält sich unzweifelhaft richtig, die Ursache aber der Wirkung ist mir sehr zweifelhaft; ent-

weder sind es die scharfen Bruchstücke des Flintsteines (es ist ihr unmöglich gewesen den Stein fein zu zerstossen, sie hat keinen Mörser und vermag nur den Stein zwischen zwei Granitsteinen zu zerkleinern), welche gewisse Unebenheiten der Gedärme wegfressen, oder vielleicht die kalkartige Säure des Steines, die es ausrichtet. Es wäre der Mühe wohl wert, die Sache zu untersuchen, denn der blosse Wunderglaube allein kann doch nicht hinreichend sein. Könnte es durch mehrere Versuche erwiesen werden, dass gepulverte Steinäxte der Urzeit solche wohlthätige Kräfte besässen, wäre es ein unwidersprechlicher Beweis, dass das Studium der Altertumskunde nicht allein dem Geschichtforscher, sondern auch der leidenden Menschheit nützlich sei, und welches Studium wäre dann von grösserem Belang!"

Der gelehrte Mitteiler des Briefes, Herr Bibliothekar V. C. Boye, fügt hinzu: So weit der alte, brave Landprediger. Darf man mit ihm nicht Steingeräten des Altertums heilende Kräfte beilegen, so viel ist gewiss, dass der Glaube an ihre Kraft als glückbringende Mittel sehr alt ist, ja an manchen Stellen noch floriert. In dänischen Gräbern, dem Bronzealter angehörend, sind zugleich mit Bronzesachen auch Flintgeräte gefunden, die auf eine Weise abgenutzt waren, welche es deutlich erwies, dass sie nicht nach ihrer ursprünglichen Bestimmung als Geräte oder Waffen haben angewandt werden können, sondern augenscheinlich als Amulete gegen böse Geister, die im Altertume als Urheber aller geistigen und physischen Leiden, welche die Menschheit heimsuchen, angesehen waren, gebraucht worden sind.

Der Forscher Poljakov hat in dem russischen Gouvernement Tula viele interessante Beispiele des Glaubens an die heilende Kraft von Steingeräten angetroffen. Die „klugen Weiber" benutzen solche bei ihrem Heilungsverfahren. Ja, es war ihm beinahe unmöglich, Steingeräte vom Steinalter zu erhalten, weil sie so hoch vom Volke als Arzneimittel angesehen waren. Meistens wurden sie „Donnerkeile" genannt, immer aber waren es Spitzen von Spiessen oder Pfeilen; entweder wurde der Patient mit den Waffen verwundet oder er musste Wasser trinken, das über die Flintwaffen gegossen war oder der angegriffene Körperteil wurde mit solchem Wasser gewaschen. In Tula wurden solche Donnerkeile als Schätze angesehen, oft riefen sie ernstliche Erbstreitigkeiten hervor, und niemand der eines solchen Schatzes einst habhaft geworden ist, lässt ihn im guten wieder fahren. So erzählt Poljakov, dass ein 90jähriges Weib an sechs Stücke solcher Steingeräte einen grossen Schatz zu besitzen meinte; teils hatte sie sie als Erbschaft, teils durch Heirat erhalten. Sie erklärte ohne Umschweif Poljakov, dass sie auch nicht im Tode sich von ihnen trennen würde.

Und, schliesst Herr Boye seinen kurzen Aufsatz, besonders merkwürdig ist, dass in der ganzen Welt der Aberglaube, welcher unter Völkern, die Metall benutzen, sich an Steinwaffen und Steingeräte anknüpfen, verbreitet ist. Es wird dieser Glaube an vom Himmel gefallene Donnersteine in Dänemark und dem übrigen Teile Europas, in Japan, China,

in einem grossen Teile Asiens und Afrikas angetroffen. Selbst der Indianer von der Prairie, dessen Vorväter vor wenig über ein Jahrhundert zurück Geräte und Waffen von Stein benutzten, legt der Pfeilspitze, die er im Erdboden entdeckt, eine übernatürliche Herkunft bei. Wer vermag dies wunderbare Verhältnis zu enträtseln?

---

## 2. Zur samogitischen Volkskunde.[1]

Von Dr. M. Landau in Wien.

„Der Deutsche hat die ganze Welt übertölpelt, nur beim Samogitier ist es ihm nicht gelungen," lautet ein polnisches Sprichwort, welches also eine sehr hohe Meinung von dem Völkchen der Samogitier ausdrückt. Oder haben wir die Erklärung dieser Widerstandskraft in einem andern polnischen Sprichwort zu suchen, welches die besondere Frömmigkeit der Samogitier hervorhebt? (Pobożny jak Źmudzin).

Wie dem auch sei, das von Polen, Deutschen und Russen umgebene litauische Volk der Schamaiter, welches die Polen Źmudzyni, die Deutschen Samogitier oder Schmudier nennen, hat so viel von seiner Eigenart bewahrt, seine, einen besonderen Zweig der indoeuropäischen Sprachfamilie bildende Sprache, hat für den Philologen so grosse Wichtigkeit, dass auch nach den Publikationen von Schleicher, Leskien, Brugmann und Andern jeder Beitrag zur schamaitischen Volkskunde von hohem Werte ist.

Wir begrüssen daher mit Freude die von Herrn Sylwestrowicz begonnene Herausgabe der von ihm selbst gesammelten und in's Polnische übersetzten Volksmärchen und müssen hier ausnahmsweise auch für die — wohlgemerkt, nach des Herausgebers Versicherung, wörtliche — Uebersetzung dankbar sein. Es giebt auch in Deutschland viel mehr Menschen, welche polnisch als solche welche litauisch verstehen.

Obwohl der Titel „Traditionen" (Podania) lautet, so enthält dieser erste Teil der Sammlung nur wenig eigentliche Traditionen und Sagen, sondern einige Schwänke und sehr viele Volksmärchen. Und mit diesen letztern allein will ich mich hier beschäftigen. Unser Sammler hat, was ich nur loben kann, sich auf das Sammeln und treue Uebersetzen beschränkt, aber keine Parallelen aus andern Volksmärchen mitgeteilt. Solche Parallelen vermehren nur unnötig den Umfang der Publikation und können nie vollständig sein. Der fleissige Sammler, der zugleich die gesammte Märchenlitteratur aller Völker kennt, soll noch erst geboren werden; und überdies werden

---

[1]) Podania żmujdzkie, zebrał i dosłownie spolszczył Mieczysław Dowojna Sylwestrowicz. Część I. Warszawa 1894. Bibljoteka „Wisły" Tom XII (gedruckt in Krakau).

ja noch immer neue Märchen aufgefunden. Erst wenn der ganze Vorrat aus allen Weltgegenden vereinigt sein wird, wird das standard work über die Märchenkunde geschrieben werden können.

Aus diesem Grunde will ich es auch unterlassen, Parallelen zu den samogitischen Märchen hier mitzuteilen und nur ganz kurz diejenigen aufzählen, welche deutschen Märchen der Grimm'schen Sammlung ähnlich sind, und auf einige besonders eigentümliche oder alleinstehende aufmerksam machen.

Zu erstern gehören: „Von den Waisen Janko und Anusia“ (S. 42), ähnlich „Brüderchen und Schwesterchen“ und „Das Lämmchen und Fischchen.“ (Grimm 11 (und 141); „Das verzauberte Mädchen“ (S. 64) und „Der lebende Spiegel“ (S. 172) sind dem „Schneewittchen“ (Grimm 53) ähnlich. Im zweiten samogitischen Märchen, wovon „Die Hexe“ (S. 199, Ragana) eine abgekürzte Version ist, treten 5 Räuber statt der 7 Zwerge ein; auch ist es keine Stief- sondern die natürliche Mutter, welche die schöne Tochter verfolgt, wie in dem isländischen Märchen Vilfridur Völufegri (S. 153 von J. C. Poestions Uebertragung). „Der arme und der reiche Bruder“ (S. 74) ist dem „Knüppel aus dem Sack“ (Grimm 36) sehr ähnlich. Ebenso „Die Waise“ (S 132) dem „Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein“ (Grimm 130), „Niksztukas“ (S. 280) dem „Däumerling“ (Grimm 45), „Der Prinz und der Schneiderssohn“ (S. 292) dem „treuen Johannes“ (Grimm 6). Eine schöne Variante davon ist die ausführliche Erzählung S. 394—406. „Der Fluch der Mutter“ (S. 345) verwandelt drei Kinder in Raben wie der des Vaters sieben bei Grimm (25). „Ritter, Fräulein und Igel“ (S. 368) ist Grimms (108) „Hans mein Igel“; nur kommt im samogitischen Märchen statt drei Königen nur Einer mit drei Töchtern vor. „Das goldene Fischchen und der alte Fischer“ (S. 236) ist dem „Fischer un syner Fru (Grimm 19) ähnlich, aber nicht so hübsch erzählt.

Wie in andern Märchensammlungen finden sich auch in der samogitischen viele Märchen von dem „Besten Jüngsten“ mit oder ohne boshafte Brüder, von der Lösung schwerer oder auf natürlichem Wege ganz unlösbarer Aufgaben mit Hilfe dankbarer Tiere; doch findet sich auch ein Tiermärchen (Hund und Wolf, S. 340) von einem undankbaren Hunde. Kinder vor der Geburt oder Frauen werden dem Teufel verkauft, der aber dann um den Kaufpreis geprellt wird. Im „Fürst Bardauskis“ (S. 342) bekommt der Teufel durch den Doppelsinn des Wortes Rom den Menschen, wie den Twardowski der polnischen Sage, in seine Gewalt. Durch die Gnade der Gottesmutter kommt aber Bardauskis nicht in die Hölle, sondern bleibt zwischen Himmel und Erde bis zum Weltuntergang schwebend. Wichtig sind in diesem Märchen die Namen der einzelnen Teufel, deren höchster Gebieter Lupiceras (Lucipher?) heisst.

Zahlreiche Märchen haben eine „erfüllte Prophezeihung“ zum Inhalt und manche Episoden (S. 54, 348) erinnern an den „Gang nach dem Eisenhammer“, während „Wokituks“ (S. 46) eine abge-

kürzte Version der Lenore-Sage ist. Die Erzählerin war aber eine deutsche Katholikin und sagte, die Legende sei unter den in Samogitien wohnenden Deutschen verbreitet. Mit Wokietuks bezeichnet aber der Litauer den Deutschen, der in manchen dieser Märchen eine eigentümliche unheimliche Rolle spielt. Einmal („Der deutsche Himmel“, S. 283) werden aber die dummen Deutschen von einem schlauen Litauer in ähnlicher Weise geprellt wie der König im Conde Lucanor und Fulda's Talisman. Neben dem Deutschen ist auch der Jude Zielscheibe schamaitischen Witzes, und voll köstlichen Humors ist die Erzählung von dem in der Nacht vor dem Versöhnungstage vom Teufel geholten Juden (S. 122). Die Bemerkung, dass die Juden am Sabbat die Kerzen von Christen anzünden und putzen lassen, ist richtig, kurios aber der Zusatz, dass sie sich von ihnen auch die Nasen putzen lassen. Ueberfromme Juden tragen freilich an manchen Orten am Sabbat das Sacktuch nicht in der Tasche, sondern um den Arm gewunden, dass sie aber das Schnäuzen der Nasen am Sabbat für verboten hielten, habe ich nie gehört. Merkwürdig ist es, dass der erste vom Teufel geholte Jude dieses Märchens Barjonas heisst, wie der Apostel Petrus (Matth. XVI, 17).

Die Erklärung des „Stinkens der Juden“ (S. 28) ist eine judenfeindliche Zustutzung einer jüdischen Legende.[1]) Dagegen hat das Märchen von dem „Soldaten mit Gottes Stock“ (S. 272) viele Aehnlichkeit mit dem französischen Fabliau von dem Ritter „qui faisait parler les cons et les culs (Barbazan I, 409), und das Mädchen, das in diesem Märchen das Gymnasium in Petersburg besucht, ist gar nicht märchenhaft. — Auch sonst fehlt es nicht an Unanständigkeiten in manchen dieser Märchen, während andere wieder, wie „Giltlinie und die Krankheiten“ (S. 217), „Des Teufels Hilfe“ (374) und „Der Weinstock und der Teufel“ (213) eine moralische Tendenz — gegen die Trunksucht — haben.

Doch ich habe der Besprechung dieser Märchen schon einen für den Ur-Quell zu grossen Raum gewidmet und will daher nur noch zum Schluss als Beweis für die Gewissenhaftigkeit des Sammlers anführen, dass er bei jedem Märchen angiebt von wem, wo und wann es ihm erzählt wurde. Wir erfahren dadurch, dass der grösste Teil der Märchen aus den Kreisen Rosien und Kowno stammt und dass im Oktober 1884 eine Gespenstergeschichte aus dem Jahre 1883 erzählt wurde (S. 30). Auch ein Teil der oben erwähnten Erzählung vom Juden soll sich im Jahre 1849 ereignet haben und wurde dem Sammler am 1. Oktober 1889 erzählt.

Indem wir diesem unsern Dank für das Geleistete ausdrücken, knüpfen wir daran den Wunsch, recht bald den in Aussicht gestellten zweiten Teil zu erhalten.

---

[1]) Siehe übrigens: Non olet, Ur-Quell II, 87—90.

## 3. Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie.

Von Dr. med. William Rumpelt in München.

Von tüchtigen Forschern mit Ausdauer, Geschick und Glück behandelt, nehmen nach verhältnismässig kurzer Zeit Suggestion und Hypnotismus eine Stellung in der Wissenschaft ein, welche sie trotz energischer Opposition, auch aus massgebenden Kreisen, kaum wieder einbüssen werden.

Zunächst hat sich des uralten, wissenschaftlich so lange vernachlässigten Stoffes die Medicin bemächtigt. Ihr kam es darauf an, die Natur dieser pathologischen Zustände zu ergründen. Theorien erstanden auf Theorien und an Einheit der Auffassung ist heute noch nicht zu denken. Die Heftigkeit, mit welcher die Parteien sich nach moderner Weise befehdeten, der mystische Reiz des Problems, über welches allerhand dunkle Sagen und abenteuerliche Gerüchte die Luft durchschwirrten, die glänzenden, bedeutungsvollen Erfolge berufener und unberufener Experimentatoren machten in kurzer Zeit die Suggestionslehre, für die sich nur ein Bruchteil der Naturforscher und Aerzte interessierte, zu einem Gegenstand täglicher Besprechung in fast allen Tagblättern. Mag man über das verfrühte Hinaustreten weittragender naturwissenschaftlich-medicinischer Ideen aus den Laboratorien vor ein Laienpublikum noch so unwillig sein, vermeiden lässt sich das nicht mehr bei unserem regen geistigen Verkehr und dem grossen Interesse des Publikums — wenn nicht der Ausdruck Neugierde mitunter besser angebracht ist.

Es ist nun nicht zu leugnen, dass trotz der Auswüchse, welche in unberufenen Händen der Hypnotismus gezeitigt hat, die volle Berechtigung vorhanden war, das Gebiet der gesamten Suggestionslehre auch dem grossen Publikum zugänglich zu machen, denn es giebt kaum einen Faktor im Menschenleben, der auch nur von annähernd so grosser Bedeutung für den Einzelnen, für Familie, Staat, Menschheit ist, wie die Suggestion. Dass aber die äussere Form der Suggestion je nach Kulturstufe, Rasse, Nationalität, Individualität, Charakter der Landschaft, selbst Flora und Fauna so ausserordentlich wechselt, während thatsächlich „die Bilder der suggestiven Reaktion auf identische Reizursachen sich über den ganzen Erdball hin einförmig gestalten“, grade das verleiht dem Gegenstande eine beinahe fascinatorische Anziehungskraft. Was lag daher näher, als dass sich auf die Erscheinungen von Suggestion und Hypnotismus in ihrem Verhältnis zur Völkerpsychologie u. s. w. eine stattliche Anzahl Forscher werfen würde, sobald Suggestion und Hypnotismus nur einigermassen erkannt waren? Aber gerade ein Umstand, der auf den ersten Blick so viel Anziehendes bot, die unglaubliche Fülle des wissenschaftlichen Materials, das bisher fast gänzlich unbearbeitet

vorliegt, musste die meisten Bearbeiter zurückschrecken. Denn ausser einem reichen Wissen auf geographischem, geschichtlichem und ethnographischem Gebiete, erfordert diese Arbeit noch ein tiefes allgemeines psychologisches Verständnis, sowie ein Beherrschen der, eigentlich nur Medicinern gründlich zugänglichen, Lehre von Suggestion und Hypnotismus.

Zu all diesem Wissen gehört noch eine Gewöhnung, mit solchen erdrückenden Materialmassen leicht zu arbeiten, eine gute Dosis Skepsis, und doch zugleich neben der scharfen Skepsis ein gewisser Sinn für das Mystische.

Es ist daher freudig zu begrüssen, dass bei C. F. Köhler, Antiquarium, Leipzig 1894, ein Werk erschienen ist: „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie“ von Dr. med. Otto Stoll, Professor der Geographie und Ethnologie an der Universität Zürich, welches auf 529 Seiten, dem Raume nach etwas gedrängt, aber mit geistreicher Auswahl, diesen hochinteressanten Stoff behandelt. Zweck des Werkes ist, „die Ethnologen auf eine Kategorie von psychologischen Erscheinungen zu lenken, die bis jetzt auf ethnologischem Gebiete sozusagen keine Beachtung gefunden haben, trotzdem sie den einzigen Schlüssel für das Verständnis mancher Dinge enthalten, welche bis jetzt als zusammenhanglose und unverständliche, weil unverstandene, Mosaik die ethnographischen Lehrbücher füllen.“ Verfasser verlangt ausserdem die durchgreifende Trennung der Ethnologie von der Geographie spec. an Universitäten, sowie die Förderung der psychischen Anthropologie. In diesem Sinne ist das Werk geschrieben.

Für Nichtmediciner enthält das erste Kapitel eine knappe Einführung in das Wesen von Suggestion und Hypnotismus, welche leicht durch die bekannten — im Buche citierten — Werke vervollständigt werden kann. Dann folgt, wie aus einem Gusse, in weiteren 17 Kapiteln, stellenweise durch interessante subjective Parenthesen gewürzt, eine Fülle peinlich ausgewählten Stoffes, auf den näher einzugehen hier der Raum verbietet. Verfasser beginnt in grossen Zügen bei den Suggestionen der kulturlosen Menschen, geht näher ein auf die sibirischen und uralaltaischen Völker, um dann in fesselnder Weise — das ganze Buch liest sich ausserordentlich glatt — auf die Suggestionserscheinungen der Chinesen, Japaner, indischen und malayo-polynesischen Völker einzugehen, ab und zu mit scharfen Seitenhieben auf moderne, von Indien importierte suggestive Spezialitäten. Es folgen Persien, Mesopotamien, die Hebräer und in teilweise ganz originaler Auffassung die Suggestionswirkungen im Neuen Testament. Ferner die nachchristliche Zeit, der Islâm, Afrika, Australien, Westindien, reiches Material aus Mexiko und Centralamerika, wo Verfasser lange Zeit gelebt hat. Von Hellas und Aegypten gelangen wir auf westeuropäischen Boden. Dem an psychologischen Rätseln so reichem Mittelalter ist entsprechend Raum gegeben. Ausserordentlich interessant ist die Schilderung suggestiver

Verhältnisse der neueren und neuesten Zeit, wobei die einschlägige Litteratur gebührend berücksichtigt ist.

Ganz eigenartig sind die Schlussbetrachtungen. Hier bricht ein Zug von Humanität durch, wie sie das Studium der echten und rechten Naturwissenschaft verleiht. Nicht umsonst ist Verfasser praktischer Landarzt gewesen jenseits vom grossen Wasser, unter Verhältnissen, wo nur die That gilt. Ausgehend vom Resultate seines Werkes: „dass die Suggestion mehr ist, als die vom experimentierenden Mediciner ins Gehirn einer sonnambulen Hysterika getriebene Hallucination, mehr als die verzückte Ekstase eines halbverrückten religiösen Visionärs: dass die Suggestion die Zwangsjacke des Gedankens ist, die wir alle tragen, die unser Thun und Lassen lenkt und unser Urteil über Wahr und Unwahr, unsere Anschauung von Gut und Böse, unsere Empfindungen von Liebe und Hass gestaltet,“ ausgehend von diesem Resultat will Verfasser Licht in die Köpfe der Leute bringen, welche in rührender Unkenntnis suggestiver Prozesse als Eltern, Lehrer, Militärvorgesetzte u. s. w. auf die psychische Entwickelung ihrer Zöglinge lossündigen und ihre Sünde mit dem stolzen Namen Erziehung benennen. Näher auf die eigenartigen, vielseitigen, problemenreichen letzten Kapitel einzugehen, ist hier unmöglich. Sie bilden den Schluss eines wohlgelungenen hochinteressanten Buches, das grade zur rechten Zeit erschienen ist und belehrend und anregend, auch ausserhalb der Fachkreise viele Freunde zu finden verdient.

---

## 4. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post († 25. Aug. 1895).

XIV. Bei vielen Bremischen Spielen, namentlich beim Kriegen — (Fangen) — und Versteckenspielen, wird ein „Mal“ gezogen, welches als Freistätte wirkt. Vom Male wird ausgelaufen und in das Mal wird zurückgelaufen. Wer sich im Male befindet, kann vom Spieler nicht angegriffen werden. Die ausserhalb des Mals befindlichen Mitspieler werden vom Spieler dadurch gefangen, dass er ihnen einen Schlag versetzt, dass er sie „bauzt“. Aber nicht blos das Mal gewährt ein Asylrecht, sondern der Mitspieler kann sich auch dadurch ausserhalb des Spiels setzen, dass er das rätselhafte Wort „Pallús“ ausruft. Es kommt auch vor, dass bestimmte Punkte ausserhalb des Mals für Freistätten erklärt werden. Dann heisst es: „Hier ist Pallús“: „Pallús“ ist eins jener Rätselworte, wie sie noch mehr in der bremischen Kinderwelt vorkommen. Es gehört dahin auch zum Beispiel das eben so rätselhafte Wort „Abávis“. Mit dem Worte „Abávis“ erklärt das Kind einen Gegenstand, den es noch nicht im Besitze hat, für sich in Anspruch nehmen zu wollen, und diese Okkupationserklärung wird von den andern Kindern respektiert.

Sind z. B. mehrere Kinder auf einer Schmetterlingsjagd und kommt ein wertvollerer Schmetterling in Sicht, so ruft derjenige, der ihn zuerst erblickt, „Abávis für mich“; alsdann darf ihn kein anderer mehr fangen. So wird aber auch ein Stück Kuchen, welches einem Kinde besonders gefällt, von ihm durch Abávis vorweg okkupiert, oder es legt gar ein Kind Beschlag auf das Kernhaus eines Apfels, den ein anderes Kind isst, indem es sagt: Abávis für das Cabús. Cabús ist der allgemeine Bremische Dialektausdruck für Kernhaus.

Eine eigentümliche Rolle spielt auch im Bremischen Kinderspiele der „Tagel“, ein in besonderer Art zusammengedrehtes Schnupftuch, welches auch als mässiges Züchtigungsinstrument gegen Kinder verwandt wird. Es wird namentlich bei einem Versteckenspiel mit den Namen „der Tagel der brennt“, verwandt. Der Tagel wird versteckt. Ein Kind sucht ihn. Es fragt von Zeit zu Zeit: Brenn' ich? Je nachdem es sich in der Nähe befindet oder nicht, wird von den andern Kindern gerufen: „Du brennst, oder du brennst nicht“, und ihm damit Hülfe geleistet, den versteckten Tagel zu finden. Trapp und Pinzke, S. 126, Nr. 155. Ferner wird der Tagel verwandt bei einem Spiele, welches den Namen führt: „Kick di nig um, kiek di nig um, de Vos geit rum.“ Die Gesellschaft bildet einen Kreis, mit den Gesichtern nach innen gekehrt. Jeder Mitspieler hält die Hände auf den Rücken. Einer, welcher den Tagel hat, läuft aussen herum und steckt irgend Jemandem den Tagel in die Hand. Dieser prügelt dann seinen Nachbarn mit dem Tagel einmal um den Kreis herum, bis der wieder an seinen Platz kommt. Handelmann, S. 59; Frischbier, S. 175, Nr. 687. Anderswo hat das Spiel den Vers: „De Goos, de Goos, de leggt dat Ei, un wenn et fallt, so fallt et twei.“

Die gewöhnlichsten und einfachsten Spiele bilden die „Ringelreihen“, bei denen die sämtlichen Kinder sich die Hände reichen, einen Kreis bilden und mit einem Gesange nach einer entsetzlich monotonen Melodie umhertanzen. Der gewöhnlichste Ringelreihen ist folgender:

Lange, lange Rige,
Twintig is en Stiege,
Dartig is en Rosenkrans,
Veertig is en Jumferndans,
Set jo in de Nige,
oder:
Jumfern möt't sik nigen,

worauf sich die Tanzenden in die Hocke niederlassen. Niederd. Korrespondenzblatt XI, S. 53.

Ein anderer Ringelreihen ist folgender:

Ich spann mal grüne Seide,
Die grüne Seide war so schön,
Ich spann wohl über sieben Jahr,
Die sieben Jahr, die waren um,
So dreht sich Jungfer Anna um.

Jungfer Anna hat sich umgedreht,
Und das hat sie von mir geleert (gelernt).
Oranje, Kastanje,
Appelroe ranje,
Heliadé.

Dabei dreht sich jedes Mal ein Kind um, bis sie schliesslich alle mit dem Rücken nach innen stehen. Frischbier, S. 158, Nr. 666, 670; S. 176, Nr. 789.

Bei derartigen Ringelreihen habe ich in meiner Jugendzeit noch oft folgenden rätselhaften Vers gehört:

Geesche mit dat Lillabeen
Het den Düwel danzen seen.

Viele ältere Leute erinnern sich dessen ebenfalls noch. Ich habe aber bis jetzt vergeblich versucht in Erfahrung zu bringen, wohin er eigentlich gehört.

Ein anderer Ringelreihen, verbunden mit einem Kriegenspiel, ist durch die Smidt'sche Sammlung (S. 66, Nr. 5) überliefert und hat folgenden Vers:

Dans mi mal den Fidelfumfei,
Fidelfumfei, min Swager, —
Wer is hier in diesem Krans,
De mi kann behagen.
(Es wird ein Name genannt.)
— — min beste Frund,
Krieg mi achter bin Kragen,
Kumt he nig, so haal ik em
Mit twe beslagene Wagen.

Ich habe das Spiel nicht mehr kennen gelernt und weiss, da Smidt es auch nicht näher beschreibt, nicht, wie es gespielt wurde.

Ein anderer Ringelreihen spielt sich in folgender Gestalt ab. Es wird ein Kreis gebildet. Ein Spieler befindet sich draussen. Es wird dann gesungen:

Jammer, Jammer, höret zu,
Was ich euch will sagen,
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Mach auf, mach auf den Garten.

Alsdann heben zwei Personen im Kreise die Arme in die Höhe, so dass der Aussenstehende hineintreten kann. Während der Kreis tanzt, wird gesungen:

Ich will gehen, um zu sehen,
Ob ich ihn kann finden,
Und wenn ich ihn gefunden hab',
So fall' ich ihm zu Füssen,
Um seine Hand zu küssen.

Dann fällt derjenige, welcher in den Kreis hineingetreten ist, vor irgend Jemandem nieder, welcher sich alsdann aus dem Kreis hinausbegeben und dieselbe Rolle weiterspielen muss. Vrgl. Handelmann, S. 53; Müllenhoff, S. 485; Frischbier, S. 164, Nr. 679; Lewalter, Deutsche Volkslieder, 1. Heft, S. 59, Nr. 59 (mit Melodie).

Andere Spiele sind noch primitiver und tragen mehr den Charakter von Kinderunterhaltungen. Dahin gehört z. B. der Kibitztanz, bei dem die Kinder in der Hocke umherhüpfen und zuweilen einen höhern Sprung machen. Selbst diese harmlose Beschäftigung hat ihren Spruch. Er lautet:

Danss miner Moder den Kiewitt, den Kiewitt!
Dat konn' ik nig.
Da sloog se mi,
Da weend' ik.
Da gev' se mi en Botterbrod,
Da lachd' ik.

Bei einem andern Spiel steht ein Kind im Kreise und macht irgend eine Gebärde, welche von allen übrigen nachgeahmt wird. Dabei wird folgender Vers gebraucht:

Abraham hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatte Abraham.
Sie assen nicht, sie tranken nicht,
Sie waren alle liederlich,
Und machten alle — so!

Stolley, Heft 1, S. 72.

Ein anderes Kinderspiel heisst „Stutenkieken“. Es besteht lediglich darin, dass zwei Kinder sich stumm in's Gesicht sehen. Wer zuerst lacht, hat verloren.

Ein weiteres Spiel besteht darin, dass ein Schlüssel auf einen Bindfaden gezogen wird, der mit seinen Enden zusammengeknotet und von der Gesellschaft, welche einen Kreis bildet, in die Hand genommen wird. Der Schlüssel wird alsdann von Hand zu Hand weiter geschoben. Einer steht in der Mitte des Kreises und sucht den Schlüssel zu greifen. Dabei wird Folgendes gesungen:

Dieser Schlüssel, der muss wandern,
Von der einen Hand zur andern,
Ist so schön, ist so schön,
Muss noch 'n wenig weiter gehn.

Stolley, Heft 1, S. 76.

In andern niedersächsischen Gegenden wandelt statt des Schlüssels ein Thaler von Hand zu Hand. Statt des Schlüssels kreisst auch wohl ein Löffel mit dem Reime:

Lirum larum Löffelstiel,
Wer das nicht kann,
Der kann nicht viel.

Analog ist das Spiel „Pantoffel lass dich hören.“ Dabei sitzt die Gesellschaft auf der Erde mit angezogenen Knieen, unter denen ein Pantoffel hergeschoben wird. Einer steht im Kreise und muss den Pantoffel fangen. Er ruft zu diesem Zwecke: Pantoffel lass dich hören! worauf derjenige, der gerade den Pantoffel in Händen hat, mit ihm aufklopfen muss.

Ein anderes Spiel besteht darin, dass ein glimmender Holzspan von Hand zu Hand geht. Jeder, bei dem er noch glimmt, sagt: Lütje levt nog! Geht er aus, so heisst es: Lütje is ut! Derjenige,

bei dem der Span erlischt, muss ein Pfand geben. Handelmann, S. 31; Schütze III, S. 28; Volksleven II, S. 31. An andern Orten kommt dies Spiel unter der Bezeichnung: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, vor.

Ein Kind lässt das andere wählen, indem es in eine Hand einen Gegenstand nimmt und die andere leer lässt. Es wird dann gefragt: Pinkepank, in welker Hand? oder indem man die Hände übereinander hält: „Wo waant de Schoster, unn oder baven?“

---

# 5. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

IX. Gedeihen des Kindes im allgemeinen. Einer Frau die Milch zu vermehren. Sie trage Pimpinelle im Busen. Neustettin. A. Pommerening. — Einer Frau die Milch zu vertreiben. Die Frau trage einen Krötenstein auf dem blossen Rücken. Ebendaher. — Die Mutter kann dem Kinde sowohl das Zahnen, als das Entwöhnen von der Brust leicht machen, wenn sie ihm das letzte Mal die Brust auf einem Stein, möglichst Eck- oder Prellstein, sitzend giebt. Ist das Kind gestillt, so muss die Mutter es auf die Erde legen und mit dem Fusse schiebend fortrollen. Kann dies an einem Johannistage oder am kürzesten Tage des Jahres geschehen, so ist es desto besser. — Entwöhnen darf die Mutter das Kind nicht, so lange Schnee liegt, sonst bekommt es zeitig weisse Haare; auch nicht wenn das Laub von den Bäumen fällt, sonst verliert es die Haare zeitig. Knorrn Nr. 24 und 26. — Zu Königsfelde liegt hinter der Scheune des Maurers Sch. ein grosser Feldstein, welcher bei der Entwöhnung der kleinen Kinder eine grosse Rolle spielt. Wenn nämlich ein kleines Kind im Dorfe entwöhnt (afspillt) werden soll, muss eine fremde Person — auf keinen Fall die eigene Mutter — das Kind zu diesem Steine tragen, es darauf setzen und sprechen: „So hart wie dieser Stein ist, so hart möge das Kind beim Essen werden.“ Dann verträgt das Kind nachher alle möglichen Speisen. Es kann jedoch auch jeder andere grössere Feldstein hierzu benutzt werden. Königsfelde, Kr. Ueckermünde. — Ein neugeborenes Knäblein, welches der Mutter, und ein neugeborenes Töchterchen, welches dem Vater ähnlich sieht, hat besonderes Glück im Leben. Andere sagen, dass die Kinder, welche dem Vater ähneln, viel Glück haben und es zu grossem Reichtum bringen. Rügen. Vrgl. Knorrn Nr. 28. — Wenn ein kleines Kind im Schlafe lächelt, dann, sagt man, spielen die Engel Gottes mit ihm. Stettin. — Kinder, welche einen blauen Strich über der Nasenwurzel haben, leben nicht lange. Puddenzig. R. Gehm. — Ein Kind darf nicht zu klug werden; denn klocke Kinner warden nich olt. Allgemein. Vrgl. Knoop Nr. 21. — Man

darf nie ein Tier mit einem gleichaltrigen Kinde in demselben Haushalte aufziehen; sonst verkümmert oder stirbt das Kind (entweder das Tier oder das Kind). Dramburg, Puddenzig u. a. Vrgl. Knoop Nr. 9. — Man stelle die Wiege nie so, dass die Blicke der in das Zimmer tretenden Personen direkt auf das Kind fallen können. Denn wenn zufällig eine Person ins Zimmer tritt, die mit dem bösen Blick behaftet ist und das Kind ansieht oder gar noch lobt und bewundert, so muss man auf eine Krankheit oder einen anderen Unfall gefasst sein. Vorpommern. — Wenn ein kleines Kind keinen Appetit zum Essen hat, so ist es von einer bösen, neidischen Nachbarin behext. Man nimmt alsdann die Hülfe einer weisen Frau oder eines Schäfers in Anspruch, welche zunächst die Hexerei durch kräftige Zaubersprüche zu vertreiben wissen, sodann aber auch helfen, die Urheberin des Uebels zu entdecken. Kr. Grimmen. Frau Pastor A. Klütz. — Wenn Kinder behext sind, muss man sie mit den Beinen voran durch ein Stück Garn stecken. Puddenzig. R. Gehm. — — Damit kleine Kinder nicht verrufen werden können, steckt man einen Knaben stillschweigend (dreimal) durch das linke Hosenbein von des Vaters „Brauthosen“, ein Mädchen durch den Brautunterrock der Mutter oder durch ein Stück rohes Garn (auf Rügen: durch eine „Fitz“ Garn). Wartenberg (K. Poley). Rügen. — Wenn ein kleines Kind übermässig viel schreit, muss die Mutter es dreimal rückwärts durch ihren Brautrock (in Sinzlow auch: durch einen Erbrock) ziehen. Sinzlow und Kuhlmorgen. — Wenn ein Kind verrufen ist, schmeckt seine Stirn salzig. Sinzlow. Frl. C. Richter. — Wenn ein kleines Kind gleich nach der Geburt unausgesetzt schreit, so muss es mit Knirk (d. i. Wachholder) oder Bernstein geräuchert werden. Wenn das Räuchern nicht hilft — denn manche Kinder schreien vier Wochen hindurch — so muss das Kind durch eine getragene Mannshose gezogen werden. Rügen. — Kindern, welche nicht beschrieen oder verrufen werden sollen, muss man ein rotes Fädchen um jeden Arm binden. Knorrn Nr. 33. — Unruhige Kinder dürfen nicht geschüttelt werden, da sie sonst im späteren Leben alles Zeug zerreisen. Rügen. Dr. K. Albrecht. — Väter, welche kräftig und gesund sind, entkleiden sich und nehmen ihre kranken Kinder an den nackten Leib und tragen sie Stunden lang mit sich herum, bis sich die Kinder beruhigen und gesund werden. Aus Bublitz, mitgeteilt von A. Stubenrauch. Stettin. — Eine leere Wiege darf man nicht schaukeln, sonst raubt man dem Kinde die Ruhe, oder das Kind wird krank oder stirbt. Andere sagen auch, das Kind werde alsdann ein Dieb. Rügen. Dramburg. Knorrn Nr. 10. — Kleine Kinder dürfen nicht zu frühzeitig aufgenommen werden, sondern müssen möglichst lange in der Wiege oder im Bette liegen; sonst können sie, wenn sie krank werden, ihre Gesundheit nicht ganz wiedererlangen. Stettin. — Wenn kleine Kinder auf dem Rücken liegen, dürfen sie nicht rückwärts über den Kopf sehen; sonst werden sie schielen. Allgemein.

## 6. Das Bahrrecht.

Eine Umfrage von Robert Sprenger. (Ur-Quell IV, 171 u. 275; vgl. V, 284.)

VII. Blutende Wunden. Die 17. Aventiure des Nibelungenliedes schildert bei der Beschreibung von Siegfried's Begräbnis ergreifend für uns Menschen des 19. Jahrhunderts, wie der wahre Mörder des angeblich durch Räuber erschlagenen Helden in dem grimmen Hagen erkannt wird: untrüglich ist ja der Beweis, dass er der Schuldige ist, da die Wunden aufbrechen und auf's Neue bluten, als er an die Leiche herantritt.

In der Zeit, wo das Nibelungenlied lebte, muss diese Methode, den Mörder eines heimlich Erschlagenen zu entdecken, etwas Alltägliches, jedem Kinde Bekanntes gewesen sein, und das Lied legt daher auch wenig Wert auf diesen Umstand, behandelt ihn vielmehr als etwas Selbstverständliches. In unserm Jahrhundert war dieser Zweig des Volkglaubens, welcher lebhaft an Gottesurteile erinnert, fast vergessen, und das Nibelungenlied hat ihn erst wieder weiteren Kreisen bekannt gemacht. In anderer Zeit hingegen, welche das Nibelungenlied schon längst nicht mehr kannte, aber mehr als eine andere vom Volkglauben beherrscht wurde, tritt uns besonders in Volkliedern dieser Zug der Sage oft entgegen; es finden sich aber auch eine Reihe von Einzelerzählungen, welche den allgemeinen Gedanken an bestimmte Personen knüpfen und Zeit und Ort festlegen.

So wurde in Holstein zu Ausgang des 16. Jahrhunderts einst ein Mann im Walde ermordet gefunden; doch den Mörder konnte man nicht entdecken. Um ihn ausfindig zu machen, hing man eine Hand des Erschlagenen im Gefängnis auf. Nach langer Zeit, als die Hand schon ganz vertrocknet war, wurde ein Uebelthäter wegen eines geringen Vergehens in's Gefängnis gebracht, bei dessen Erscheinen sie zu bluten begann. Nachträglich stellte sich dieser Mann als der Mörder heraus und wurde hingerichtet.

Piederitius, Pfarrer von Blumberg, berichtet in seiner Chronik der Grafschaft Lippe Folgendes: Eine Magd hatte ihr Kind in den Mühlteich zu Salzufern geworfen und war deshalb in's Gefängnis gesetzt worden. Da brachte man die Leiche des Kindes zu ihr und sie leugnete, dass dies ihr Kind sei. Dieses aber that die Augen auf, und der herausstürzende Blutstrom entdeckte die Mörderin, welche mit dem Leben ihre That büssen musste.

Im Jahre 1607 wurden zwei spanische Edelleute mit dem Tode bestraft, welche einen Schafhirten umgebracht und hinter Gesträuch versteckt hatten. Lediglich weil ein leiser Verdacht auf sie gefallen war, hatte man sie angezogen und zum Leichnam geführt. Und als der erste an die Leiche herantrat, sprudelte Blut aus den Wunden, bis man ihn wegführte. Als sich der Andere näherte, hob der Ermordete seine rechte Hand und deutete zuerst auf die Wunden und dann auf den Thäter, obwohl seit Vollendung des Mordes vier Tage vergangen waren.

Im Jahre 1632 lebte zu Cesena in Italien ein Schmied mit Namen Malacava. Er war verheiratet, verliebte sich aber im zehnten

Jahre seiner Ehe in ein Mädchen, das er nur vorübergehend gesehen hatte. Auf jeden Fall wollte er sie besitzen, und da keine Hoffnung vorhanden war, sie unter den obwaltenden Umständen zu gewinnen, erdrosselte er seine Frau, welche gerade schwanger war. Als der Mord entdeckt wurde, war der Schmied auf dem Felde. Das Kind aber kam zur Welt, und als der inzwischen heimgekehrte Vater es ansah, brach ein Blutstrom aus seiner Nase. Man schöpfte Argwohn, stellte den Schmied vor die Richter und diese verurteilten ihn zum Tode durch den Strang.

Ein Edelmann reiste nach Wien. Da scharrten in einem Walde die Hunde etliche Knochen aus der Erde, ein Diener las sie auf und brachte sie seinem Herrn. Dieser fand, dass sie besonders weiss aussähen, nahm sie mit, um sie in Wien zu Messerheften verarbeiten zu lassen, und gab sie dort angelangt seinem Diener, um das Weitere zu besorgen. Dieser bringt die Knochen zu einem Messerschmied, welcher sie ansieht, aber heftig erschrickt, als sie Blut zu schwitzen anfangen. Der Diener berichtet dies seinem Herrn, dieser der Obrigkeit, und der Messerschmied gesteht auf Befragen ein, dass er vor zwanzig Jahren einen Reisegefährten im Walde ermordet habe. Auf sein eigenes Verlangen soll die Strafe der Hinrichtung an ihm vollzogen worden sein. (Vgl. Ur-Quell IV, 275 f.)

Zu diesen Beispielen sei noch hinzugefügt, dass auch früher diese Methode, den Mörder zu entdecken, bekannt war; denn schon der spätlateinische Dichter Lucrez, der sich den Kampf gegen den Aberglauben seiner Zeit zur Aufgabe gemacht hatte, gedenkt ihrer. Unser Volkglaube ist demnach nicht rein germanischen Ursprungs, wenn er auch von den Germanen besonders verwertet worden ist.

Man hat sich im Mittelalter und den nächsten Jahrhunderten eine grosse Menge hierher gehöriger Geschichten erzählt, die sich trotzdem nie zugetragen haben. Aber die Macht der Einbildung, welche der Aberglaube noch um Vieles vergrössert, ist ja ungeheuer und lässt den besonnensten Menschen Dinge sehen, die weder jemals da waren, noch von nüchternen Menschen geglaubt werden. Andererseits aber wurde das Meiste erst lange nach den Vorfällen dem Volkglauben entsprechend ausgeschmückt und aufgezeichnet. Denkt man aber an die mittelalterliche Justiz überhaupt und daran, wie sie Geständnisse erpresste, so verliert man vollends das Zutrauen zu diesen „glaubwürdigen“ Begebenheiten, denn die Folter wird nicht verfehlt haben, Geständnisse zu erpressen, wenn nur der geringste auf „blutende Wunden“ gegründete Verdacht vorlag. Viel hat man im Zeitalter des Humanismus und später für und wider diesen Volkglauben geschrieben, und 1690 schreibt ein gelehrter Theolog, der selbstverständlich von den Thatsachen fest überzeugt ist: „Weil nun die Menschen nicht wie Gott Alles wissen können, Gott aber als ein gerechter Gott und Richter solche Uebelthäter nicht will verborgen und ungestraft bleiben lassen, so müssen solche Wunder wider die Natur bisweilen geschehen und die Thäter offenbar werden.“ Dr. Armin Tille.

(Aus der „Leipziger Zeitung“, 1891.)

# 7. Polnische Lieder.

Von A. Treichel.

## 8. Wachteljagd.

1. Uciekała przepióreczka w lesie,
Piękne jajka niesie.
2. Uciekała przepióreczka w proso (rosą)
A ja nieboraczek za nią boso.
3. Uciekała przepióreczka w żyto
A ja nieboraczek za nią skryto.
4. Uciekała przepióreczka bróżdą
A ja za nią nieboraczek z różgą.
5. Uciekała przepióreczka w krzaki
A ja za nią nieboraczek w chodaki.[1]
6. Uciekała przepióreczka w doły
A ja za nią nieboraczek goły.
7. Uciekała przepióreczka po dachu
A ja za nią nieboraczek w chodaku.
8. Poszłem się pani matki pytać,
Czy miałam przepióreczkę chwytać?

1. Es läuft die Wachtel in den Wald,
Schöne Eier legt sie.
2. Es läuft die Wachtel in den Thau (zur Hirse),
Und ich armer Wicht hinter ihr barfuss.
3. Es läuft die Wachtel in den Roggen,
Und hinter ihr ich armer Wicht versteckt.
4. Es läuft die Wachtel in der Furche
Und hinter ihr ich armer Wicht mit der Rute.
5. Es läuft die Wachtel in die Büsche
Und hinter ihr ich armer Wicht mit zerrissenen Schuhen.
6. Es läuft die Wachtel in den Graben
Und hinter ihr ich armer Wicht nackend.
7. Es läuft die Wachtel auf das Dach
Und hinter ihr ich armer Wicht mit koddrigem Schuh.
8. Ich ging die Schwiegermutter fragen,
Ob ich sollt' die Wachtel greifen?

## 9. Pijanica.

1. Pije Kuba do Jakuba,
Pije Jakub do Michała,
Pijesz ty, piję ja,
Pije nas, kompanija cała!
A kto nie wypije,
Tego we dwa kije,
Chupu, cupu, [po kożuchu,]
Tego we dwa kije.
2. Indyk z sosem,
Wieprz z bigosem,
Jadali polacy.
A ślimaki i robaki,
Jedzą ladajacy.
Pijesz ty, piję ja
Pije nas, kompanija cała.
A kto nie wypije,
Tego we dwa kije,
Chupu, cupu, [po kożuchu,]
Tego we dwa kije.

## Saufklub.

1. Es trinkt Kobchen zum Jakob,
Es trinkt Jakob zum Michael,
Du trinkest, ich trinke,
Wir trinken, die Gesellschaft im Ganzen.
Und wer nicht trinket aus,
Dem mit zwei Stöcken,
Hup, Zup, [auf den Pelz],
Dem mit zwei Stöcken!
2. Den Puthahn mit Sauce,
Den Borg mit Bigoss,[2])
So assen die Polen
Und Schnecken und Würmer,
So essen unnütze Leute.
Du trinkest, ich trinke,
Wir trinken, die Gesellschaft im Ganzen.
Und wer nicht trinket aus,
Dem mit zwei Stöcken,
Hup, Zup, [auf den Pelz],
Dem mit zwei Stöcken!

---

[1]) Chodaki sind Schlappschuhe.

[2]) Bigoss, polnisch bigus, eine Mischung von Sauerkohl mit allerlei Fleisch, ein polnisches Nationalgericht.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

VI. B. IX./X. H.

# AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben
von
**Friedrich S. Krauss.**

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen."

## Dr. Albert Hermann Post,

der Altmeister unserer Forschung, einer unserer treuesten Mitarbeiter ist am 25. August 1895 im 56. Lebensjahre plötzlich in seiner Heimatstadt Bremen verschieden. Mit ihm erlosch eine helle Leuchte der Wissenschaft vom Menschen. Die vielen Werke, eines grundlegender als das andere, erschöpfen seine Bedeutung nicht. Er hat eine Generation von nachstrebenden Forschern grossgezogen, nur durch seine Schriften; denn er war kein öffentlicher Lehrer, sondern ein Landrichter, der seine karg ihm zugemessene Musse der Förderung der Wissenschaft widmete. Er besass einen ausserordentlichen Scharfsinn in der Beurteilung der Verhältnisse und Menschen, eine nicht gewöhnliche Kenntnis der fachwissenschaftlichen Literatur und die unvergleichliche Gabe, klar und kurz die Ergebnisse seines Nachdenkens und Forschens zum Ausdruck zu bringen. Zehn volle Jahre lang stand ich mit ihm in schriftlichem Verkehr und gewann ihn als einen seelenguten Menschen vom Herzen lieb. Seine reiche und freigebige Anerkennung meiner Bemühungen war für meine literarische Entwicklung ausschlaggebend. Die Nachricht von seinem Ableben erschütterte mich aufs tiefste. Ich schäme mich der vergossenen Thränen nicht. Sie flossen um einen echten, treuen Freund, um den Führer und Förderer. Krauss.

## 1. Mitteilungen aus dem Bremischen Volksleben.

Von weiland Dr. Alb. Herm. Post.

XV. Ein ganz primitives Mädchenspiel ist folgendes. Es wird gebrummt und dabei mit den Fingern über die Lippen geschlagen, so dass dadurch ein dem Spinnen ähnliches Geräusch entsteht. Diese

Manipulation wird nach jedem Verse ausgeführt. Ein Kind stellt die Grossmutter dar. Dann wird folgendes Wechselgespräch gepflogen:

Grootmoder, Grootmoder, wat makst du dar?
    Ik spinne.
Wo is denn din Mann?
    Up'n Hönerhof.
Wat makt he dar?
    He futtert de Höner.
Könt wi denn nig ok en beten hen gaan?
    Ja, averst jagt se mi nig weg.

Dann gehen die übrigen Kinder hin, schütteln mit der Schürze und jagen die Hühner. Die Grossmutter läuft ihnen nach, fängt eins der Kinder und dieses muss dann die Grossmutter spielen.

Aehnlich primitiv ist auch ein unter dem Namen „Gänsedieb“ bekanntes Spiel. Dasselbe hat folgenden Vers:

Wer mir die Gans gestohlen hat,
Der ist ein Dieb.
Wer mir sie aber wieder giebt,
Den hab' ich lieb.
Da steht der Gänsedieb!
Da steht der Gänsedieb!

Ein Kind stellt den Gänsedieb dar; die andern tanzen um ihn herum. Die Zahl der Kinder muss unpaar sein. Bei den Worten: Da steht der Gänsedieb! ergreift der Gänsedieb eins der Kinder und tanzt mit ihm herum. Die andern Kinder bilden ebenfalls Paare. Wer übrig bleibt, ist im nächsten Spiele der Gänsedieb. Trapp und Pinzke S. 74. Frischbier S. 155, Nr. 655. Stolley H. 1, S. 74.

Es sind sodann noch einige Mädchenspiele zu erwähnen, welche sich wahrscheinlich in andern Gegenden Niedersachsens in vollständigerer Form werden auffinden lassen Eines spielt sich so ab, dass die Mädchen zwei Parteien bilden, welche auf einander zu und dann wieder zurücktanzen. Dabei findet folgender Wechselgesang statt:

Ich wollte gern die erste Tochter, heisafifilacius.
    Was willst du mit der ersten Tochter, heisafifilacius.
Ich will sie in ein Kloster bringen, heisafifilacius.
    Was soll sie in dem Kloster thun, heisafifilacius.
Da soll sie waschen und nähen lernen, heisafifilacius.
    Waschen und nähen kann sie schon, heisafifilacius
u. s. w.
So nimm sie hin die erste Tochter, heisafifilacius.

Es geht dann ein Mädchen von der einen Partei zur andern über. Dann wird fortgefahren:

Ich wollte gern die zweite Tochter, heisafifilacius
u. s. w.

bis schliesslich alle Mädchen auf einer Seite sind.

Näheres habe ich über das anscheinend heutzutage verschwundene Spiel bis jetzt noch nicht in Erfahrung bringen können.

Ein anderes anscheinend auch nur restweise erhaltenes Mädchenspiel ist folgendes. Auf der einen Seite steht ein Mädchen, welches

den Mann von Feenefee (oder Genemee) darstellt. Auf der andern Seite stehen die übrigen Mädchen. Zwischen beiden entspinnt sich folgendes Wechselgespräch:

Es kommt ein Mann von Feenefee.
Was will der Mann von Feenefee?
Er möchte gern ein Briefchen schreiben.
Was soll denn in dem Briefchen stehn?
Else ist vertraut.
Wer ist da die Braut?
Gretchen.

Else und Gretchen treten dann zu dem Manne von Feenefee über und alle drei setzen das Spiel in derselben Weise fort.

Ein anderes Spiel: Wo waant de Fro mit der golden Neinadel? konnte schon von Smidt im Jahre 1836 nicht mehr fixirt werden. Jetzt, etwa 60 Jahre später, ist dasselbe natürlich längst vollständig verschollen. Ich führe den Namen nur an, weil sich vielleicht irgendwo in abgelegenen Gegenden Niedersachsens noch etwas davon erhalten haben kann und es vielleicht dereinst einmal nicht ohne Interesse sein wird, festzustellen, dass es früher auch in Bremen existirt hat.

Ein Frage- und Antwortspiel, welches wahrscheinlich ursprünglich einem Pulcinellkasten entstammt, und durch zwei Puppen dargestellt wird, ist folgendes:

Guten Tag, Herr Pater (sak sak sak)
Guten Tag, Jungfer Klara.
Herr Pater, ich muss beichten.
Was hast du zu beichten?
Ich habe eine grosse Sünde gethan.
Was denn für eine Sünde?
(Es wird irgend eine Sünde erzählt).
Dafür musst du schwere Busse thun!
Was denn für Busse?
Du musst mich dreimal küssen.
Ich kann nicht küssen, ich darf nicht küssen, ich mag nicht küssen.
Du kannst küssen, du darfst küssen, du magst küssen.
(Die Puppen küssen sich.)

Eine andere Kinderunterhaltung ist das „Lichtauspusten“. Nach den Namen zu urteilen muss sie bereits vor der Reformation üblich gewesen sein. Die Kinder stellen eine Mutter mit ihren drei Töchtern Petronella, Ursula und Beata dar. Es wird ein brennendes Licht auf den Tisch gestellt.

Die Mutter: Petronella, pust dat Licht mal ut!
Petronella (mit einem schiefen Munde nach rechts): Ik kan it nig!
Die Mutter: Ursula, pust du dat Licht mal ut!
Ursula (mit einem schiefen Munde nach links): Ik kan it nig!
Die Mutter: Beata, pust du dat Licht mal ut!
Beata (mit einem schiefen Munde nach oben): Ik kan it nig!
Die Mutter (mit einem schiefen Munde nach unten): denn will ik it utpusten
(bläst es mit vieler Mühe aus).

---

## 2. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

X. Wenn sich kleine Kinder recken, sind sie gesund. Rügen. — Wird den kleinen Kindern die Speise durch eine Wolfsgurgel eingeflösst, so werden sie stark wie die Wölfe. Jahn Nr. 701. — Kleine Kinder dürfen nicht übermässig viel lachen, sonst werden es später Stotterer. Rügen. — Wenn ein kleines Kind gähnt, macht man über dessen geöffneten Munde schnell drei Kreuze. Rügen. — Ein Kind im ersten Lebensjahre darf man nicht in einen Spiegel sehen lassen, sonst wird es dumm oder eitel oder stolz. Allgemein. Vgl. Knorrn Nr. 34. Knoop Nr. 22. — Kinder unter einem Jahre dürfen nicht gekämmt werden, sonst bekommen sie einen kranken Kopf. Puddenzig. R. Gehm. Vgl. Knoop Nr. 23. — Kleinen Kindern darf man vor Ablauf des ersten Lebensjahres nicht die Haare beschneiden, und später darf das nur bei zunehmendem Monde geschehen. Stettin. Rügen. — Ebenso wenig darf man ihnen die Fingernägel beschneiden, bevor sie das erste Lebensjahr zurückgelegt haben; sonst lernen sie stehlen. Die Nägel müssen vielmehr von der Mutter abgebissen werden. Kuhlmorgen. G. Gaude. — Derselbe Glaube herrscht auf Rügen, nur dass man meint, die Kinder würden sterben, wenn ihnen die Nägel beschnitten würden. Etwas abweichend Knorrn Nr. 12. — In seinem ersten Lebensjahre darf das Kind nicht vom Regen nass werden; sonst bekommt es Sommersprossen. Puddenzig. R. Gehm. — Wenn Mairegen fällt, müssen die kleinen Kinder (mit blossem Kopf) ins Freie getragen werden; dann wachsen sie schnell. Allgemein. — Bei Sommerregen müssen die Kinder die Kopfbedeckung abnehmen; dann wachsen sie gut. Puddenzig. R. Gehm. — Kleine Mädchen, welche sich gerne waschen lassen, werden später Waschfrauen. Stettin. — Die Wäsche von kleinen Kindern darf des Nachts nicht draussen hängen zum Trocknen; weil sie sonst keine Ruhe beim Schlafen haben. Stettin. Vgl. Knorrn Nr. 15. — Das erste Kleid muss man kleinen Kindern an einem Sonntage anziehen und dabei sprechen:

Dat Klêd vergah'!
Dat Kind bistah'!

Rügen. Vgl. Knorrn Nr. 32. — Kleinen Kindern unter einem Jahre darf man keine Schuhe anmessen lassen; sonst werden sie nicht gross. Rügen. Dramburg. — Kleinen Kindern muss man verbieten, auf Hühnerfedern (auf Federposen) zu kauen; wenn sie es doch thun, so verdummen sie. Rügen. — Wenn man verhindern will, dass Kinder sich grauen, muss man ihnen die Augen von Heringsköpfen, welche auf Kohlen gebraten sind, zu essen geben. Dramburg. Dr. A. Brunk. — Wenn man ein Kind, welches noch nicht ein Jahr alt ist, mit in den Keller nimmt, so wird es furchtsam und graulich. Vorpommern. Vgl. Knorrn Nr. 34. Hierher gehören Knorrn Nr. 16 und 18. —

Kleine Kinder dürfen nicht mit dem Feuer spielen; sonst werden sie Bettnässer. Allgemein. — Auf Rügen sagt man in dieser Beziehung:

Spael int Füer,
Piss in de Büer!*)

— Wenn die Kinder Fratzen schneiden, so sagt man zu ihnen:

Wenn de Wind weiht
Un de Möhl geiht
Un de Klocken schlåhn,
Bliwwt din Gesicht biståhn.

Rügen. Dr. K. Albrecht. — Wenn man zwei im Backofen zusammengebackene Brote über dem Kopfe eines Kindes, welches schwer sprechen lernt, aus einander bricht, so lernt es leicht sprechen. Knorrn Nr. 232. — Kinder, welche schwer sprechen lernen, muss man Bettlerbrot essen lassen d. i. Brot, welches man sich von einem Bettler erbeten hat. Rügen. Vgl. Knorrn Nr. 21. — Wenn man kleinen Kindern Schnaps und Cigarren giebt, so wachsen sie nicht. Allgemein. Vgl. Knoop Nr. 28. — Mit der Rute oder dem Stecken, womit man ein Kind gezüchtigt hat, darf man kein Haustier schlagen; sonst vergeht oder verkommt eins von beiden. Knorrn Nr. 127. — Ein kleines Kind (auch junges Vieh) darf man durchaus nicht „Ding“ nennen; lieber kann man „Dreck“ sagen. Davon ist das schlechte oder gute Gedeihen des Kindes abhängig. Sinzlow. Frl. C. Richter. Vgl. Knorrn Nr. 17. — Kleine Kinder unter einem Jahre dürfen nicht photographiert werden; sonst sterben sie früh. Rügen. — Wenn ein Kind 13 Wochen alt ist, so hat es, wie man sich ausdrückt, „das dumme Vierteljahr“ hinter sich; von der Zeit ab fängt es an, einiges Verständnis für seine Umgebung zu zeigen. Rügen. Dramburg. — Ganz natürlich ist es, dass sich eine Mutter mit dem ersten Kinde viel mehr beschäftigt und viel mehr Mühe giebt, als mit dem zweiten, dritten und vierten. Deswegen sagt man:

Das erste Kind — ein Plättkind,
Das zweite Kind — ein Rollkind,
Das dritte Kind — ein Wickelkind,

oder mit anderen Worten: Beim ersten Kinde wird die Wäsche gerollt und geplättet; beim zweiten wird sie bloss noch gerollt, und beim dritten geschieht auch das nicht mehr. In wesentlich anderem Sinne sagt man auch:

Ein Kind — kein Kind,
Zwei Kinder — Spielkinder,
Drei Kinder — viel Kinder.

Stettin. — Sterbenden Kindern muss man ihre liebsten Spielsachen mit in den Sarg legen; sonst haben sie im Grabe keine Ruhe. Puddenzig u. a.

---

*) Büer = Bettbezug.

# 3. Volksglaube im niederösterreichischen Waldviertel.

Mitgeteilt von Karl Popp.

Ueber die wilde Jagd. Es mochte um das Jahr 1800 sein, als der Schmied aus dem Dorfe Ramsau an einem Herbstabend sich anschickte, sich nach seinem Kohlenweiler zu begeben, welcher in einem Thalgrunde in dem sogenannten Winzengraben unfern der Ruine Schauenstein bereitet war, und nur des Anzündens harrte.

Wie nun der Schmied bei bereits eintretender Abenddämmerung im Walde dahinschreitet, und bergab nach dem Thale einlenkt, wo sein Kohlenweiler lag, vernahm er auf einmal fernes Hundegebell, sowie Jagdrufe: Ho! Ho! und viele Flintenschüsse und Hornrufe. Der Mann horchte und dachte sich: Schau! die Herrschaft jagt aber heute noch spät! Wie er noch so dachte, kam der Lärm schon näher, und er schien vom gegenüberliegenden Hornerwalde neben dem Kampfluss herzukommen.

Das Gebell der Hunde, das Rufen der Treiber wurde immer ärger und stärker, und es gelüstete den Schmied, zu diesem tollen Getriebe auch sein Scherflein beizutragen, und er stimmte auch in den Jagdruf mit einem kräftig schallenden: Ho! Ho! ein. Auf diesen Ruf war es augenblicklich etwa eine Minute lang mäuschenstille, dann aber ging es los, von allen Seiten her näherte sich das Jagdgetöse so geschwind, dass der Schmied nun nichts eiligeres zu tun hatte, als sich zu dem nicht mehr fern liegenden Kohlenhaufen zu flüchten. Da sah er von allen Seiten verschiedene Gestalten teils zu Pferde, teils zu Fuss herankommen, Hunde von verschiedener Farbe und Grösse. Atemlos erreichte er seine dürftig gebaute Köhlerhütte, als sie alsogleich von allen Seiten umringt wurde. Der Schmied, der nun einsieht, dass er es allhier mit anderen Mächten zu tun habe, zündet eilends ein Licht an, greift in der Hütte schnell nach einem Gebetbuche und fing das Johannes-Evangelium zu beten an: Im Anfang war das Wort u. s. w. Während er betete, liefen die Jagdgenossen fortwährend um die Hütte herum, und riefen beim kleinen Fensterlein hinein: Der Schmied, der Schmied — — — — — bis er zu beten aufhörte; darnach verschwanden sämmtliche Gestalten, worunter mehrere waren, welche er lebend gekannt hatte; und einer rief ihm beim Scheiden zu: Das Beten hat dir dein Schutzgeist eingegeben, sonst wäre es übel mit dir gegangen! —

Der Schmied getraute sich vor Taganbruch nicht mehr aus der Hütte, und hat sich künftig wohl gehütet, in einen Jagdruf mehr einzustimmen.

# 4. Zwei historische Sagen aus Waibstadt bei Heidelberg.

Mitgeteilt von Otto Heilig.

I. Das „Brunnenweible" von Waibstadt. Waibstadt hiess früher „Cornelia". Die Stadt war fünf Stunden lang und ging bis Wimpfen. Einst wurde in Cornelia ein Kaiser (welcher?) gefangen genommen. Er wurde aber durch eine Frau auf folgende Weise befreit. Sie verbarg ihn unter dem grossen Mantel, den sie umgehängt hatte. (Variante: Sie steckte ihn in eine „Kötze" (Hängekorb) und deckte Mist auf ihn.) Zum Danke dafür bestimmte der Gerettete, dass die Stadt von jetzt an „Waibstadt" heissen solle.

Das mit einem grossen Mantel versehene „Brunnenweible" ist am Brunnenstein des städtischen Hauptbrunnens in Stein gehauen. Hinter ihm kauert der Kaiser.

Man vergleiche zu dieser nicht mehr durchsichtigen Sage die von der „Weibertreu" zu Weinsberg.

II. Der unheimliche Knecht. Gustav Adolf zog raubend und mordend durch Waibstadt. So hat er z. B. den Pfarrer Martin Hammann tot gestochen. Die Leute flüchteten ins Gewann „Kühställ". Ein Knecht von 18 Jahren war neugierig und näherte sich eines Tages den Feinden. Sie nahmen ihn mit. Drei Jahre musste er bei ihnen bleiben. Als er wieder nach Waibstadt kam, verstand er sich auf die Kunst des „Bannens". Der Bursche war eines Tages im Gewann „Kautschuff". Da kamen wieder feindliche Soldaten. Sie wollten seine Pferde rauben. Er aber bannte sie und prügelte sie durch. Als er auf dem Todesbette lag, konnte er nicht ruhig sterben, bis das Zauberbüchlein, in dessen Besitz er war und mit Hilfe dessen er bannen konnte, dem Feuer übergeben war.

---

# 5. Einige Segen aus dem Fischerdorfe Zinnowitz bei Wolgast an der Ostsee.[1]

Mitgeteilt von Otto Heilig.

1. Für das Blut.[2]) Es gingen drei Jungfrauen im Garten. Die eine steht still, die andere kann nicht weitergehn, die dritte die muss stille stehen †††. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

2. Gegen den Brand. Unser Herr Christus ging über Land und Sand und nahm mit des Feuers Brand. Im Namen etc.

3. Gegen Gicht. Knurre[3]) Gicht, reissendes Gicht, Fluss und Schwindel! stehe still; es ist der Mutter Gottes so Will. Im Namen etc.

---

[1]) Die Segen stehen in einem Stammbuche einer Heidelberger Familie. Sie beruhen auf den Aussagen einer alten Frau in Zinnowitz. [2]) wohl ‚fluxus mulierum'. [3]) wohl ‚knurrendes G.'.

4. Gegen Fieber. Man bete das ‚Vater unser‘, gehe mit einem Löffel an ein fliessendes Wasser und sprich: Im Namen Gottes fang ich dies Wasser auf; in Gottes Namen und Christi Blut ist dieses Wasser für 99erlei Fieber gut.

5. Gegen Flechten. Die Florachs[1]) und die Flechte, die flohen über's Meer. Die Florachs kam wieder, die Flechte nimmermehr.

6. Gegen Gesichtrose. Du sollst nicht hillen[2]); du sollst stillen; du sollst nicht jucken; du sollst nicht stechen. Du sollst vergehen in des toten Mannes Hand; [den?] unser Herr Christus verband. Im Namen etc. (Mit einem Messer bestreichen!)

7. Gegen reissende Gichter und Schlagfluss. Maria ging auf einem grünen Weg. Da begegnete ihr Petrus, ihr Herr. ‚Greif hinter dich, greif um dich, greif diesen Menschen nicht. Greif an den Schlagfluss und die reissende Gicht. Zerbrich ihm seine Knochen und zerschmettere ihm seinen Leib‘. Im Namen etc.

8. Den Hundsbiss zu stillen. Mich hat Gott erschaffen; dich hat der Hund gemacht; mich lässt er erwerben; dich lässt er verderben. Im Namen etc.

9. Das Blut zu stillen. Es kamen drei Jungfrauen gegangen, die wollten das Blut empfangen. Die eine heisst „Blut Pilgrim“, die andere „Blut Stillgrim“[3]), die dritte heisst „Blut fall' ab“[4]). Blut Pilgrim, Blut stillgrimm, Blut fall' ab! Im Namen etc.

---

# 6. Bemerkungen zu einigen Dessauer Kinderspielen.

Von Dr. med. Franz Ahrendts zu Arnstadt i. Th.

Im Frühlinge spielen die Dessauer Kinder mit dem Kreisel; die Knaben wanden (spr. wanten), spielen Melle, Schlagball, Reihball, Stehball u. s. w. Beim Mellespiel steht der Hauptspieler auf einer mittels eines Striches am Erdboden umfriedeten, etwa 6—10 Geviertmeter grossen Stelle, Poske genannt,[5]) in der Rechten einen handlichen, etwa 1/2 Meter langen und 2 Ctm. dicken Stock, in der Linken die Melle haltend, ein gleichartiges, an beiden Enden zugespitztes Stöckchen von vielleicht 20 Ctm. Länge. Er wirft nun mit der Linken die Melle vor sich etwa 1/2 Meter senkrecht in die Höhe („er schenkt sich ein“) und sucht sie, während sie noch schwebt, mit dem rechtshändig geführten Stock in wagrechter oder etwa bis zum Winkel

---

[1]) Dialektisch für Forelle? Man beachte die Alliteration Florachs, Flechte, flohen. [2]) Ein mir unbekanntes Dialektwort. [3]) Reimt ohne Sinn auf ‚Pilgrim‘. [4]) Zu diesem substantivierten Imperativ vrgl. den Blutsegen aus dem XVI. Jahrh. in Cod. pal. germ. 264, Seite 9b: Es hedt ein frawe zwen süne (Söhne); der ein hies ‚gieng bluet‘, der ander ‚standt bluet‘. Standt (= Stehe) bluet still vmb unseres herren will vnd gehe nit mere! In unseres herren ere. (Ehre).

[5]) Poske vom französischen la poche, oder vielleicht Bosske von bossen = schlagen, stossen (Amboss, Bosskugel = Kegelkugel)?

von 45 Grad ansteigender Richtung möglichst weit in die Ferne zu schlagen. Nach zweimaliger Verfehlung der Melle darf er nur noch ein drittes Mal zuschlagen; nach dem dritten Fehlhieb kommt der Mitspieler „an den Schlag“. Wenn aber die getroffene Melle in grösserer oder geringerer Entfernung niedergefallen ist, sucht sie der Mitspieler von dieser Stelle aus unmittelbar in die Poske zu werfen. Gelingt dies, so wechseln die Spieler jedesmal sofort ihre Rollen. Schlägt aber der in der Poske stehende Hauptspieler mit seinem Stocke die noch im Fluge nach ihr begriffene Melle aus dem Bereich der Poske zurück, so bleibt er am Schlage, und der Mitspieler muss von der Stelle, wo jetzt die Melle wieder niederfiel, sie wieder in die Poske zu werfen suchen, von wo aus sie der Hauptspieler abermals zurückzuschlagen sucht. Fällt aber die Melle, ohne vom Hauptspieler zurückgeschlagen zu werden, ausserhalb der Poske nieder, so geht der Hauptspieler nach dieser Stelle, kauert sich daneben handrecht nieder und schlägt die Melle, ohne sie sonst irgend berührt zu haben, mit dem Stocke mässig auf ein zugespitztes Ende, sodass sie unter schnellen Drehungen ungefähr eben so hoch in die Luft fliegt, als ob sie mit der linken Hand eingeschenkt worden wäre. Der sich gleichzeitig schnell erhebende Hauptspieler sucht sie noch im Fluge mit einem zweiten schnellen Schlage wieder weiter ab von der Poske zu treiben. Diese mit zwei Schlägen ausgeführte Handlung bezeichnet man mit dem Zeitworte „karellen“ oder „karellern“. (Vrgl. L. Würdig, Heimatklänge. Allerlei Altdessauisches. Dessau 1888. Im Selbstverlage des Verfassers.) Wenn der Hauptspieler aber beim Karellen die Melle mit dem zweiten Schlage verfehlte, so hat er einstweilen vertan. Jedenfalls muss nun der Mitspieler wieder in die Poske zu werfen suchen. Gelingt ihm dies wieder nicht, so wird abermals karellt und dann beim dritten Fehlwurf die Entfernung von der Niederfallstelle bis zur Poske mittels des Schlagstocks gemessen und je nach Grösse dieser Entfernung dem Ungeschickten ein oder mehrere Strafstriche zur Last geschrieben. Es können übrigens mehr als Zwei am Spiele Teil nehmen. Am Schlusse des Spiels müssen die mit Strafstrichen belasteten Spieler für jeden Strich je einmal um die Poske herum „hinkeln“, ohne dabei mit dem Beine zu wechseln und ohne den aufgehobenen Fuss beim Ruhen des hinkenden ebenfalls auf den Boden zu setzen. Bei Zuwiderhandlung erhält der Lässige sofort von den andern Spielern so lange mittels je eines mit einem Knoten versehenen Schnupftuches Hiebe auf seinen Rücken, bis er den niedergesetzten Fuss wieder in die Höhe zog.

An das Mellespiel wird man sofort erinnert, wenn man in einer Abhandlung des Dr. Georg Jacob (Greifswald) über „das Beduinenleben im Lichte der Beduinenpoësie“[1]) Folgendes liest: „Die Schlacht wird oft mit fürchterlichem Realismus geschildert . . . . . . Die Vorderarme fliegen unter den Schwerthieben gleich der

[1]) Vrgl. Globus, herausgegeben von Rich. Andree, Bd. 64, Nr. 22. 23. — Jahrg. 1893. — S. 377.

qula, einem Holzstücke, das die Knaben bei einem Spiele mit einem grösseren, der miqla, in die Luft schlagen (Amr. M. 89.); und die Schädel am Boden gleichen abgeschüttelten Gepäckbündeln eines Kameels oder Strausseneiern . . . . .“ Die mehrmals selbständige Erfindung des Mellespiels oder eines ähnlichen an verschiedenen Orten ist bei seiner Einfachheit an und für sich eben so denkbar, wie seine Uebertragung von Asien nach Europa oder umgekehrt.

Ein anderes Dessauer Kinderspiel, das sog. Stehballspiel, (Vrgl. Würdig, Hmkl. S. 24) bietet ein Beispiel dafür, wie sich gelegentlich Volksmeinungen, bezw. Stammesvorurteile selbst im Kinderspiele niederschlagen können. Beim Stehball erhält jeder Spieler durch Verloosung je einen der dabei altüblichen Spielspitznamen Aber, Baber, Doctor, Meissener, Kleissener, Klumpfresser (Klump = Kloss), Stangenreiter u. s. w., welche mittels der bezgl. Anfangsbuchstaben A. B. D. M. K. K. St. neben einander auf den Erdboden geschrieben werden.[1] Einer der Spieler, deren jeder bei seinem Buchstaben steht, wirft nun den Ball, ihn drohweise bald über dem einen, bald über dem andern Buchstaben mit den Worten schwenkend: I so soll doch den verflickten, = flickten . . . . . (Beliebig zu wiederholen!) . . . Baber . . . . . ! auf den bezgl. Buchstaben so stark auf, dass er eine Strecke fortspringt. Während nun der bei seinem Spitznamen Aufgerufene den Ball sofort zu erfangen oder schleunigst zu ergreifen sucht, zerstreuen sich alle Mitspieler möglichst weit, müssen aber augenblicklich an ihren betr. Stellen stehen bleiben, sobald der Hauptspieler nach Ergreifung des Balles „Stehball rum!“ ruft. Nun muss der Hauptspieler von der Stelle aus, wo er den Ball ergriff, einen der Mitspieler mit dem Balle zu treffen suchen. Gelingt ihm dies, so muss der Getroffene den Ball schnell zu erfassen suchen, während die Uebrigen nun von diesem weglaufen, bis wieder „Stehball rum!“ erschallt u. s. w. Verfehlte aber der Hauptspieler sein Ziel, so muss er nochmals dem Balle nachlaufen, während sich die Anderen von der Lagerstätte desselben schnell entfernen, bis sie wieder durch den Ruf „Stehball rum!“ angehalten werden. Sind die Entfernungen so gross geworden, dass der Hauptspieler keine Aussicht hat einen Mitspieler mit dem Balle zu treffen, dann wird das Spiel unterbrochen, und dem Ungeschickten bei seinem Buchstaben ein Strafstrich angeschrieben; aber er darf nunmehr von Neuem das Spiel durch Aufwerfen des Balles beginnen. Am Schlusse des Spiels werden die Strafstriche dadurch abgebüsst, dass dem Betreffenden nach Verhältnis ein- oder mehrmals mit dem Balle derb auf den Rücken geworfen wird.

Was nun die Spitznamen der Stehballspieler anlangt, so kann ich über die Wortbedeutung der beiden ersten Nichts sagen; die des dritten ist offenbar. Jedoch in Bezug auf die mit M. und K. bezeichneten Worte „Meissener“ und „Kleissener“ ist zu bemerken, dass letzteres Wort das K seiner in Dessau ausnahmsweise beim Steh-

[1]) Die entsprechenden Spitznamen in dem gleichen altarnstädtischen Kinderspiele lauten A(belane), B(ierwanne), C(ippelschalle = Zwiebelschale), D(intefass) u.s.w.

ball üblich gewordenen Aussprache verdankt. Während G als Anfangsbuchstabe eines Wortes vom geborenen Dessauer regelmässig wie J ausgesprochen wird, ist diese Aussprache im vorliegenden Falle geflissentlich vermieden und dafür die Aussprache der „kuten Sachsen" nachgeahmt worden. Letzteren redete man in Norddeutschland bekanntlich — aber wohl meist mit Unrecht — nach, dass ihren höflichen Worten nicht immer ihre Gesinnung durchaus entspreche. Daher war in Bezug auf die Einwohner des heutigen Königreichs Sachsen oder viel mehr in Bezug auf ihre Vorfahren, die Einwohner der früheren „Mark Meissen", das Reimchen in Schwang gekommen: „Meissener — Gleissener!" Nach Kluges „etymologischem Wörterbuch" bedeutet Gleissener so viel, wie Heuchler. Dagegen vermittelt Wanders „Sprichwörterlexikon" III, 578, eine andere Erklärung, nämlich: Bei Albinus (Meissen'sche Landchronik [1589] S. 319) wird dem Sprichworte eine für Meissen schmeichelhafte Auslegung gegeben, „gleissen" als „glänzen" erklärt und auf die Liebe zur Sauberkeit bezogen.[1]) — Die Meissener Aussprache des G kann nun aber einem Dessauer Kinde schriftlich nur durch Anwendung des K vermittelt werden; darum scheint das erörterte Sprichwort im Dessauer Kinderspiele die Gestalt von „Meissener — Kleissener" angenommen zu haben. Warum gerade dieses Reimchen in das Stehballspiel hineingerathen ist, vermag ich nicht zu sagen.[2])

## 7. Osterbräuche aus Leobschütz.

Von P. Dittrich.

Eingeleitet wird die Kar- oder Marterwoche durch den Palmsonntag. An diesem werden „Palmen", Blütenkätzchen verschiedener Sträucher, besonders von Weiden, in der Kirche geweiht, und es gilt als gutes Mittel für einen schlimmen Hals einige dieser Palmen zu verschlucken. So kommt nach dem blauen Montag, dem gelben Dienstag und der ‚krummen Mittwoche' der Gründonnerstag heran. An diesem Tage erhalten Kinder und Erwachsene Honig oder Syrup auf Brot und Semmel. Er wird bei Kindern noch mit Zipper-(Zittwer)samen bestreut, das vertreibt die Würmer. Am Abend findet

[1]) Die „Zeitung für die elegante Welt", welche ebenfalls (Jahrg. 1824, Nr. 128 bis 132) über dieses Sprichwort handeln soll, ist mir leider nicht zugänglich. [2]) Uebrigens giebt es noch einige mit G anfangende Wörter, welche der geborene Dessauer ausnahmsweise mit einem K auszusprechen pflegt: Das Gackei (= Hühnerei), gackern (vom Huhne beim Eierlegen), gaffen, die Glocke, die Glucke (= Gluckhenne), glucken, der Grempel (= Trödel, Plunder), der Grieps (= Kernhaus des Obstes; Kehlkopf) in der Redensart „Jemanden beim G. kriegen", d. h. beim Kehlkopf, an der Kehle. (Würdig — Hmkl. S. 51 — schreibt „Krips" und erklärt das Wort irrtümlich mit „Rockkragen", da es in Dessau m. W. nur in dieser Redensart, sonst nicht gebräuchlich ist), gucken (vrgl. Würdig, Hmkl. S. 7. 8. 13 u. a.), die Gurke (zumal zur Bezeichnung einer besonders grossen Frucht), sowie den Familiennamen Grellmann, welcher den Dessauern vielleicht zuerst und vorzugsweise auf mündlichem Wege in thüringischer Aussprache vermittelt und geläufig wurde. (Vrgl. darüber Würdig, ein Gang über die beiden Dessauer Friedhöfe 1886. S. 151.)

das Judassuchen statt. Jungen, mit Fackeln ausgerüstet, laufen auf dem Felde umher, während andere mit Holzklappern dazu Lärm machen, und werfen schliesslich alle auf einen Haufen zusammen. (Aehnliches in Trachenburg üblich). Am Karfreitagmorgen geht man schweigend in aller Frühe in das Karfreitagbad an den Fluss oder einen nahen Teich, wäscht sich daselbst — manche baden sich sogar — und nimmt für die Angehörigen daheim noch Wasser zum Waschen in Krügen oder Kannen mit. Es ist heilsam, besonders für schwache Augen. Am Mittage beginnt dann das Backen der Oster- oder Galbrutla (Osterstritzel). Ostersonnabend wird vor der Kirche gespaltenes Birkenholz durch Hineinhalten in das daselbst angezündete und geweihte Feuer geweiht. Aus diesem werden Kreuzchen gemacht, welche mit den am Palmsonntage geweihten Palmen entweder in der Stube oder draussen auf dem Felde noch vor Sonnenaufgang aufgestellt werden. An der aufgehenden Sonne wird dann den Kindern das springende Osterlamm gezeigt. Der interessanteste und für die Jugend wichtigste Tag ist aber der Ostermontag. An diesem findet nämlich das Schmackostern oder Spritzen der Mädchen statt. Früher wurden dieselben mit Schmackostern (aus Weidenruten mit buntem Papier umwickelten[1]) oder vom Sattler mit Leder umsponnenen Gerten) geschlagen, und dabei die Worte gesprochen:

Mädla, Mädla lass Dich peitschen,
Dass Dich nie die Flöhlan beissen.

Später trat dafür allgemein das Spritzen oder Begiessen mit Wasser ein. Es war mit Ottekolonje (eau de Cologne) mehr oder weniger versetzt und wurde entweder aus Blechspritzen — Knechte nahmen wohl auch die hölzerne Feuerspritze, den Eimer, die Kannen und überraschten damit die zum Brunnen eilenden Mägde — Flaschen, in deren Kork ein Gänsekiel gesteckt wurde, oder eigens dazu hergestellten Flaçons gespritzt oder mit Gläsern auf die Mädchen gegossen. Die musste man noch im Bett überraschen. Sobald die Zeit des Kirchganges da war, und die Mädchen festtäglich gekleidet waren, galt es als unpassend, sie zu bespritzen. Der Lohn des Begiessens bestand in gefärbten, auch gemalten Eiern (Moläer), später Citronen, dann Apfelsinen, Zuckereiern, Spielsachen (Gummibällen namentlich) und Geld. Gewöhnlich wurde man von Verwandten und Bekannten schon mehrere Wochen vorher eingeladen; ärmere Kinder gingen wohl von Haus zu Haus oder dahin, wo etwas herauszuschlagen war.

Am Osterdienstage übten dann die Mädchen, obwohl das sehr selten vorkam, an den Jungen Vergeltung.[2])

---

[1]) Solche sind auch hier in Breslau üblich und werden zu Ostern massenhaft von den Leuten gekauft. Die Kinder tragen sie aber nur als Spielzeug umher. Hier ist auch üblich das Eierlegen des Osterhasens. Hühnereier oder Zuckereier werden im Garten oder in der Stube versteckt und von den Kindern gesucht. [2]) Vrgl. dazu Karlowicz: Die Liebestaufe bei den Polen, Am U.-Q. II, S. 7—10, 36—39.

# 8. Schwäbische Kinderspiele aus der Ofner Gegend.

Mitgeteilt von Ludwig Mátyás.

I. 1. Der von Mädchen gebildete Kreis dreht sich und singt[1]):

Mir tretn in die Kettn, dass alles glitzt und glanzt,
Wülis is die schensti in diesen guldnen Granz
Hibsçhe N., drah di aus den Granz.

Die genannte wendet sich um. Das Spiel dauert bis alle sich umgewendet haben. Solymár.

2. Während sich der Kreis dreht wird also gesungen[2]):

Florian, Florian
Hat gelebet siebner Jahr,
Siebner Jahr is um.
N. draht si um.

Nachdem N. sich umgewendet hat wird fortgesetzt:

N. hat si umgedraht
Hat den guldnen Granz verdraht
Florian, Florian etc.

Das Spiel ist aus, wenn alle mit dem Gesichte nach auswärts gekehrt sind. Szent-Iván.

3. Die Kinder drehen sich im Kreise; einer steht in der Mitte, alle singen:

Grienes Gros, grienes Gros unter meinen Fiessen
Hertzige Schatzerl, wenns Du wüllst mei Schatzerl sein
So geh mit mir tanzen.

Der in der Mitte des Kreises wählt Jemanden zum Tanze, und alle singen weiter[3]):

Tanzen that i alli Tag
Hab ka Greizer Göld in Sock
Drah di dreimal umatum
Bis i wiedrum zitter kumm
Wenn i nimmer zitter kumm
So schau di um ein andern um.

Nun wechseln sie die Plätze. Solymár.

4. Während einer im Kreise herumgeht, singen die andern:

Blauer, blauer Fingerhut
Steht der Jungfrau no so gut
In den grienen Granzen,
Schäflein, Schäflein knie di zu Füssn
Eine Hand zu küssn.

Das Kind in der Mitte kniet sich vor den einen nieder und küsst ihm die Hände, worauf sie Platz wechseln. Szent-Iván.

---

[1]) Vrgl. Trapp und Pinzke, Bewegungsspiel S. 101 uf., Frischbier, Volksreime u. Volksspiele S. 159, Nr. 671. [2]) Handelmann S. 52. [3]) Frischbier S. 161 uf.

5. Ein Mädchen kniet im Kreise, die andern halten ihr das Kleid über dem Kopfe zusammen, so dass sie ganz eingehüllt ist. Eine andere läuft um den Kreis herum, und alle singen[1]):

Ziegori, Ziegori, Desenturi,
Wer sitzt Desenturi?
Kenig auf der Mauer.
Ziegel muss man breche
Ziegel muss man steche.
Ziegori, Ziegori, hinter mein C . . . .

Das herumlaufende Mädchen schlägt der einen die Hand weg, worauf die sich anschliesst, und das Singen und Herabschlagen der Hände wird fortgesetzt, bis der König frei wird. Szent-Iván.

6. Ein Mädchen hockt im Kreise, die herumstehenden ziehen ihr das Kleid über den Kopf, und während dem sie sie herum drehen wird gesungen:

Oldi, oldi Wetterhexn
In Regn und Schnee.
Was wer mer ihre zu fressn gebn?
Kraut und Kaffee.
Zipfi, Zapfi Hahnerkraksl.

Darauf verwirren sie die Haare der hockenden, die jetzt Jemanden erhaschen muss, die an ihre Stelle tritt. Solymár.

---

## 9. Folgen der Beschreiung.

Eine Umfrage von S. R. Steinmetz.

I. Durch Beschreiung werden nach dem Volkglauben Leiden und Krankheiten von Menschen auf Tiere und Pflanzen und umgekehrt übertragen. Die dem Glauben zu Grunde liegende animistische Vorstellung ist oft genug erläutert worden. (Vrgl. z. B. Grimm D.M. 1122 ff.) Ich möchte hier aber einen besonderen Fall zum Gegenstand der Erörterung machen, der, wie es mir scheinen will, in seiner Eigenartigkeit eine solche wohl verdient. Es handelt sich um die innige Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und seinem Haustiere. Manches, was hieher gehört, hat schon die Umfrage über die Bienen in dieser Zeitschrift ergeben. Es kommen aber auch andere Geschöpfe in Betracht. Vieles bietet Rolland in seinem sechsbändigen Werke über die Fauna in Frankreich dar. Meine Umfrage soll auch helfen, jenes monumentale Werk zu vervollständigen.

I. Ein halbbäuerischer Gemüsehändler aus der Gegend von Velp auf der Haidegrenze der Provinz Gelderland in Holland erzählte mir, als ich sein Pferdchen streichelnd, ihn fragte, ob er das Tier gern hätte, man solle die Tiere nur ja nicht zu lieb haben, sonst geschähe

[1]) Handelmann S. 54. Müllenhoff S. 485. Urdsbrunnen VI, S. 10 uf., 61 uf., 141; VII, S. 80. Trapp und Pinzke, S. 48. Jahrbuch des niederd. Sprachvereins X, (1884) S. 113. Wegener, Frühlingslied S. 40.

leicht ein grosses Unglück. So habe z. B. er selber einmal lange gezaudert, eine Kuh zu verkaufen, weil er und seine Familie der Kuh gar sehr geneigt gewesen, als er dann schliesslich die Kuh verkaufte, sei ihm bald darauf sein Töchterchen erkrankt.

Ich ersuche die zahlreichen Fachgenossen, die am Urquell gleich mir mitarbeiten, um Mitteilung analogen Glaubens.

II. Es sind schon recht viele Jahre her, da ward bei mir ein Schwein geschlachtet, und meine verstorbene Frau bedauerte das arme Tier sehr und war fast dem Weinen nahe. Sprach der Schlächter — ein geb. Dithmarscher —: „Frau C., sie müssen kein Tier bedauern, das ist nicht gut.“ Ich forschte nach, warum es denn nicht gut sei, und der Schlächter sagte mir: „Wenn man ein Tier bedauert und beweint, so muss man selber einst schwer sterben.“

Heinr. Carstens.

## 10. Parallelen zum Glück von Edenhall.

Eine Umfrage von Robert Sprenger.

IV. 1. Das Horn von Jungby[1]). Im südlichen Schweden liegt in bergiger Gegend der Herrenhof Jungby. Nicht gar weit davon befindet sich ein Felsen, so gross wie ein kleines Haus, und auf einer Seite so gestalten, als ob eine Thür hineingehauen sei. Hier ertönten vor Zeiten an jedem Weihnachtsabend lustige Weisen und man sah hellen Lichterschein, denn dort hielten die „Tröll“ fröhliches Gelage.

Nun diente einst auf dem Hofe ein Knecht, der sich vor nichts fürchtete, der war neugierig, dies Gelage einmal in der Nähe zu schauen und bat seinen Herrn, ob er ein Pferd aus dem Stalle nehmen dürfe und hinreiten. Der aber wollte es nicht zulassen und sagte: Du weisst selber nicht, was du vorhast.

Als aber der Knecht immerfort bat, gab endlich der Herr nach, sagte ihm aber: Hüte dich, dass du nichts annimmst, wenn dir etwas angeboten wird.

Der Knecht ritt nun hin, und sah den Felsen offen und im Innern einen schönen Saal eingerichtet, wo die „Tröll“ bei schöner Musik ihr Trinkgelage hielten So wie er entdeckt war, wurde er gleich von den „Tröll“ umringt, und man reichte ihm auch einen Trunk in einem Horne, das aus lauter Menschennägeln gemacht war.

Der Knecht nahm den Trunk an, setzte das Horn aber nicht an den Mund, sondern goss seinen Inhalt nach hinten über die Schulter, wobei ein Teil desselben am Pferde herunterlief Dann wendete er sein Pferd und sprengte mit dem Horn davon. Eine Stimme aber rief ihm zu: Reite nicht auf dem Wege entlang, sondern über das gepflügte Land. Die „Tröll“ riefen schnell: Einbein! Zweibein! Dreibein! Diese drei sollten den Räuber verfolgen. Einbein

[1]) Eine Sage aus dem südlichen Schweden, nach mündlicher Mitteilung einer gebürtigen Schwedin. Siehe Am Urquell IV. S. 101—102; S. 208—209, V. S. 34, VI. S. 41., Müllenhoff Sagen etc. S. 576 Nr. 591 u. S. 293 Nr. 402.

war der schnellste, konnte aber den Reiter nicht einholen, weil er die einzelnen Pflugfurchen auf- und ablaufen musste, statt über dieselben hinweg zu springen. So kam der Knecht glücklich mit seinem Raube auf dem Hofe an, sprang vom Pferde, eilte in das Haus und zeigte seinem Herrn das Horn. Danach wollte er wieder hinausgehen und das Pferd hereinholen. Sein Herr warnte ihn, aber er achtete nicht darauf. Doch kaum hatte er das Haus verlassen, so töteten die erzürnten „Tröll" ihn. Als das Pferd ins Haus gebracht wurde, zeigte es sich, dass ihm an der Stelle, wo der Knecht den Trank entlang gegossen hatte, alle Haare abgesengt waren.

Die „Tröll" baten den Herrn flehentlich, ihnen das Horn wieder herauszugeben, denn sonst könnten sie nimmer ihre Versammlung im Felsen bei Jungby halten. Ob sie nun gleich ihre Bitte noch so oft wiederholten und den Herrn noch so viel Geld für das Horn boten, so blieb er doch bei dem Worte: Dieses Horn soll auf Jungby bleiben, solange die Welt steht! — und dort wird es noch heutiges Tages aufbewahrt. Seit der Zeit hat man nie wieder das Gelage der „Tröll" bei Jungby gesehen.

2. Von einem meiner früheren Schüler in Gnesen wurde mir die nachfolgende Sage mitgeteilt: Am Pferdemarkt zu Gnesen, nach dem See zu, befindet sich ein allein stehendes Haus. Dort soll vor langen Jahren ein Schloss gestanden haben, welches einem Grafen gehörte. Zu diesem kam eines Tages ein Husar und überreichte ihm drei Geldstücke, indem er sprach: „Geht das erste dieser Geldstücke verloren, so werden dir deine drei Kinder sterben; geht das zweite verloren, so wird deine Frau sterben, und geht auch das dritte verloren, so wird dein Schloss zusammenfallen und dich unter seinen Trümmern begraben." Auf einer Jagd nun verlor der Graf zwei von den Geldstücken, und als er zurückkehrte und in sein Haus eintrat, fielen seine Kinder und Frau tot zu Boden. Das dritte Geldstück wird noch jetzt aufbewahrt. Das Geschlecht dieses Grafen soll noch jetzt in der Mark Brandenburg leben. — Die Sage enthält manches Unwahrscheinliche, und ich habe sie aus diesem Grunde nicht in meine Posener Sagen aufgenommen. Uebrigens finden sich ähnliche Schicksalsagen in der Provinz Posen mehrfach vor, vrgl. meine Posener Sagen S. 187 und 281.

Rogasen. O. Knoop.

## 11. Bastlösereime.

Eine Umfrage von O. Schell.

Beitrag von H. Ankert in Leitmeritz.

48. Routhe[1]), routhe Pfeifa, — Wenn's da nie gerouthen thust — Su schmeiss' mer dich an Grobn — Frassen dich da Roben, — Frassen dich die Flüh und Wanzen — Doss du musst an Hemde tanzen. — Hlinay bei Leitmeritz.

[1]) = gerate.

49. Pfeifel, Pfeifel routha, — Wenn's da nie gerouthen thust, — Schmeiss ich dich an Grobn, — Dou frassen dich da Roben, Roba, Roba reina, — Kotza kriegt de Beina, — Hund kriegt n langen Schwanz, — Pfeifel, Pfeifel bleiba lieber gor ganz. — Butterschnieta hin, Butterschnieta har, — Hosta kei Gald, kriegsta kei Mahl. — Hlinay bei Leitmeritz.

50. Rotha, rotha Pfeifa, wascht du ne gerothen, — Schmeiss ich dich ein Grobn, — Frassen dich de Robn, Robn ne allena, — Hund und Kotza kriegen Bena — Fuks kriegt n lan Schwanz, — bleibt die Piepa gor und ganz. Lewin bei Leitmeritz.

51. Routhe, routhe Pfeife! — Wenn de ni gerouthen willst, — Schmeiss ich dich an Groben,*) — Frassen dich die Roben, — Frassen dich die Müllermücken, die dich hinten und vorne zwicken. — Drahobus bei Leitmeritz.

Daselbst singt man auch vom *) an:

Roben ne allene,
Hunde ban Beene,
Kotzen ban Kuppe,
Rudel [1]), rudel Suppe.

52. Ennerle, bennerle, Zuckerkörnel, — Wenn ich wa ein Himmel kum, — Reiss ich mir e Benel rauss, — Mach ich mir e Pfeifel draus, — Pfeif ich alle Morgen, — Bleib ich ohne Sorgen, — Gieht die Mühle klipp klapp, — O du alter Klappersack. — Lewin bei Leitmeritz.

53. Wie mei Voter en Tischler wor,
Schnitt ar mir e Pfeifel.
Pfeifel gieng eis Niederland, [2])
Niederland wor ogabrannt.
Lewin bei Leitmeritz.

54. Rothe, rothe Rüthe,
Wie gela ist de Piepe,
Wie schwarz ist der Robensok
Wu die gela Piepe drinne log.
Lewin bei Leitmeritz.

55. Piepe, Piepe malo [3]); zieh' der Katzen s Fahl o, zieh' ser übern Schwanz, Piepe, Piepe bleibe ganz. Drahobus bei Leitmeritz.

---

## 12. Ausbuttern.

Eine Umfrage von J. Mestorf.

XI. Die alte K. in H. hatte immer sehr viel Butter. Der Knecht merkte, dass es nicht mit rechten Dingen zugehe, war neugierig und wollte erforschen, was es für eine Bewandtnis damit habe. Am Sonntag machte er sich zum Kirchgang bereit und steckte sein Gesangbuch in die Tasche, verkroch sich dann aber heimlich auf die „Hilge“, ohne dass die Alte es merkte.

---

[1]) = rühre. [2]) daselbst auch Hinterland. [3]) Malo = slavisch pomalo = langsam.

Als er hier längere Zeit gewartet hatte, sah er, wie die Alte sich unter die Bodenluke stellte. Dann rief sie:

Matt'n! (Martin) sch— Botter.
Antw.: Ick kann nich.
Hexe: Wovan nich?
Antw.: Sünd twe Ogen to vel.
Hexe: Kratz er ut.
Antw.: Ick kann nich.
Hexe: Wovan nich?
Antw.: Hettn Segen in 'n Tasch.

Diese Hexe sass einmal als Hase zwischen den Kühen im Kuhstall. Ein ander Mal verwandelte sie sich in einen Fuchs. Als der alte Nachbar ins Zimmer trat, sah er einen Fuchsschwanz aus dem Bett hangen und zog sich schleunig wieder zurück.

XII. Auch in Hetlingen kannte man eine Butterhexe. Es war allgemein bekannt, dass diese Frau immer sehr viel Butter hatte und immer ein Stück rotes Tuch unter dem Butterfass liegen hatte.

Man erfuhr aber auch, dass sie diesen Segen dem Teufel verdankte, der es ihr durchs Eulenloch zubrachte. Sie stellte dann das Butterfass unter die Bodenluke und liess es füllen. Als es einst wieder gefüllt war, rief sie noch: Noch 'n Klacks vör min Lüd up't Botterfatt (= Teller) to morgen fröh.

XIII. Bei einem Bauern in Henstedt, Kreis Segeberg, konnte man immer nicht abbuttern. Es wurde ihm gesagt, in Hemdingen sei ein kluger Mann, der ihm helfen könne. Er begab sich dahin. Dieser fragte ihn, ob er auch kürzlich zur Kirche gewesen sei. Er sagt: Ja, zum Abendmahl. Dann ist's gut, sagt der Kluge: Gehe nur wieder nach Hause, aber kehre nicht auf demselben Wege zurück, den du gekommen bist. Und wenn jemand bei dir kommt, etwas zu leihen, so weigere dich.

Seitdem konnte man wieder abbuttern.

XIV. Im Amte Rendsburg lebte vor Jahren ein Bauer, der immer viel Unglück mit seinen Kühen hatte, namentlich wollte auch das Abbuttern immer nicht gelingen. Da liess der Bauer einen „klugen Mann“ kommen. Der gab ihm ein Mittel und sagte: Wollt ihr wissen, wer dem Vieh solches antut, so müsst ihr in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr aufstehen und eine Kuh melken in einen neuen Topf, in dem noch nichts gewesen ist. Dann lasst ihr die Milch tüchtig kochen, je stärker, desto besser, überkochen wird sie nicht.

Dann wird die Hexe kommen und Einlass begehren.

Der Bauer und seine Frau befolgten den Rat, vernahmen auch das Rütteln an der Hausthür, hatten aber nicht das Herz, hinzugehen und nachzusehen. Vrgl. Müllenhoff S. 557—558.

Holm a. E., Holstein. Eschenburg.

## 13. Liebezauber.

Eine Umfrage von Dr. M. Landau.

XVI.[1]) 1. Pour vous faire aimer d'une femme, demandez lui un de ses cheveux; dès ce moment elle vous aimera et ne pourra plus vous résister. Si vous mettez ce cheveu sous l'écorce d'un arbre, il croîtra avec lui, et l'amour de la femme grandira en proportion.

2. Pour qu'une femme devienne amoureuse de vous, faites en sorte qu'elle vous donne volontairement un de ses cheveux. Mettez celui-ci dans une noix de muscade, coupée à cet effet et enfermée ensuite dans un arbre creux. Dès ce moment, la femme raffolera de vous.

3. Au moment où vous transpirez, vous tiendrez pendant quelque temps un pain d'épice sous vos aisselles (sur le corps nu); quand il se sera imprégné de votre sueur, vous en ferez cadeau à la fille aimée. Aussitôt qu'elle en aura mangé, elle ne pourra plus vous résister.

(Denderleeuw et environs) A. de Cock.

4. Ein 20-jähriges dralles Dienstmädchen hatte sich dermassen in den Einlogirer seiner Herrschaft, einen Architekten, verliebt, dass es glaubte, nicht ohne ihn leben zu können. Der Architekt verstand ihre schmachtenden Blicke und zarten Aufmerksamkeiten aber durchaus nicht, und so entschloss sich unsere Lüttmaid, ein Sympathiemittel, welches sie von einer klugen Freundin kennen gelernt hatte, anzuwenden. Sie schnitt aus dem Rocke ihres Angebeteten, als dieser ausserhalb des Hauses war, unter dem linken Aermel ein Stückchen Zeug aus der Achselhöhle heraus und trug dieses Stückchen Zeug auf ihrem jungfräulichen Busen. Dieses Mittel sollte nach der Ueberlieferung ihrer Freundin unfehlbar den geliebten Mann ihr in Liebe zuführen und unzertrennlich an sie ketten. Die Wirkung war aber eine vollständig gegenteilige. Der Architekt zeigte das Mädchen, als er den Schaden an seinem Rock erkannte, wegen Sachbeschädigung an, und das Schöffengericht I verurteilte das verliebte Mädchen vorgestern zu fünf Mark Geldstrafe oder einem Tage Gefängnis.

Nordd. Nachrichten Nr. 258 v. 3. Nov. 95.

5. Um die Liebe zwischen Mann und Frau wieder herzustellen, lasse man des Nachts das Wasser durch den Trauring laufen. Kamnitzer Gegend, Böhmen. Ankert, II.

---

## 14. Vergrabene Schätze.

Eine Umfrage von K. Ed. Hasse.

XXVIII. 1. In einem Dorfe in der Nähe der Sodenburg bei Hammelburg wohnte ein Bauer, dem kam es einmal im Traume vor, als sage jemand zu ihm, es sei jetzt die richtige Zeit, um auf der Sodenburg einen Schatz zu heben; wenn er zwischen elf und zwölf

[1]) Aus Flandern.

Uhr Nachts sich in ein bestimmtes Gewölbe der Burg begebe, werde er ein Kästchen mit Goldstücken finden. Der Bauer legte dem Traume keine Bedeutung bei, auch als er in der nächsten Nacht denselben Traum hatte. In der dritten Nacht träumte ihm wieder das Nämliche und als er aufwachte, schlug es gerade elf Uhr. Er stand rasch auf, steckte einige geweihte Sachen zu sich und begab sich zur Sodenburg, wo er noch vor 12 Uhr ankam. Wirklich fand er in dem bezeichneten Gewölbe das Kästchen mit den Goldstücken. Als er aber wieder ins Freie kam, stand ein riesenhafter, schwarzer Mann vor ihm und sagte: „Hast es?“ (Hast du es). Der Bauer wusste, dass man bei derartigen Gelegenheiten Stillschweigen bewahren müsse. Er erwiderte also Nichts und ging an dem Mann vorbei. Der aber ging stets neben ihm her, indem er in einem fort sagte: „Hast es? Hast es?“ Und so ging er mit bis zum Hause des Bauern. Wie der Bauer in seiner Stube war, rief der schwarze Mann zum Fenster herein: „Hast es?“ Der Bauer wusste, dass er jetzt sicher sei und antwortete: „Ha, jetzt hab' ich 's“ Da verschwand der Mann. Der Bauer aber hatte den Schatz. Auf der Seite aber, auf welcher der schwarze Mann neben dem Bauern gegangen war, war das Haar des Letzteren schwarz geworden.

Aschaffenburg. H. Hofmann.

2. Ad. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee (Graz 1895) — wo überhaupt allerlei alter Glaube gerettet ist — S. 66: „Sieht man in der Christnacht (oder in der Thomasnacht) um zwölf Uhr im Freien ein Feuer brennen, so liegt darunter ein Schatz. Um ihn zu heben, muss man, ein Vaterunser betend, nach rückwärts hinken, um das Feuer einen Kreis ziehen, einen Rosenkranz hineinwerfen und die ganze Stelle mit Weihwasser besprengen.“

München. Ludwig Fränkel.

3. Bei Tappendorf in der Gegend von Hohenwestedt liegt der Goldberg; so genannt, weil er Schätze enthält. Wer die Schätze heben will, muss solches stillschweigend und nachts zwischen zwölf und ein Uhr tun. Einst wollten Schatzgräber die Schätze heben. Schon hatten sie die Griffe der Kiste, die die Schätze enthielt, blossgelegt; da konnte der eine Gräber nicht länger schweigen und rief: „Nu hölpt 't bald!“ (Nun hilft es bald) und — fort war die Kiste mit den Schätzen. H. Volksmann.

4. In der „ersten ordentlichen Sitzung“ der jungen „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ sprach Prof. Dr. F. Vogt (Breslau) „Ueber schlesischen Volksglauben“ und sagte da u. a.: „Zu den Naturdämonen gehören von ältester Zeit her die Drachen, mögen sie Hitze und Krankheit bringend durch die Lüfte fahren, mögen sie Schätze hüten oder mit Helden im Kampfe ringen. Der schlesische Volksglaube kennt sie, z. B. nach Berichten aus Dyhernfurth und Waldau, als Reichtum spendende, gespenstige Wesen. In Gestalt eines Besens mit feurigem Schweif fliegt seinen Günstlingen der Golddrache zu, während der Getreidedrache einem als unansehnliches

Hühnchen heimlich Kornschätze zuträgt; aber auf dem Grabe der so bereicherten wachsen nicht Blumen sondern Nesseln. Nach andern nimmt auch der Teufel selbst die Gestalt einer schwarzen Henne an, wenn er Schätze zeigen will.“ (Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgeg. von Vogt und Jiriczek, I (1894/95), Nr. 1, S. 6 f.). Zu der Erscheinung als Huhn vrgl. Ur-Quell VI, 154 Alraun als ‚Allerhühnchen‘ und ebd. 144 den rumänischen Quälgeist als Huhn.

5. Behufs Vervollständigung der im Ur-Quell allmählich angesammelten Belege mache ich auf vier mir nur dem Titel nach bekannte Bücher aufmerksam, die gewiss vielerlei Hergehöriges enthalten: a) Historische Nachrichten von unterirdischen Schätzen, welche in alten Kirchen, Schlössern, Klöstern und Höhlen verborgen. Nebst merkwürdigen Geschichten, so sich in unterirdischen Höhlen und Gängen und mit betrüglichen Geister-Erscheinungen zugetragen haben, mitgeteilt von Variamondo. Frankfurt 1738. — b) Neue Sammlung merkwürdiger Geschichte von unterirdischen Schätzen, Höhlen und Gängen, wie auch besonderen Begebenheiten von Erscheinungen der Geister, sonderbaren Träumen, Vorbedeutungen auch Zaubereyen. Bresslau 1756. — c) Historischer Schauplatz sehr merkwürdiger Geschichte von unterirdischen Schätzen an Gold, Silber und Edelgesteinen, welche in alten Kirchen, Klöstern, Schlössern und Höhlen verborgen gelegen. Nebst curiosen Geschichten von betrüglichen Geister-Erscheinungen. Hannover 1747. — d) Uhuhu oder Hexen-Gespenster-Schatzgräber und Erscheinungsgeschichten. Erfurt 1787. — Die ersten drei Nummern scheinen in irgendwelchem Zusammenhange zu stehen, ja b bildet vielleicht nur ein Anhängsel zu a.

München. Ludwig Fränkel.

---

## 15. Warum gehen Spukgeister kopflos um.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

XXVI. Ich möchte zunächst an das Goethe'sche Gretchen in der Walpurgisnacht erinnern. Bei ihrem Anblick ruft Faust aus (V. 3850 ff. Schröer):

„Wie sonderbar muss diesen schönen Hals
Ein einzig rotes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!“

worauf Mephistopheles erwiedert:

„Ganz recht! ich sah' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unter'm Arme tragen.“

An eine kopflose Kindesmörderin in schwedischer Sage erinnerte schon Feilberg, Am Ur-Quell, IV, S. 243.

Eine nicht uninteressante Variante finde ich in H. Allmers' Marschenbuch, 3. Aufl. (1891) S. 323. A. redet hier von den merkwürdigen friesischen Grabsteinen namentlich des 15. und 16. Jahrhunderts im Lande Wursten und bemerkt dabei: „Es hat sich die

sonderbare Meinung festgesetzt, dass der Verstorbene, wenn er sich mit bedecktem Haupte (auf dem Grabstein) dargestellt finde, eines natürlichen Todes gestorben sei; finde sich aber der Hut zu seinen Füssen, so sei er gewaltsam ums Leben gekommen. Die Inschrift eines Grabsteines, dessen Bild letzterer Art ist, heisst nämlich: Anno domini 1560 is de erbare Johan Siats vom leben tom tode bracht. De God am jungsten Dage richten werd. — Und nur aus diesen Worten hat man sich jene sonst allen Grundes entbehrende Meinung construiert. Vielleicht liegt hier aber doch eine Anlehnung an ähnliche Deutungen von kopflosen Geistern vor. —

Zu dem von Feilberg (Am Ur-Quell, IV, S. 41) angeführten Gebrauch, dass einzelne Teile der Leiche, Kopf, Arme, abgelöst und verbrannt werden, während man das übrige bestattet, führe ich eine Notiz aus dem „Globus“ Bd. 67, Nr. 20, S. 323 f. an. Hier wird von einer bisher unbekannten Rasse im alten Aegypten berichtet, die der Edinburger Professor Flinders Petri in den Trümmern einer etwa 50 km nördlich von Theben gelegenen Stadt entdeckt zu haben glaubt, und zwischen die 7. und 9. Dynastie (ca. 3000 v. Chr.) setzt. Flinders Petri glaubt, dass diese von den Aegyptern völlig verschiedene Rasse die Gewohnheit hatte, Teile des Körpers der Gestorbenen zu essen. „Kopf und Hände waren beinahe immer von dem Körper der Leichen getrennt; über das enthauptete Genick wurde ein Topf gestülpt. Bei andern war diese Trennung noch weiter erfolgt und die Knochen waren in Gruppen beigesetzt, hier eine Handvoll Rippen, da ein paar Armknochen, dort ein Haufen Wirbel.“

Dortmund. P. Sartori.

---

## 16. Zähne.

Eine Umfrage von Dr. med. Carl R. Hennicke.

IV. Dr. B. Hagen erzählt in Petermanns Mitteilungen, dass er auf Sumatra durch ein Lallangfeld (Steppe) ziehend zu einem Kampong (Dorf) der menschenfressenden Batta mit Namen Djambu kam. Ein Unterhäuptling empfing ihn und dieser hatte die Schneidezähne abgemeisselt bis auf das Zahnfleisch und die Stümpfe unten mit einem Goldblech überzogen. So oft er den Mund auftat, blitzte die Goldplatte. Dies Abmeisseln der Schneidezähne ist bei allen Männern im Schwung, so dass man kaum einen älteren Mann trifft, der unverstümmelte Zähne hat. Die Reichen lassen sich dann die Stümpfe mit Gold überziehen. (Ill. Sonntagsblatt Nr. 20 1895.)

V. In Kellinghusen i. H. heisst es: Muus, ik gef di'n holten Tän, giff mi'n stoahln[1]) werrer. Diese Worte spricht man, indem man den ausgerissenen Zahn über den Kopf fortwirft. Sonst kommt kein neuer Zahn wieder. (Allgemein in Europa.)

Kellinghusen. H. Carstens jun.

---

[1]) stählern.

## 17. Der Mann im Mond.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

47. In der Gegend von Egidienberg im Siebengebirge am Rhein pflegt man zu sagen, dass man, wenn der Mond scheint, nicht Streu und Rüben stehlen dürfe, weil ein Mann im Mond steht, der zu diesen Zeiten auf das Treiben solcher Leute achtet. Dieser Mann, welcher Rastock hiess, ist aber zur Strafe in den Mond versetzt worden, weil er sich grade dieser Verbrechen schuldig gemacht hat.

Aus dem Volksmund.

Elberfeld. O. Schell.

48. „Man in the Moon" S. 55—57 in „The Denham Tracts. A Collection of Folklore by Michael Aislabie Denham" ed. by Dr. James Hardy. London 1895.

---

## 18. A-B-C-Spiel.

Eine Umfrage von H. A. Carstensen.

VIII. 1. Ganz ähnlich wie die Ur-Quell VI, 43 unter Nr. 4 und 5 mitgeteilten beiden Vierzeiler hörte ich als Knabe folgenden, der auch als Aufzählreim gebraucht wurde, in Leipzig:

A, B, C,
De Gadse lief in Schnee,
Als se wieder raus gam,
Hadd' se weisse Schdebbeln (Stiefeln) an.

München. Ludwig Fränkel.

2. Singen der Zahlen. — Als ich bei meiner Nachfrage über A-B-C-Spiele des A-B-C-singens erwähnte, erfuhr ich, dass in der Haseldorfer Marsch früher auch die Zahlen in der Schule gesungen wurden. Es begann: Ich weiss ein Liedchen von den Zahlzeichen, die machen das Zählen mir recht zur Lust, dann folgte das Singen der einzelnen Zahlen bis Hundert.

Holm a. E., Holst. Eschenburg.

3. Jeder Spieler bekommt einen Namen nach den Buchstaben des Alphabets: Ackermann, Bleischmidt, Cerfeld, Durchflicker, Eiersiedler, Feuerhex, Gelbgiesser, Holzhacker etc. Die übrigen fehlen. Der Anfangsbuchstabe für den Namen jedes Spielers wird angeschrieben, einer bleibt übrig. Dieser bekommt den Ball und die andern stehen im Halbkreis um ihn herum. Er ruft einen beliebigen Spieler mit seinem zuerteilten Namen und wirft den Ball an die Wand. Der Gerufene muss den Ball aufnehmen, die übrigen laufen auseinander und er muss einen treffen. Ist ihm dies gelungen, so muss der Getroffene stehen und dann die Stelle des vorigen einnehmen. Wer vorbeiwirft, bekommt ein Kreuz hinter seinem Buchstaben. Am Schlusse des Spiels erhält man so viel Schläge mit der flachen Hand als man Striche hat.

Aus der Priegnitz. Havemann.

---

# 19. Kleine Mitteilungen.

Das **Messen** (U.-Q. VI., S. 59 uf.) ist auch mir aus Schlesien bekannt. Ich kann mich erinnern, dass man von einem Menschen, der ganz matt und schwach (miserich) einher ging, sagte: a hot's Massen. Es kam dann eine alte Frau, die ihn mass. Die Länge der ausgebreiteten Arme musste der Körperlänge entsprechen. War das nicht der Fall, dann wurde er gestreckt und gezogen. Dazu sprach sie etwas, machte auf den Kranken das Kreuzzeichen und hierauf dreimal dasselbe auf den Fussboden, spukte aus, trat den Speichel aus. Damit war die Ceremonie zu Ende. Diese Kunst des Heilens konnte nur von einer Frau auf einen Mann und von diesem wieder auf eine Frau übertragen werden.

Oberlehrer Dittrich.

**Sprichwörter aus der Umgebung von Krems.** Jeder arme Mann weiss von seinem Geld.

Dem Sterbenden gehen die Augen zu, den Lebenden gehen's auf.

Wien. C. Poll.

**Zu U.-Q. V., Heft 4, S. 104.** Nach derselben Methode ist ein siebenbürgisch-sächsisches Volkslied bearbeitet (Schuster, Sieb.-sächs. Volksl. Nr. 170), ferner ein anderes sieb.-sächsisches Volkslied, das ich in der nunmehr eingegangenen „Zeitschrift f. Volkskunde“ I. Bd. S. 433 mitgeteilt habe. H. v. Wlislocki.

Zu Am Ur-Quell V., Z. 17 ff. vrgl. Deutsche Sagen der Brüder Grimm $1^3$, Nr. 173 = Grässe, Sagenbuch des Preussischen Staates I. Bd. Nr. 704: Ein Schneider zu Münster spottete des über sein Haus hinziehenden Jägers und schrie: „huhu, huhu, kliffklaff, kliffklaff:“ Da kam aber ein Pferdefuss ins Fenster hineingefahren und schlug den Schneider vom Tische herab, dass er wie tot niederfiel. Als er wieder zur Besinnung kam, hörte er eine fürchterliche Stimme:

wust[1]) (willst) du met mi jagen,
dan sast du auk met mi gnagen! R. Sprenger.

**Totenfetische. Sich unsichtbar machen.** Ueber eine auch bei A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 2. Aufl., nicht verzeichnete Form dieses Volksglaubens berichten die Zeitungen: Auf dem Friedhofe zu Moosbach im bayrischen Walde hat im März d. J. der Dienstknecht Sier von Heumaden den Leichnam eines kurz vorher verstorbenen Kindes ausgegraben, ihm ein Auge ausgestochen, sich das Sterbekleidchen angeeignet und Sarg und Leichnam dann in einem Strassendurchlass versteckt. Im Besitze des Auges glaubte er sich unsichtbar machen zu können, um dann ungesehen seinem Hang zum Stehlen obzuliegen. Nach Wuttke § 472 dient auch das Gewand des Toten demselben Aberglauben.

R. Sprenger.

**Das Ertränken der Krankheit.** In verschiedenen Gegenden herrscht noch der Brauch, dass die Kranken sich ein bestimmtes Kräutlein auf die Brust, den Rücken, Leib u. s. w. binden und dieses eine gewisse Zeit tragen, wo alsdann deren Leiden in das Amulet gegangen ist. Hierauf wirft der Kranke das letztere rücklings, ungesehen und unberedet, in fliessendes Wasser, welches das Leiden mit fortführt, wenn nicht Fische oder andere Wassertiere den betreffenden Gegenstand zuerst verzehren. Dies Mittel kommt namentlich bei sympathischen Kuren in Anwendung.

Söby. H. Theen.

[1]) Bei Grimm der Druckfehler: musst.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.

Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

VI. B. XI./XII. H.

# AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben
von
**Friedrich S. Krauss.**

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen."

## 1. Das Sterbstroh im Bergischen.

Von O. Schell.

Soweit die Kenntnisse des Verfassers reichen, scheint dem Sterbstroh in den meisten Gegenden Deutschlands seitens des Volkes keine besondere Beachtung geschenkt zu werden; wenigstens dürfte das Verbrennen nur an wenigen Orten üblich sein. Einige Mitteilungen darüber aus dem nördlichen Kirchspiele von Elberfeld werden darum manchem Leser des Ur-Quells erwünscht sein.

Wenn in der genannten Gegend Jemand gestorben ist, so erscheinen sofort die nächsten Nachbarn gleichen Geschlechts, waschen den Toten und setzen ihn auf's Schôf. Das geschieht folgendermassen: man legt auf zwei Stühle eine Thüre, die irgendwo entbehrlich ist, auch wohl ein anderes Brett, legt frisches Stroh, was der nächste Bauer willig spendet, darauf, deckt ein Leinentuch darüber, und legt den Toten darauf. Am Tage vor der Beerdigung erscheinen die nächsten Nachbarinnen im Trauerhause und nähen gemeinschaftlich das Totenhemd.

Kaum ist am dritten Tage die Leiche aus dem Hause gebracht worden, so wird das Schôfstroh auf den Weg gestreut, den der Leichenwagen gefahren ist, und verbrannt.

Nach E. L. Rochholz („Deutscher Unsterblichkeitsglaube" S. 181) ist dieser Brauch auch in Schwelm, kaum zwei Stunden von Elberfeld entfernt, üblich, wo der Grabweg der „Notweg" genannt wird. Dort vermeint man durch Verbrennen des Sterbstrohs (Rewestro) die Rückkehr des Toten zu verhüten. Dieselbe Mitteilung über Schwelm macht J. F. L. Woeste in seinen Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark (S. 57).

Nach Montanus Waldbrühl („Die Vorzeit der Länder Kleve-Mark-Jülich-Berg etc., Band I, S. 171) war bei Merheim im Bergischen ehemals folgender Brauch herrschend: „Bei Merheim, unterhalb Bensberg, wurden früher die Leichen zum Friedhofe gefahren. Der hölzerne Sarg wurde auf den Karren auf zwei Strohbündeln gelegt und zwar dergestalt, dass die Füsse des Toten nach vorne zu liegen kamen. Auf diesen Sarg setzte sich dann stets die Leichenbitterin, welche, obgleich das Begräbnis auch am hellen Mittage stattfand, eine brennende Leuchte in der Hand trug. Der Fuhrmann schritt

stumm neben dem Wagen einher, indess die Frau oben mit lauter Stimme alte Gebete hersagte. Am Friedhofe hielt der Wagen, der Sarg wurde auf die Bahre gesetzt, und von den Freunden des Erblichenen wenigstens einmal, bei angeseheneren Toten aber dreimal um die Kirche und dann erst zu Grabe getragen. Der Fuhrmann, welcher die Leiche gefahren hatte, musste nun den Wagen so herumzufahren suchen, dass die Strohbündel, worauf der Sarg gelegen, nicht mit in den Hof zurückgelangten, weil sonst Krankheit und Tod mit hineingebracht würden; auch durfte er sie nicht eigenhändig herabwerfen, weil er sonst vom Uebel befallen werden könne. Er suchte sich daher die holperigsten Wege aus und fuhr auf diesen mit einer Eile, welche gegen die gemessene Hinfahrt abstach, zurück, um so die verhängnisvollen Bündel durch das Schütteln des Gefährts zu verlieren."

Zunächst hat man unzweifelhaft in dem Verbrennen des Sterbstrohs einen Desinfektionsprocess zu suchen. Das erhellt auch aus der Mitteilung von Merheim. Aber dieser Brauch erinnert auch an den altdeutschen Leichenbrand, was Grimm („Deutsche Mythologie", 3. Aufl. S. 342. 43) und Simrock („Handbuch d. D. Myth.", 6. Aufl., S. 292, 561) in treffendster, eingehender Untersuchung klar gestellt haben. Das Verbrennen des Schôfs ist demnach als der letzte Rest und Anklang an jene um mehr als $1^1/_2$ Jahrtausende zurückliegende germanisch-heidnische Sitte anzusehen. Wie in der Leichenverbrennung überhaupt, dürfen wir aber auch mit Tylor (Anfänge der Kultur) im Sterbstrohbrennen das Symbol eines weit verbreiteten Reinigungsopfers erkennen.

Zum Schluss noch eine kurze Bemerkung. Es ist merkwürdig, dass das Sterbstrohbrennen ausser in Schwelm, auf altsächsischer Erde, nördlich von Elberfeld, hart an der Grenze des Fränkischen und Sächsischen vorkommt, in einer Gegend, die schon vielfach mit fränkischen Elementen, wie die Sprache klar ergiebt, durchsetzt ist.

---

## 2. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

XI. Die Zähne. Kinder, welche Zähne mit auf die Welt bringen, leben nicht lange; solche Zähne werden Weisheitszähne genannt. Puddenzig. R. Gehem.

Kinder, welche mit Zähnen geboren werden, sind Neuntöter (Nägedere). Sie werden nicht alt. Wenn sie gestorben sind, muss ihnen der Kopf abgeschnitten werden, sonst holen sie die nächsten neun Verwandten nach. Knoop S. 84. Vgl. weiter unten im XII. Abschnitt.

Viele Bewohner Hinterpommerns hängen den kleinen Kindern eine Bernsteinkette um den Hals, weil sie glauben, dass den Kindern dadurch das Zahnen erleichtert wird. J. Spielberg.

Um dem Kinde das Zahnen zu erleichtern, muss man dessen Gesicht dreimal in gärenden Teig drücken. Kuhlmorgen. G. Gaude.

Andere Mittel bei Knorrn Nr. 23. 24. 264. 265. und Jahn Nr. 725.

Wenn kleine Kinder frühzeitig die Zähne bekommen, wird ihnen das Lernen leicht, und sie werden kluge Menschen. Stettin.

Wenn kleine Kinder die ersten Zähne bekommen, müssen sie sie unten bekommen. Wenn die ersten Zähne am Oberkiefer zum Vorschein kommen, so ist das kein gutes Zeichen; denn die oberen Zähne „weisen auf die Erde hin“, d. h. sie zeigen an, dass das kleine Kind bald wieder unter die Erde kommt. Stettin. Puddenzig.

Schichten die Kinder, so müssen sie die ausgefallenen Zähne rückwärts über den Kopf oder unter das Bett oder an einen dunklen Ort — am liebsten in ein Mauseloch — werfen und dazu sprechen:

Mûs, ik gaew di 'n knökern Taehn;
Giww mi 'n isern' wedder!

Rügen. Dr. K. Albrecht. Vgl. Knorrn Nr. 25.

Vorbeugung gegen Zahnschmerzen. Den ersten Zahn, welchen ein Kind verliert, wirft es mit folgenden Worten in ein Mauseloch:

Hie, Müske, gew ik di en knåken Taehn;
Giww mi doafoar en isen un stoahlen.

Neustettin. A. Pommerening.

Wenn ein Kind einen Milchzahn verliert, muss es ihn rückwärts über den Kopf auf den Ofen werfen und dabei sprechen:

Mûs, Mûs, giww mi 'n isern;
Ik gew di 'n knökern.

Wartenberg. K. Poley.

Beim Verlieren eines hohlen Zahnes muss das Kind sprechen:

Da, Mûs, hest du 'n hollen Taehn;
Giww mi 'n goden werre. Rügen.

Den ersten Zahn, welchen das Kind verliert, muss die Mutter verschlucken; dann bleibt das Kind später vor Zahnschmerzen bewahrt.

Kuhlmorgen. G. Gaude.

Den ersten einem Kinde ausfallenden Zahn lasse man vom selben Kinde verschlucken, so ist es zeitlebens vor Zahnweh geschützt.

Neustettin. A. Pommerening.

Der erste Zahn, welcher dem Kinde gezogen wird, muss verbrannt und als Asche dem Kinde eingegeben werden; dann bekommt es nie Zahnschmerzen. Knoop Nr. 24.

Wenn die Mutter stillschweigend vor Sonnenaufgang mit ihrem Kinde in's Freie eilt und ihm auf einem Steine die Brust reicht, so behält das Kind, wenn es erwachsen ist, alle seine Zähne und hat nie an Zahnschmerzen zu leiden. Vorpommern.

Um kleine Kinder vor Zahnschmerzen zu bewahren, muss man ihnen nach dem Essen stets den Mund mit dem Tischtuch abtrocknen.

Kuhlmorgen. G. Gaude.

XII. Krankheiten. Gegen Schaden der Kinder. Man gebe den kranken Kindern die Milch einer jungen Sau, die zum ersten Male Junge geworfen hat. Neustettin. A. Pommerening.

Wenn man den Urin eines Kindes, welches sein Wasser nicht halten kann, in eine Flasche füllt und diese zu einer Kinderleiche in den Sarg legt, so verliert sich das Bettnässen, sobald die Leiche in Verwesung übergegangen ist. Stettin.

Kleinen Kindern die Schwämmchen zu vertreiben:

Die Schwämme und die Weiden
Liegen beide im Streit:
Die Schwämme sollen vergehen,
Die Weide soll still stehen.

Neustettin. A. Pommerening.

Wenn kleine Kinder an Magenschmerzen leiden, so halte man sie auf den Kopf und schüttele sie. Rügen.

Wird ein Kind von Krämpfen geplagt, so giebt man ihm die pulverisirten Blätter des Brautkranzes ein: das hilft.

Rügen. Vgl. Knorrn Nr. 51.

Wenn kleine Kinder an Krämpfen leiden, muss man ihnen ein gefärbtes Tuch überdecken und dabei sprechen: Im Namen Gottes † † †.

Stettin.

Mal der Kinder (zu vertreiben):

Eisenmal, du plagest mich,
Eisenmal, ich jage dich;
Plagest du mich noch so sehr,
Jage ich dich noch viel mehr.
† † †

Neustettin. A. Pommerening.

Das Mal bei kleinen Kindern muss mit dem Wochenfluss der Mutter bestrichen werden; dann vergeht es.

Stettin. Vgl. Jahn Nr. 555 und Knoop Nr. 3.

Muttermale bei kleinen Kindern, namentlich Mauseflecke, d. i. Flecke, welche behaart sind, und Feuermale, d. i. rote Flecke, lassen sich dadurch vertreiben, dass man die betreffenden Stellen mit der Hand eines Toten bestreicht. Bublitz. A. Stubenrauch.

Ein Feuermal bei neugeborenen Kindern bestreicht man mit der Nachgeburt. Neustettin. A. Pommerening.

Kindern ein Feuermal zu vertreiben. Bei abnehmendem Monde schneide einem Aale schnell den Kopf ab, reibe damit das Mal und lasse das Blut darauf trocknen. Dasselbe thue mit anderen Aalen zum zweiten und dritten Male. Nimm dann die Köpfe, hebe unter einer Dachtraufe einen Stein auf und vergrabe die Köpfe darunter. Wenn sie verfault sind, wird auch das Mal verschwunden sein.

Ebendaher.

Das Muttermal (Dodeplacke) darf man nicht fortbringen, denn sonst muss man sterben. Knoop Nr. 80.

Ausserdem finden sich noch Heilmittel gegen das Abnehmen bei Jahn Nr. 102, Mundfäule Nr. 236, Gerstenkorn am Auge bei Knorrn Nr. 68, die Staupe bei Jahn Nr. 519, Herzgespann Nr. 225, gegen Buckel Nr. 534, Kinderblattern Nr. 756; gegen Ausschlag Knorrn Nr. 142. 143.

Ueber die Neuntöter, Nachzehrer, Kapuzenkinder, d. i. Kinder, welche mit der Glückskappe geboren werden, vgl. Temme Nr. 258, Knoop S. 84 f., Jahn Nr. 529, Blätter f. Pom. Vkde. I, S. 88 f. Hierzu ist noch hinzuzufügen, dass schon Mikraelius (Altes Pommerland V, S. 332) unter den Wunderzeichen, welche die Greuel des dreissigjährigen Krieges begleiteten, folgendes anführt: Auf der Vorstadt vor Stettin hat ein Soldatenweib ein Kind, so ein Mägdlein gewesen, geboren, so ein gekräuset Haar und gleichsam einen herabhangenden Flor von Fleisch gehabt; und solches Kind hat acht Tage gelebt.

XIII. Vermischtes. Wenn man von ganz kleinen Kindern träumt, bekommt man Aerger. Rügen. Vgl. Knoop Nr. 27 und 250.

Ein Los, welches man ein kleines Kind ziehen lässt, gewinnt. Rügen. Vgl. Knorrn Nr. 197.

An seinem ersten Geburtstage legt man dem Kinde ein Stück Brot, ein Gesangbuch und einen Thaler vor; dasjenige, wonach das Kind greift, zeigt an, ob dasselbe ein Vielfrass, fromm (und gelehrt) oder reich werden wird. Puddenzig. R. Gehem. Vgl. Knoop Nr. 25.

Knaben und Mädchen pflegt man am Geburtstage so viele Lichter (welche auf einem mit Sand gefüllten Teller stehen) anzuzünden, als sie Jahre alt sind. Wenn der Geburtstag gefeiert wird, tanzt dann die ganze Gesellschaft um den Tisch herum, auf welchem der Teller steht, und singt dazu: Schier dreissig Jahre bist du alt etc. Rügen.

Kinder dürfen nicht am Montag zuerst in die Schule gehen, sonst dauert ihnen die Zeit zu lang. Knoop Nr. 31.

Geht das Kind zur Schule, so erleichtert man ihm das Lernen dadurch, dass man ihm das Buch, in welchem die Aufgabe enthalten ist, des Nachts unter das Kopfkissen legt. Rügen. Dramburg.

## 3. Mitteilungen aus dem Bremischen Volksleben.

Von weiland Dr. Alb. Herm. Post.

Sehr gewöhnlich sind Verstecken- und Kriegenspiele. Darunter sind besonders folgende herforzuheben:

1. Es wird ein Mal gezogen. Eins der Kinder stellt den Wolf dar und verstekt sich, die andern ziehen aus und singen:

Wenn de Wulf mal keeme
Un beet uns in de Beene,
O, wat woll'n wi lopen
Un usen Kool verkopen
Vor enen halven Groten.
De Klock sleit een, he kumt nog nig,
De Klock sleit twee, he kumt nog nig
u. s. w.

Der Wolf bricht dann zu geeigneter Zeit aus seinem Versteck hervor und sucht einen der Mitspieler zu fangen, worauf dieser den Wolf spielen muss. In der Smidt'schen Sammlung finden sich noch folgende Eingangsverse, welche ich nicht mehr gehört habe:

Ich woll mal ut dem Dore gaan
Und woll en Pott vull Kool halen.

2. Ein anderes Spiel trägt den rätselhaften Namen „Finkenstein“. Ein Spieler steht im Male und schliesst die Augen so lange, bis die andern sich versteckt haben. Mit dem Ruf: „Ein, zwei, drei, vier (oder: für'n) Finkenstein, ich komme,“ geht er alsdann auf die Suche. Sieht er einen Versteckten, so läuft er in's Mal zurück, und „schlägt denselben an“ mit den Worten: „Finkenstein für — —“ So lange der Suchende aus dem Male entfernt ist, können die Versteckten in das Mal laufen und sich dort „anschlagen“ mit den Worten: „Finkenstein für mich“. Wer sich so angeschlagen hat, ist frei, d. h. er scheidet aus dem Spiele aus. Vergl. Trapp u. Pinzke S. 125 Nr. 151.

Unter den Kriegenspielen ist hervorzuheben ein Spiel, welches den Namen „Katze und Maus“ führt. Ein Mitspieler stellt die Katze vor, die andern die Mäuse. Die Katze hat ein durch einen Strich abgegränztes Revier, welches die Mäuse nicht betreten dürfen. Die Katze verlässt ihr Revier, falls sie in ihm keine Mäuse fangen kann. Alsdann laufen die Mäuse durch dasselbe. Dabei wird folgender Volksreim verwandt:

Kitze, Katz, up diene Baan,
Schall 'k man 'n beten slennern gaan?
Slennern gaan is wolgedaan.
Wenn de Katte utgaan is,
So danst de Mus' up de Bänke,
Wenn se wedder to Huse kumt,
Loopt se in Löker und Schränke.

Diesem Spiele ähnelt ein anderes mit dem Namen „Hexe Kaukau“. Ein Mitspieler stellt die „Hexe Kaukau“ dar. Die Mitspieler laufen vor ihr weg. Fängt sie einen, so zieht sie einen Kreis um ihn, den er nur verlassen darf, wenn ein Mitspieler ihn durch einen Schlag erlöst.

Ein anderes Kriegenspiel ist das auch sonst in Niedersachsen weit verbreitetes “Vogelspiel“. Ein Spieler stellt den Vogelmeister dar; ein anderer einen Käufer. Die übrigen Spieler befinden sich als Vögel beim Vogelmeister. Das Spiel leitet sich dann folgendermassen ein:

Guten Tag, Herr Meister,
  Guten Tag, Herr Scheister,
Könnt' ich wohl einen Vogel kaufen?
  Was für einen wünschen sie?
Haben sie eine Lerche?

Dann sagt der Vogelmeister zu dem Kinde, welches die Lerche darstellt:

Lerche flieg aus,
Komm bald wieder nach Haus.

und zählt: ein, zwei, drei!

Dann läuft die Lerche aus, der Käufer hinterher. Kommt die Lerche ungefangen in's Mal zurück, so bleibt sie beim Vogelmeister und erhält einen andern Vogelnamen. So wird das Spiel fortgesetzt bis der Käufer einen Vogel gefangen hat. Dieser tritt dann an die Stelle des Käufers. Trapp und Pinzke S. 83 ff.; Lier S. 39 Nr. 5; Gutsmuths (Schnepfenthal 1796) S. 269 Nr. 50; Frischbier S. 184 Nr. 697; Lemke I, S. 134 ff., Korrespondenzblatt XI, 75; Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung VIII (1882) S. 101.

---

## 4. Ehrlichmachen mit der Fahne.

Von R. Sprenger in Northeim.

In H. v. Kleist's Erzählung „Michael Kohlhaas" (Sämmtl. Werke, her. v. Theophil Zolling (Speemann) 4. Teil S. 153) werden die dem Kohlhaas durch den Junker Wenzel von Tronka abgenommenen Pferde, nachdem sie eine Zeitlang in der Pflege eines Abdeckers gestanden, „durch Schwingung einer Fahne über ihre Häupter wieder ehrlich gemacht." Ferner berichtet in Friedrich Hebbels Trauerspiel Agnes Bernauer 4. Akt, 4. Scene (Sämmtliche Werke, Hamburg, Hoffmann und Kampe 1891, 4. Bd., S. 63) Herzog Ernst zu München-Baiern von seinem Sohne Albrecht: „Er reitet heut oder morgen nach Ingolstadt zum Turnier hinab. Dort soll er, ich möchte sagen, wieder ehrlich gesprochen werden, und dies wird glücken; denn Ludwig hat alles zusammen gerufen, was mir feind ist, er denkt: je weiter der Riss zwischen uns beiden, je besser für ihn! Nun, während sie die Fahne über ihn schwenken, will ich dafür sorgen, dass sie sich hinterdrein nicht zu schämen brauchen."

In der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. XXVII, S. 389 vermutete ich, dass Hebbel den Gebrauch des Fahnenschwenkens in diesem Zusammenhange seinem Geistesverwandten Kleist entlehnt habe. Aus folgender Notiz geht hervor, dass er im vorigen Jahrhundert im preussischen Heere geübt wurde. Im geheimen Staatsarchiv in Berlin befindet sich folgender Bericht des Generalmajors Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, Chefs des damaligen Infanterie-Regiments Nr. 8 (1806 von Ruits) an den König Friedrich Wilhelm I.: „Dieser Tage habe ich einen 18jährigen recrouten von $68^1/_2$ Zoll engagiret, derselbe ist eines Scharfrichters Sohn.

Wiewohl nun dergleichen Leute überall vor Ehrlich passiren, auch zu Handwerken admittiret werden, so stelle zu Ew. Königl. Befehl, ob etwan dennoch eine declaration nötig sei. Stettin, 6. Juni 1732. Gez. Christian August F. z. Anhalt.“ Der König schrieb auf den Rand dieses Berichtes: „soll Ihm die Fahne über den Kopp schwenken, unter ander Regiment — sein dann ehrlich. F. W.'

Vielleicht weiss der eine oder andere unserer Leser mehr über den eigentümlichen Gebrauch mitzuteilen.

---

## 5. Sommerlieder aus Schlesien.[1])

Von P. Dittrich.

I.

De guldne Schnure gieht um das Haus,
De schiene Frau Wirten gieht ein und aus,
Se is as wie 'ne Tugend[2]), 'ne Tugend;
Des Murgens, wenn se früh ufstieht
Und in die liebe Kirche gieht,
Do setzt sie sich nieder on ihren Oort
Und hiert gor fleissig of Gottes Woort.

II.

Rute Rusen, rute,
Die blichen of'm Stengel,
Der Herr is schien, der Herr is schien,
Die Frau is wie a Engel.
Kleene Fischel, kleene.
Die schwimmen of'm Teiche,
Der Herr is schien, der Herr is schien,
Die Frau is wie 'ne Leiche.
Der Herr, der hot 'ne hoche Mitze,
A hot se voll Tukota sitzen,
A wird sich wull bedenken,
A wird mer wull wos schenken.

III.

Rote Rosla, rote Rosla,
Die sitza of dam Streichla.
Scheene Entla, scheene Entla,
Die schwimma of dam Teichla.
Der Herr is scheen, der Herr is scheen.
Die Frau is wie a Engel.
Der Herr, der hot 'ne hoche Mitze,
A hot se voll Tukota setze,
A wird sich woll bedenka,
A wird ins woll wos schenka.

IV.

Ich komm zum Sommer, ich komm zum Sommer,
Ich bin a kleener, dicker Pommer.
Lasst mich nie zu lange stiehn,
Ich muss a Häusla weiter giehn.[3])
Hinnermist und Taubamist,
Ei dam Hause krigt ma nischt
Is dos nie nene Schande
Ei dam ganza Lande.

V.

Der Meester sitzt on der Hinderwand
Ar hot a Geldsack ei der Hand,
A wird sich woll bedenka.
Zum Summer uns was schenka.

VI.

Der Pforr, der is gor tugendreich
A gieht gor gerne a Kirchasteig
A wird sich woll bedenka,
Zum Summer uns wos schenka.

VII.

Die Wirten gieht im Hause rim,
Se hot 'ne schiene Schirze üm,
Mit 'nem seidnen Bande,
Sie is die schienste eim Lande.

VIII.

Summer, Summer, Mäla
Gat mer och a Äla,
Gat mer och a Pfafferding,
A Pfafferding is noch zu wing,
Gat mer a Stickel Speck
Do geh' ich wieder weg.

IX.

Rote Rosa, rote Rosa, bliehen of'm Stengel,
Der Herr is scheen, der Herr is scheen,
Die Fro is wie a Engel.
Der Herr, der hot en hochen Hut,
Drem sein ihm olle Mädel gut.
Die dinnen und die dicken,
Die mechten sich erdricken;
Die kleenen und die grossen,
Die mechten sich derstossen.

---

[1]) Ur-Quell II, S. 101. [2]) wohl missverstanden für Tocke. [3]) auch mit Variante: Gebt (dafür auch gat) mer nich zu wenig — Ich bin a kleener Kenig.

X.

Die Tante hat schneeweisse Finger,
Wie scheen stehn ihr die goldnen Ringe,
Die goldnen nicht alleine,
Wohl auch die Edelsteine.
Die Tante geht im Hause 'rum,
Sie hat 'ne schöne Schürze um,
Mit einem grossen Loche,
Sie brummt die ganze Woche.

XI.

Die Toten ham mer ausgetrieben,
A lieben Sommer bring 'mer wieder
A Sommer und a Mai
Mit Blimeln vielerlei.
Der liebe Gott wird bei uns sein,
A wird auch bei uns wohnen,
Dort oben ei der Kronen;
Dort oben ei der Seligkeit
Is der Frau Wirten ihr Stuhl bereit
Da oben soll se sitzen
Bei ihrem Jesu Christen.
Da oben soll sie bleiben
Bei ihrem Jesu Leiden.

XII.

Rot Gewand, rot Gewand,
Scheene griene Linden
Suchen wir, suchen wir,
Wo ber wern was finden.
Geh' ber in a grienen Wald,
Da sing'n die Vöglein, jung und alt.
Ber hören ihre Stimme.
Frau Wirtin sind Se drinne?
Sind Se drinn, da komm'n Se raus
Und bring'n Se uns 'ne Gabe raus.
Ber können nich lange stehn.
Ber müssen noch weiter gehn.

XIII.

De Jumfer, die steht of der Schwelle,
Se sitt sich um nach'm Junggeselle
's Tichel lässt se fliegen
En Reichen wird se kriegen.
En Reichen oder en Ormen,
Gott wird sich wol erbormen.

XIV.

Die Frau Wirten hot gor scheene Schuh,
Se tritt gor fleissig of's Kirchel zu.
In's Kirchel will se treten,
Zum Himmel will se beten,
In a Himmel wird se kumm'n
Sei's Winter oder Summer.
Gelobt sei's Christ zum Summer,
Ich bin a kleener Pummer,
Ich bin a kleener Keenig,
Gat mer nich zu wenig,
Lusst mich nie zu lange stiehn,
Ich muss a Häusla weiter giehn.

XVI.

Gelobt sei's Christ zum Summer,
Ich bin a kleener Pummer,
Jot mer och a weissa Hohn,
Doss a mich nie beissa kon.

XVII.

Summer, Summer, Mäa
Gat mer a poor Äer,
Oder auch a Dreierlein,
Do wird der Herrgott bei Euch sein.
Er wird bei Euch wohnen,
Dort oben auf dem Throne.
Der Herr is scheen, der Herr is scheen,
Die Frau is wie a Engel.

Diese aus den verschiedensten Teilen unserer Heimatprovinz gesammelten Sommerlieder werden von der Jugend in den Dörfern und Städten, früher auch in Breslau gesungen am Sommersonntage. Dabei tragen die Kinder Tannenzweige oder Bäumchen, die mit Goldflitter und Papierrosen der verschiedensten Farben geschmückt sind. Viehbesitzer lassen sich diese Sommerbäumchen geben und nageln zwei kreuzweise über die Stallthür. Das soll das Vieh das ganze Jahr vor Krankheit bewahren. Als Lohn erhalten die Kinder entweder eine Kleinigkeit in Geld oder gewöhnlicher mehrere Bögel (Schaumbeegel, Fastenbeegel). Wie der Inhalt erweist, richten sich die kleinen Sänger mit ihren Liedern nach dem Charakter der in dem betreffenden Hause Wohnenden. Bezeichnend ist, dass die Frau Wirtin — jedenfalls ist damit die Pfarrwirtin gemeint — so oft wiederkehrt. Heut zu Tage tritt dieser Brauch immer mehr zurück, zumal da die Behörden dagegen einschreiten und vielfach auch einschreiten mussten, da die ursprünglich ganz löbliche Sitte ausgeartet war.

*

# 6. Schwäbische Kinderspiele aus der Ofner Gegend.

Mitgeteilt von Ludwig Mátyás.

II. 7. Die Kinder stellen sich hintereinander paarweise auf. Das erste Paar hebt ihre Arme empor, um ein Tor zu bilden. Zwei andere kommen entgegen und singen:

Die neige polische Brücke
Sie is zu machen.
Mir wollen sie machen
Mit Rosmarin, mit edlen Stein,
Die letzte sull gefangen sein![1])

Mit Ausnahme des letzten Paares werden alle durch das Tor gelassen. Vom letzten Paar wird gefragt, wo sie hin wollen; der eine wählt: „In Jäger sein Haus," der andere: „In Förster sein Haus." Der eine ist der Engel, der andere der Teufel, was sie aber erst gegen das Ende des Spieles verrathen. Das Spiel wird in dieser Weise fortgesetzt. Wenn alle verteilt sind, erfahren sie, wer zum Teufel und wer zum Engel gehört. Nun knieen sich die Engeln einander gegenüber und hauen die vorüberlaufenden Teufeln. Szent-Iván.

8. Die Spielstätte ist auf einem dichtbewachsenen Rasen. Während der eine blinzelt, wird in den Rasen eine Lücke geschnitten, der Zapfen aber wieder eingesetzt. In drei Spannenweiten wird ein Messer, mit der Schneide gegen den Zapfen, in den Rasen gesteckt. Der Knabe muss jetzt in der Richtung der Messerschneide und in der Entfernung von 3 Spannen den Zapfen aufsuchen, die andern singen:

Wiesel, Wasel gegn der Schneid
Drei Spann von der Weid.

Hat er den Zapfen aufgefunden, so wirft er Jemanden nach, der Getroffene muss jetzt blinzeln. Solymár.

9. Die Kinder bilden zwei einander gegenüberstehende Ketten. Die eine geht vorwärts und singt:

So machen mir die Rollen zu, adje, adje, adje.

Dann geht sie zurück, während die andere Kette ihr entgegenkommt, indem sie singt:

So zinden mir das Haus in Brand, adje, adje, adje.

Die zieht sich auch zurück und die erste kommt ihr entgegen und das Spiel wird wie früher fortgesetzt.

(Die zwei Vers-Reihen scheinen nur die Reste eines organisch sinnlichen Gespräches zu sein). Solymár.

10. Die im Kreise Stehenden fassen sich fest bei der Hand. A steht drinn und B draussen.

---

[1]) Handelmann S. 60 ff. Stolley, Gesangfreund H. 1, S. 71 ff. Trapp & Pinzke S. 89 ff. Frischbier S. 179, Nr. 693. Lemke, Volkstümliches I, S. 136. Lewalter, Volkslieder 1. H., S. 37. Niederd. Jahrbuch VIII (1882), S. 100.

B sagt zu A: Weinperl siss? — A zu B: Net gar siss. — B zu A: Weinperl sauer? — A zu B: Net gar sauer.

Jetzt läuft B um A zu fangen, doch der Kranz lässt ihn nicht in den Kreis. Schlupft er doch hinein, so läuft A hinaus, erhascht ihn aber B, so tritt dieser an seine Stelle. Szent-Iván.

11. Die Kinder stellen sich an die Wand. Vor ihnen hockt der „Wolf", in einer kleinen Entfernung der „Hirt", der also spricht:

Olli liebe Lamperl gehts furt.

Die Kinder laufen weg.

Jetzt entwickelt sich zwischen den Kindern und dem Hirten folgendes Gespräch:[1])

Hirt: Olli liebe Lamperl kumts ham! — Kinder: Mir trauen uns net ham. — H.: Vor wem? — K.: Vorn Wulf. — H.: Wo sitzt er? — K.: Hinter der Hullerstauen. — H.: Wos frisst er? — K.: A Gros. — H.: Wos sauft er? — K.: A. Wosser. — H.: Olli liebe Lamperl kumts ham!

Die Kinder laufen zum Hirten. Den der Wolf erhascht, tritt an seine Stelle. Solymár.

# Die Prinzessin von England (vom Rhein).[2])

Von H. Eschenburg.

Es ritt ein Jäger wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrte er ein.
Frau Wirtin hat Sie gut Wein und Bier,
Ich habe ja Geld, ich bezahl ja dafür.

Ich habe ja Bier, ich habe ja Wein,
Wenn Sie nur wollen meine Gäste sein.
Das Mädchen brachte den Wein herein,
Er kennet sie bei dem Ringelein.

Frau Wirtin, ich hab es mir eben bedacht,
Können Sie mir sie leihen eine halbe gute Nacht.
Ihr kann ich sie leihen wohl zwei oder drei,
Wenn Sie dann mir wollen meine Gäste nur sein.

Und als es nun am Abend ging,
Das Mädchen an zu weinen fing.
Ach, Mädchen, weine nicht zu sehr,
Denn du sollst behalten ja all deine Ehr.

Die Mitternacht, die war verflossen,
Kein Wort hatten sie zusammen gesprochen.
Ach, Mädchen, kehr dich um zu mir,
Und nenne mir all deine Freunde mal für.

Der alte König wohl an dem Rhein
Das ist der herzliebste Vater mein.
Die alte Frau Königin wohl an dem Rhein,
Das ist die herzliebste Mutter mein.

Mein jüngster Bruder, Johann Friedrich mein,
Das weiss der liebe Gott allein.
Dein jüngster Bruder, Johann Friedrich dein,
In dessen Armen schläfst du nur allein.

Und als am Morgen die Sonne aufging,
Frau Wirtin wohl an zu wecken fing.
Steh auf, steh auf, du junge Braut,
Steh auf, wasch Töpfe, feg' aus dein Haus.

Sie ist nicht meine junge Braut,
Sie ist meine Schwester im Herzen vertraut.
Der Jäger stand auf und sattelt sein Pferd,
Und stach die Frau Wirtin wohl mit sein Schwert.

Und als der König nur das vernahm,
Dass Johann Friedrich mit seiner Schwester kam.
Da liess er alle Glocken gehn,
Dass er seine Tochter hat wiedergesehn.

Südl. Holstein.

[1]) Handelmann S. 77 u. f. Niederd. Jahrb. VIII (1882), S. 99. Trapp und Pinzke S. 78, Nr. 66. Frischbier S. 177, Nr. 691. [2]) S. Ur-Quell I, S. 14. 15; III, S. 46, 111.

## 8. Das Bahrrecht.

Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von Anton Herrmann.

VIII. Das Bahrrecht ist ein vornehmlich germanischer Rechtsbrauch, reicht aber in die animistischen Vorstellungen der Urzeit hinauf und ist auch bei andern arischen und arisch beeinflussten Völkern zu finden. Bei den östlichen Magyaren stand der Rechtsbrauch gleichfalls in Kraft. In der magyarischen Litteratur ist dieses Thema in einem klassischen Dichtwerke poetisch gestaltet, wie im deutschen Nibelungenlied. Es ist die meisterhafte, vielleicht etwas gekünstelte Ballade des grossen Epen- und Balladendichters Johann Arany: Tetemre hivás (Vorladung zum Leichnam). Báreczy Benō, ein junger Ungarritter des Mittelalters, wird erdolcht gefunden. Sein Vater lässt ihn aufbahren, stellt den Sarg bei und fordert alle, die mit dem Ermordeten verkehrten, zur Bahre. Es kommt auch Kund Abigél, die heimliche Braut, die in leichtfertiger Schäkerei dem drängend-drohenden Benō den Dolch gereicht, mit dem er sich dann selber getötet. Abigél offenbart dies und wird wahnsinnig.[1])

Bei den Dichtern in Siebenbürgen war, wie besonders der Historiker Szabó Karoly ausführt, das Bahrrecht landesgesetzlich codificirt. Es stammte aus der heidnischen Vorzeit der Magyaren, wurde aber zur Zeit Stefans I. durch die Ordalien, die Feuer- und Wasserprobe, und den gerichtlichen Zweikampf ersetzt, erhielt sich aber bei den an alten Institutionen und Gewohnheiten festhaltenden Szeklern bis ins XVII. Jahrhundert und wurde unter Intervention des Königsrichters ausgeübt. Wurde Jemand ermordet und konnte der Thäter nicht eruiert werden, so mussten auf Klage der Verwandten die Insassen der Gemeinde, in deren Weichbild der Mord geschehen, am Thatorte erscheinen und den Mörder nennen und ausliefern, oder aber die Hand aufs Haupt des Toten gelegt, einen Eid leisten, dass sie weder die Mörder seien, noch ihn kennen. Wer sich weigerte, den Eid abzulegen, oder unter dessen Hand bei der Eidleistung die Wunden bluteten, der wurde zum Tode verurteilt, es wurde der Tod gleichsam erneuert (halalujitás = Toderneuerung).

Den Ordalien des christlichen Mittelalters lag die Ansicht zu Grunde, dass der allgerechte himmlische Richter die Wahrheit unfehlbar auch durch ein Wunder an den Tag bringt, wenn der irdische Richter nicht in der Lage ist, dies zu thun. Es ist einleuchtend, dass beim heidnischen Brauch des Bahrgerichtes dem Angeklagten die Rechtfertigung viel leichter war, als bei den Gottesurteilen des Christentums.

Das Bahrrecht als ein dem Christentum widersprechender Brauch der Szekler wurde durch einen Beschluss des 1594 in Gyula-Fehérvar

[1]) Ernst Lindner, Bibliothekar der Ung. Akademie der Wissenschaften in Budapest, der die Ballade Aranys meisterhaft ins deutsche übersetzt hat, arbeitet an einem grösseren Werke über das Bahrrecht.

(Karlsburg) gehaltenen Landtages ausser Kraft gesetzt. Der Gesetzartikel lautet: „Da der grössere Teil des Szeklerlandes der Donation unterworfen werden, und diese im Besitze von Donatarien sich befinden,[1]) die Königsrichter aber auf eigenen Vorteil bedacht, die unter ihnen vor Zeiten gewesenen Missbräuche beobachten und dieselben durch verschiedene Ungesetzlichkeiten erhalten wollen, d. h. die Vorladung zum Leichnam, die Toderneuerung, den Blutschwur und andere, dergleichen, was einem Christen nicht geziemt, dass sie den Leichnam nicht eher begraben lassen, bis sie vom armen klagenden und geschädigten Vater, von der Mutter oder den Sippen nicht Bezahlung erpresst haben: demzufolge haben wir landtäglich beschlossen, dass solcher Abusus generaliter unter der Richterschaft aufgehoben werde, und wie beim Adel in der Bevölkerung die Gemeinde des Gesetzes teilhaftig gemacht zu werden pflegen, so soll die Herrschaft Recht sprechen über den Leibeigenen.“

Doch konnte dies Gesetz bei den an ihrem ererbten Recht und durch die Jahrhunderte geheiligten Brauch festhaltenden Richtern nicht so leicht in’s Leben treten, und der Siebenbürger Landtag sah sich genötigt, nach einem halben Säculum, im Jahre 1699, das Verbot gegen den Abusus des Bahrrechts zu erneuern, denn in dem Gesetzbuch, dessen Zusammenstellung aus den Beschlüssen der alten Landtage der Landtag von 1653 verordnet hatte (Approbatae Constitutiones), stipulirt im III. Teil, 76. Artikel, 8. Abschnitt, und V. Teil, 54. Verordnung mit Berufung auf die Beschlüsse des Landtages von 1594, beziehungsweise 1649, mit gleichlautenden Worten folgendermassen: „im Casus des Mordes wird der vor Alters aufgekommene, dem Christen ungeziemende Brauch, demnach die Leichname lange Zeit oberhalb des Erdbodens gehalten wurden, was Vorladung zum Leichnam, und gleichzeitiger Eidschwur mit dafür geleisteter Zahlung, anderseits aber Toderneuerung genannt wurde, unter den Széklern für ewige Zeiten aufgehoben.“

Als Missbrauch wird also gerügt der lange Aufschub der Beerdigung und die Schatzung der geschädigten Partei zu Gunsten des Gerichtes, denn eher wurde der Leichnam nicht freigegeben und durfte nicht bestattet werden. Die Gebühr hiefür war im alten Szekler Recht mit 3 Gulden bemessen und gehörte dem amtirenden Richter. Die 1555 conscribirten und durch die Siebenbürger Wojwoden Doba Ortuàn und Kendi Farener bestätigten alten szekler Gesetze enthalten im § 82 bezüglich folgende Bestimmung: „Wenn Jemand zufolge Leichenerhebung (tetememales) getötet wird, gehören drei Gulden dem Richter, dies wird aus dem Gut des (hingerichteten) Mörders gezahlt; wenn es aber aus dessen Mitteln nicht einbringlich ist, hat er (der klagende Geschädigte) es aus Eigenem zu zahlen.“

Das 1653 zusammengestellte siebenbürgische Gesetzbuch ver-

[1]) Die Szekler besassen ihr Land nach dem jus primae occupationis, und der König hatte da kein Verfügungsrecht. Die königlichen Gutsverleihungen (Donationen) entstanden nur nach der Niederwerfung des szekler Aufstandes im Jahre 1562.

ordnet zum dritten Male die Aufhebung des Bahrgerichtes und der Toderneuerung, doch konnte dieser tief eingewurzelte Rechtsbrauch noch immer nicht so leicht ausgemerzt werden, und das Freigeben des Leichnams, welches zum gerichtlichen Vorgang des Bahrrechtes gehörte, war im Udvarhelyer Stuhle bis 1740 in Geltung, denn die Statuten dieses Stuhles aus dem genannten Jahre bestimmen in § 16: „Das Freigeben des Leichnams soll nach altem Usus nicht aus dem Vermögen des klagbaren Geschädigten, sondern des Mörders gezahlt, oder aber gänzlich aufgelassen werden.“ Dieser Brauch soll also bedingungsweise aufgehoben werden und kam auch allmählich ab; an seine Stelle trat zur Zeit Maria Theresias auch im Szeklerlande die ordentliche Kriminal-Gerichtspflege.

Das Bahrrecht war auch bei den Sachsen in Siebenbürgen im Schwange. S. Wolff-Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen S. 312—313, Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen, II. Aufl. S. 64. 65. 364, Fr. Müller, Hexenglauben in Siebenbürgen, S. 62.

Von den bedeutsameren älteren Beziehungen will ich nur hinweisen auf das Blut Abels, das gen Himmel schreit, wohl grundlegend für die Auffassung des Bahrrechtes. Der Koran (2. Sure) erzählt: Einen Mann erschlugen seine zwei Neffen. Moses liess eine rote Kuh schlachten und berührte mit den rauchenden Eingeweiden den Leichnam; dieser begann zu bluten und nannte die Mörder. Im Midrasch heisst es: Einer erschlug seinen Bruder. Das Blut des Gemordeten wallte nicht, und es erkannte die Mutter, dass auch der Mörder tot sei. Nach einer jüdischen Sage erschlugen die Juden den Propheten Zacharia im Tempel. Sein Blut wallte. Nabusaradan wollte alle Juden zur Busse verklagen, da wallte das Blut nicht mehr.

In der Rechtsgeschichte des Mittelalters begegnen wir dem Bahrrechte oft. Vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 2. Aufl. 930. Dahn, Bausteine, II. 14. 45.; Bächtold, Die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz, Romanische Forschungen V. 1.)

In der Tradition, in der Volks- und Kunstpoesie aller Völker und Länder kommt dies Motiv häufig vor. Einige Stellen wollen wir citiren: Hartmann v. Aue: Iwein, Vers 1355 ff. und in anderen deutschen epischen Gedichten und in mehreren französischen Fabliaux; eine altfranzösische Sage bei Legrand, III, 407, scheint eine Ironie auf diesen Blutaberglauben zu sein. Shakespeare, Richard III, I, 2. — In Straparola (S. 229) wird Cesario vergiftet, genest aber; als sich ihm seine Freunde nähern, begannen seine Wunden wieder zu bluten. — Des türkischen Eulenspiegels Köroglu Haupt blutet vor dem Schah (Hunfalvy-Album, S. 214). — Wlislocki, Märchen und Sagen der Bukovinaer und Siebenbürger Armenier, S. 101—103. — Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Prag 1891, S. 227. (Aus Plas-Eger, Rochholz, Schweizer Sagen a. d. Aargau, II, 124. 125 (auch lit. Nachweise). W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche, S. 139. Winter, Totenzeugnisse im Mittelalter. Český Lid, 1891, II, S. 155—160.

## 9. Bastlösereime.

Eine Umfrage von O. Schell.

56.

Sabe, sabe,
Mon bois d'érable!
Le pissenlit
Est d'sous la table,
Le balai
Au pied du lit,
Pour fesser
Le pissenlit.

Diesen Reim, den Léon Pineau in seiner Sammlung „Le Folk-Lore du Poitou, Par. 1892“, S. 466 mitteilt, singen die Kinder, welche Maipfeifen machen, beim Losklopfen des Bastes mit dem Messerrücken.

Hängt wohl sabe mit lt. sapa (sève in der franz. Schriftsprache) zusammen? Oder ist der Anfang des Liedchens unter Anlehnung an einen deutschen Bastlösereim entstanden? Auffallend ist jedenfalls der Anklang der beiden ersten Zeilen an deutsche Reime wie „Sippe, Sappe, Sunne etc.“ (aus Essen), Urquell 4, 198, oder „Saft, Saft, Sellerholz,“(bzw. „Zellerholz“), Alemannia 20, 202 und 22, 85 (aus Franken).

Pineau bemerkt a. a. O., dass die Kinder auch aus dem Stengel des Löwenzahns (Taraxacum pratense), französisch „pissenlit“ eine Art Huppe machen. Es ist daher zu vermuten, dass die Verse „Le pissenlit, etc.“ in dem obigen Bastlösereim ursprünglich beim Verfertigen solcher Huppen gesprochen und erst nachträglich in den Bastlösespruch herübergenommen wurden.

Zu dem Ausdrucke pissenlit vergleiche man folgende Bemerkung in Zellers Lexicon, Band 4, 2038: „Das Kraut treibt den Urin gewaltig, dahero es von Lobelio Herba urinaria, Herba lectiminga, ingleichen Seris urinaria, von denen Franzosen Pisse en lit, deutsch Seichtblume oder Seigkraut genannt wird.

Pineau teilt a. a. O. auch einen beim Anfertigen von Halmpfeifen gebräuchlichen Reim mit. Er lautet:

Languette,[1])
Siffliette,
Si tu n'vas pas,
J'te coupe la luette.

In dieser Formel ist die Drohung „Si tu, etc.“ beachtenswert, welche in vielen deutschen Maipfeifenliedern ähnlich vorkommt, z. B. „Pipe, pipe, willst du gehn, sonst schlag ich dich inzwee, etc.“ Simrock, Kinderbuch (2. Aufl.), S. 160, „Pfeifl, Pfeifl, mai di Woder i derschneid di etc.“, Frommann, Mundarten 13, 466 (aus Kärnten; vgl. Alemannia 22, 87) usw.

München. Anton Englert.

---

[1]) Mit „languette“ ist der Schnitt gemeint, der in den Halm eingeritzt wird („on fait une légère incision en forme de languette“).

# 10. Tierstimmen.

Eine Umfrage von Dr. A. Brunk.

II. 1. Abraham a St. Clara, Judas der Erzschelm, zweite Lindauer Auflage, 7 Bände, Lindau 1872.

Bd. I, S. 424: Etliche gemeine Leut seynd schon des einfältigen Wahns, dass sie beständig darvor halten. sie verstehen der Vögel ihr Gesang, sprechend: der Raab singt nit anderst, als Dalk, Dalk, Dalk; der Ammerling singe: Edl, Edl, Edl bin ich;[1]) der Gimpel singe nit anders als: wie du, wie du, wie du; die Maisen singt nit anders als: Zuckersüss, Zuckersüss, gut, gut, gut, Zuckersüss, Zuckersüss; der Spatz aber auf dem Dach singe immerzu: Dieb, Dieb, Dieb.

Bd. 3, S. 473 f.: Der Ammerling ist unter den Vögeln einer aus den stolzesten . . . er residirt [im Sommer] gemeiniglich bey den Land-Strassen, damit nur alle Vorbeyreisende seine Person mögen anschauen, ja, sobald jemand seinen Weg vorbey nimmt, alsdann schwinget sich dieser stolze Gesell ganz schnell auf einen hohen Baum und wiederholt allda sein hochmüthiges Gesang und Liedl: Edel, edel bin ich, edel, edel bin ich. Aber lass . . . den rauhen Winter herzu kommen . . . sodann bleibt der stolze Ammerling mit seiner Mutetten wohl aus, er singt nit mehr: edel, edel bin ich, sondern er hocket dem Bauern vor die Thür, . . . er spaziert vor der Scheuer und singt: Vetter, Vetter. (Vgl. die ganz ähnliche Stelle Bd. 5, S. 383.)

Bd. 1, S. 311. Hier sagt Abraham a. St. Clara von dem Geschrei der Frösche: „so viel man den Text ihres liederlichen Lieds versteht, so quacketzen sie nicht anders, als: gib Acht, gib Acht, gib Acht!"

2. Léon Pineau teilt in seiner Sammlung „Le Folk-Lore du Poitou", Par. 1892, S 515 ff. eine Reihe im Volksmunde vorkommender Nachahmungen von Vogelstimmen mit und verweist auf andere Aufzeichnungen dieser Art in französischen Werken.

München. Anton Englert.

3. Die Goldammer (in Holstein Gehlgöschen, in Schleswig Gehlgos genannt) singt: „Lick lick lick Schit, is 'ne düre Tid!" oder auch: „Lick lick lick Schüh, de Bochder is düh!" Im sächsischen Voigtlande ruft die Henne, wenn sie gelegt hat: „Ich bin Soldat, ich bin Soldat!" und der Hahn entgegnet darauf: „Tauch dich hi (ducke dich hin), ich bin Korporal!" Bei Tagesanbruch ruft der frühe Vogel: „Mein Herr ist viel schuldig!" Hernach kommt die Trommeltaube mit ihrem Geschrei: „Wird's schon bezahlen, wird's schon bezahlen, wird's schon bezahlen!" Den Reigen schliesst das Schaf, welches blökt: „Nimmermeh, nimmermeh!" Der Gimpel singt: „Wie ein Schubkarren, der nicht eingeschmiert ist." Der sog.

---

[1]) Vgl. Simrock, Kinderbuch, 2. Aufl., Nr. 705.

Hämmerling ruft: „Baur, spann an und helf mer zieh!" Die Weise des Zeisigs wird ausgedeutet als: „Dide, dila, dileda, Mädel weis' mer dei Bä (Bein), ich weis' der meines ä (auch)! „Der Kreuzschnabel schreit: „Gieb, gieb gieb!" Die Eule: „Soldaten kommen, Soldaten kommen!" (Schwansen).

Der Hänfling: „Kerl, gi reh" (geh heim). Der Hahn ruft: „Frickadella!" Der Goldammer wohl auch: „Bäuerlein, Bäuerlein dri—ischt!" oder: „Wenn ich 'ne Sichel hätt, wollt' ich mit schneid!' Das Knarren der Schiebkarre deutet man: „He 'ck nig segg, wenn dat man gut geit! He 'ck nich segg, wenn dat man gut geit;"

Söby. Heinr. Theen.

---

## 11. Judenläuse.

Eine Umfrage von Otto Heilig.

1. Im badischen Taubergrund stehen alte Juden- oder auch Christenfrauen, falls sie das 7. (?) Buch Moses besitzen, im Rufe Hexen zu sein, die u. a. sogen. „Judenläuse" machen können. Ganze Familien wollen schon an solchen Läusen gelitten haben, die zu tausenden neben einander im Hemde sitzen, und, eben entfernt, im nächsten Augenblick wieder erscheinen. Folgende Mittel werden angepriesen:

a. Blase einige der Läuse „unbeschrieen" durch ein Rohr; die andern werden bald verschwinden.

b. Nimm einen ungebrauchten irdenen Tiegel und röste in ihm einige Läuse auf dem Küchenheerde. Dabei muss der Tiegel fest verschlossen sein. Sobald die Läuse zu „brotzeln" anfangen, wird die betr. Hexe heulend und wehklagend kommen und durch allerlei Spiegelfechtereien dich veranlassen, zu sprechen oder dich von dem Tiegel zu entfernen. Sie muss nämlich die selben Schmerzen erdulden wie die Läuse und geht, wenn du dich ihrer nicht erbarmst, zugrunde.

2. Die sogenannten Judenläuse nennen wir hier in Dithmarschen Arflüüs (= Erbläuse). So hörte ich vor Jahren von einer auf meiner Nachbarschaft wohnenden Familie, dass sie Erbläuse hätte und solche deshalb nicht wieder los werden könnte, es sei denn, dass man sie einer Leiche mit in den Sarg gebe; etwa 9 Stück in einer Federpose. Vergl. Ur-Quell I, S. 11. Erbläuse, heisst es in Drage in Stapelholm, sind solche Läuse, die von verstorbenen Verwandten mittelst der Kleidung übertragen werden. Sie sind nicht wieder los zu werden, es sei denn, dass man 2 bis 3 in einer Federpose einer Leiche mit in den Sarg giebt; dann sind aber auch alle Läuse auf einmal fort.

H. Carstens.

---

## 12. Woher kommen die Kinder?

Eine Umfrage von O. Schell.

41. Les enfants sortent des choux rouges ou des choux cabus. Quand un chou pommé s'est ouvert, les parents disent qu'un enfant en est sorti. Quelquefois aussi on fait sortir les enfants du buis (Buxus sempervirens L.)

Ailleurs on dit que les enfants croissent dans la cave du médecin ou de l'accoucheuse, même dans la cave des parents, d'ou l'expression néerlandaise: Hansje uit den kelder.

Dans les villages ou il y a un canal ou une rivière navigable, on dit souvent que les enfants arrivent par les bateaux.[1])

D'après Von Perger (Deutsche Pflanzensage, S. 143), ce serait le romarin qui procure les enfants en Belgique; je n'ai jamais entendu rien de pareil, d'autant plus que le romarin est une plante presqu' inconnue ici.

42. Dans le Limbourg belge, les croyances populaires sont à peu près les mêmes; mais dans le Sud de la province et dans la Hesbaye (région avoisinante de Liége et du Brabant) les enfants sont apportés par la botresse. Celle ci est une femme de peine, portant sur le dos une hotte d'osier d'une forme particulière, large en haut, étroite en bas, dans laquelle elle transporte du charbon, des fusils, etc. La botresse est un type du Pays de Liége; avec sa hotte sur le dos, elle se rend aux marchés et se charge de toutes sortes de commissions. Dans une partie des provinces de Liége, de Brabant et de Limbourg, on dit que les enfants sortent des houillères[2]) et sont apportés par la botresse, ajoutant que celle ci a cassé la jambe de la mère, ce qui l'oblige à garder le lit.

Denderleeuw - Flandre. A. de Cock.

43. Te Amsterdam komen de kinderen uit de Volewijk. Te Almelo uit den kloosterput. Te Deventer uit den hoenderput. Te Utrecht uit den munnikenboom. Elders uit de kool of uit den hollen boom. Ook wordt gezegd, dat moeder een kindje gaat koopen; alsmede, dat moeder in een schnitje het kindje uit het rietland haalt, en daarbij in een spijker trapt. In Duitschland is het de ooievaar, die de kinderen brengt. Maar ook in ons land is dat hier en daar de voorstelling. Men denke aan het kinderrijm:

Uiver, uiver, pielepoot!
Breng een kindje op moeders schoot.

Amsterdam. Dr. E. Laurillard.

44. In der Leitmeritzer Gegend sind die Kinder, so heisst es, vor ihrer Geburt in der Elbe und klauben dort Hirschekörnel (Hirse). Sie werden vom Storch gebracht, den man hier ansingt mit dem Verschen:

Klapperstorch — Langbein —
Bring' uns ein Kind heim.

---

[1]) A Molenbeek-Bruxelles, un bateau au pavillon rouge apporte des garçons, au pavillon bleu, des filles. [2]) La province de Liége est riche en charbon.

45. In Alt-Ohlische (Nordböhmen) bei Kamnitz bringt der Wassermann, der ein rotes Mützel auf hat und im Alt-Ohlischer Teich im Bach oder in den Pfützen wohnt, die kleinen Kinder. Er zieht unartige Kinder, welche nicht folgen, am Bach oder Wasser spielen, hinein und bringt sie dann als kleine Kinder andern Müttern wieder. (Mitgeteilt von H. Bendel in Alt-Ohlisch.)

Leitmeritz. Aukert.

## 13. Folgen der Beschreiung.

Eine Umfrage von S. R. Steinmetz.

III. Im Waldviertel Niederösterreichs gibt es viele Bauern und Viehbesitzer, welche die Folgen der Beschreiung fürchten, und sich wohl hüten, Unberufene oder Käufer zu ganz jungen Tieren in die Stallungen zu lassen.

Kommen mitunter fremde Leute zufällig in solche Stallungen, wo ganz junges Vieh sich befindet, so nähern sich oft solche Leute dem jungen Viehe, und spucken darauf dreimal mit dem Ausruf Pfui! um eine etwaige Beschreiung zu verhindern.

Besonders fürchtet man sich vor den Folgen der Beschreiung solcher Menschen, welche dichte, an der Nasenwurzel zusammengewachsene Augenbrauen und einen finstern Blick haben.

Es besteht auch der Volksglaube, dass man Jemanden ein Stück Vieh, das er zum Kauf sehr gern wünscht, nicht versagen soll, sonst hat man mit diesem Vieh kein Glück mehr.

Beim Ankauf eines Tieres soll man sich nicht weigern ein sogenanntes Trinkgeld herzugeben; denn ein Sprichwort sagt: „Trinkgeld ist Glückgeld.“

Wenn Einem ein Schwein beim Abstechen erbarmt, so soll es schwer verenden, und wenn man irgendwo ein Schwein beim Schlachten schreien hört, und man sperrt alsogleich eine schwarze Katze unter eine Fruchtreuter, so soll das Schwein nicht verenden können; nach einem alten Volksglauben.

Röhrenbach b. Horn, N. Ö. Karl Popp.

## 14. Der Eid im Volkleben.[1]

Eine Umfrage von weiland H. Frischbier.

Ein Mann bestritt vor Gericht, der Vater eines gewissen Kindes zu sein und zwar mit Unrecht. Er wollte es beschwören, da liess der Richter Fenster und Thüren öffnen, damit der Teufel ihn gleich holen könnte, wenn er falsch schwöre. Er schwur dennoch. Er hatte einen weiten Rückweg zu machen, als es nun dunkel wurde, gesellte sich ein grosser 'schwarzer Hund mit feurigen Augen zu ihm. Die

[1]) Ur-Quell II, 58. 59; 120—122; 142—143; 174; III, 184—188; 303; 340 bis 42; IV, 260.

Zunge hing dem Tiere lang aus dem Halse. Vergebens suchte der Mann sich seiner zu entledigen. Als er mehrmals nach ihm schlug, wurde plötzlich ein grosser Kerl daraus, der ihm drohend gegenübertrat. In seiner grossen Angst betete er nun, und die Erscheinung wich von ihm. Aber als er zu Hause ankam, fand er keine Ruhe mehr, hatte keine frohe Stunde mehr und siechte dahin, bis er eine Beute des Todes war. Aus Schweden.

Eschenburg.

---

## 15. Reisighäufung und Steinhäufung an Mordstellen.[1]

Eine Umfrage von A. Treichel.

In der Nähe von Reichstedt (Nordböhmen) liegt am Fusse einer mit einem Kreuze geschmückten Kiefer ein Haufe Kieselsteine, welche von den Vorübergehenden nach und nach hingeworfen wurden zum Andenken an einen Mord, den ein Fleischerbursche vor mehr als 80 Jahren an seiner Geliebten verübte. — Ein ähnlicher Brauch besteht auch in Hinterdaubitz. Die Vorübergehenden werfen einen Fichten- oder Tannenzweig auf die Mordstätte. Von Zeit zu Zeit zündet man das Reisig an.

Bei Platz (Böhm. Erzgebirge) befindet sich ein Denkstein. Dort sollen sich der Sage nach vor mehr als 150 Jahren zwei Handwerkburschen gegenseitig erstochen haben. — Wenn nun Leute aus dem Gebirge an diesem Stein vorübergehen, so legen sie ein Steinchen, das sie vom Wege aufgehoben, auf den Denkstein, nehmen es am Rückweg wieder weg und werfen es auf den Weg. Durch das Hinlegen und Wegnehmen der Steinchen ist in dem Denkstein schon eine ziemliche Aushöhlung entstanden. (Erzgebirgszeitung XVII. Jahrg. pag. 139.)

Zwischen Kaltenbach und Niederkreibitz (bei Kamnitz in Nordböhmen) an einem Bächlein sieht man eine Feuerstelle, worauf teils frische, teils verdorrte Reiser liegen. Jeder vorübergehende Wanderer wirft ein neues Zweiglein darauf. Einmal in jedem Jahr wird der Reiserhaufen angezündet. An dieser Stelle wurde ein Bäcker 1736 vom Raschauer, einem Manne, von dem man sich mancherlei Sagen erzählt, erschlagen. — Aehnliche Reiser opfert noch das Volk einem Lausitzer Kaufmann, der an einem Fusssteige zwischen Hasel und Oberkamnitz erschlagen wurde. An dessen Grabmal befindet sich eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beisst. (Nach A. Pandles „Ein deutsches Buch aus Böhmen“ 1895, 3. Band pag. 125.)

H. Ankert.

[1]) Ur-Quell I, 121 Anm.; IV, 15, 16, 53, 173.

## 16. Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

XXVII. Mein Nachbar, der noch fest an allerlei Spuk, Zauber und Hexen glaubt, teilte mir folgendes Erlebnis mit: Ich kehrte einst Abends im Dunkeln mit Fuhrwerk von der Uetersener Mühle heim. Unterwegs wurden die Pferde plötzlich scheu, bäumten hoch auf und waren nicht vorwärts zu bringen. Ich fluchte und schlug mit der Peitsche drein, aber vergeblich. — „Gott bewahre“, rufe ich da aus, und so wie ich das Wort eben gesagt habe, sehe ich auf der Deichsel einen schwarzen Mann von mittlerer Grösse, der sich an dem einen Pferde festhält. Einen Kopf kann ich jedoch nicht an der Person bemerken. — Der Kerl fährt eine ganz kurze Strecke von etwa Stubenlänge mit, dann verschwindet er von der Deichsel und wie ich ihm nachschaue, sehe ich ihn noch beim linken Wagenrad wieder hervorkommen. Dann war er verschwunden, ich habe nichts mehr von ihm gesehen und konnte ungehindert weiter fahren.

XXVIII. Seine Haushälterin, eine gebürtige Schwedin, teilte mir auch ein Beispiel mit:

Ich diente bei einem Bauern in Schweden. Es war am Weihnachtmorgen. Der Bauer fuhr nach alter Sitte um 4 Uhr mit der Familie zur Kirche. Ich musste zu Hause bleiben und der Kinder warten, die auch schon erwacht waren. In einem entfernten Zimmer lag ein Schwerkranker, sonst war Niemand weiter im Hause. Da hörte ich plötzlich einen Schall, als wenn stark an der Wand gehämmert wurde. Das Licht verlöschte und die Flamme flog unter den Boden. Ich zündete es wieder an, aber es ging wieder aus. So ging's noch einmal, so dass ich ganz ängstlich wurde. Als ich zum dritten Mal das Licht angezündet hatte und nach dem Fenster schaute, sah ich unmittelbar am Fenster einen kopflosen Mann stehen.

Der Kranke konnte kein ruhiges Ende finden und ist auch nach seinem Tode immer wieder erschienen.

XXIX. Aus der Haseldorfer Marsch wurde mir mitgeteilt: Lag ein Mensch totkrank, dass man sein Ende erwartete, so zeigte sich oft schon vorher eine kopflose Gestalt (der Schatten des Todes — sagte meine Gewährsfrau.) H. Eschenburg.

XXX. Die Sage vom Mann ohne Kopf, Jäger ohne Kopf, auch Nachtjäger genannt, ist an sehr vielen Orten Nordböhmens verbreitet. Viele Leute haben ihn des Nachts gesehen, seinen Kopf trägt er unter dem linken Arm, begleitet wird er oft von einem kleinen kläffenden Hund. Die Mitteilungen des Nordböhmischen Excursionsclubs (Leipa) XI pag. 285 bringen eine Anzahl Sagen „Vom Nachtjäger“.)

In Landshut hat man oft um Mitternachtszeit eine schwarze Gestalt gesehen, die den Kopf unter dem Arme trägt. Man nennt daselbst den Mann ohne Kopf den „schwarze Kluge“. Kluge soll Kaufmann in Landshut gewesen und mit dem Schwerte hingerichtet worden sein.

In Meffersdorf bei Flinsberg im Isergebirge ist auch der Mann ohne Kopf bekannt; es war ein alter General, der seine Soldaten Grausamkeiten verüben liess. Daselbst zeigt sich auch eine grosse Mönchgestalt mit dem Kopf unterm rechten Arm begleitet von einem schwarzen Pudel mit glühenden Augen. Ankert.

---

## 17. Vergrabene Schätze.

Eine Umfrage von K. Ed. Haase.

XXIX. 1. Die Sage von vergrabenen Schätzen ist im badischen Taubergrund sehr verbreitet. Charakteristisch für sie ist, dass im Moment des Schatzhebens der Schatzgräber sich durch einen bösen Geist stören lässt und so des Schatzes verlustig geht.

Wir teilen eine bezügliche Sage aus Tauberbischofsheim mit: Der Bauer Hannjörg (= Johann Georg) sieht eines Tages am Fussboden seines Kellers einen Spalt, der sich zusehends zu einer viereckigen Oeffnung erweitert. Hannjörg denkt sich gleich „da muss ein Schatz drin stecken“ und gräbt vier Fuss in die Tiefe. Bald stösst er auf eine hölzerne Platte, die er als den Deckel einer Geldkiste entdeckt. Gerade will er zugreifen, als es hinter ihm schreit „Hannjörg, 's brennt.“ Erschrocken lässt er die Kiste in die Tiefe fahren (Variation: Die Kiste fährt in die Höhe.) Hätte er geschwinde etwas darauf geworfen (ein Bauer des benachbarten Dorfes Königsheim empfiehlt „Brosamen“), wäre die Kiste nicht verschwunden. Der Spalt im Keller ist jetzt nicht mehr wahrzunehmen. Otto Heilig.

2. Bei einer Excursion ins obere Ennsthal erfuhren wir jüngst: Ein Freimann, ein Pfarrer und ein Bauer wussten eine Höhle, in der sich ein Schatz befand. Man beschloss, gemeinsam den Schatz zu beheben und gleichmässig zu verteilen. Der Pfarrer, ein Geizhals, meinte zum Freimann (Scharfrichter) — ‚Köpfe den Bauer, dann teilen wir zwei uns den Schatz!‘ ‚Ah nein,‘ entgegnete der Freimann, ‚da köpf ich lieber dich, Pfäfflein, und dann auch den Bauer, hernach gehört der Schatz mir allein!‘ Der Scharfrichter führte sein Vorhaben sofort aus. Der Pfarrer, bevor er getötet worden war, stiess einen furchtbaren Fluch aus und verwünschte den Freimann in die Höll. Sogleich wurde der Mörder mit dem Schwerte in der Hand vor dem Schatzloche versteinert, wo er noch heute zu treffen ist und bleiben wird, bis zum jüngsten Tage, wo ihn — wie uns der Erzähler versicherte — der Teufel vollends in die Klauen bekommen wird. Seit jener Zeit ist der Höhleneingang nicht mehr zu finden. Nur ein besonders ‚Begnadeter‘ soll einst das Glück haben, ins Schatzloch dringen zu können.“

Aus Karl Reiterer's volkkundlich vielfach stoffreichem Aufsatze „Kleine Teufeleien aus den Alpen“ in P. K. Rosegger's „Heimgarten“ XVIII (905—912) S. 909.

München. Ludwig Fränkel.

3. Unter der Landbevölkerung Littauens herrscht noch vielfach der Glauben, dass die in den Brüchen erscheinenden Irrlichter die Stelle anzeigen, wo der „Böse“ seinen Schatz brenne, und dass nur der Mensch diesen Schatz heben könne, der das Licht zu verlöschen vermöge. Solch ein Irrlicht sah kürzlich eines Abends der Knecht des Besitzers G. in K. im Kreise Labiau in dem neuen Torfbruche leuchten. Niemandem, ausser dem Dienstmädchen, mit dem er sich verheiraten wollte, sagte er, dass er den Schatz heben gehe, und so trat er denn, bewaffnet mit einem Spaten und einem langen Brett, das ihm zum Betreten des wässerigen Bruches dienen sollte, und begleitet von den Segenswünschen des Mädchens, den Weg zur „Geldbrennerei“ an. Vom Fenster aus verfolgte Letzteres das Licht, das auch in der Tat bald nach dem Weggange des Knechtes erlosch. Nun glaubte es fest daran, dass es dem jungen Manne gelungen sei, das Licht zu verlöschen und den Schatz dem „Bösen“ zu rauben. Als aber Stunde auf Stunde verging, und der Knecht nicht wiederkehrte, machte sich das Mädchen auf den Weg nach dem Bruch, und bald vernahm es jämmerliche Hilferufe und auf seine Antwort die Meldung, dass der Knecht bis zum Halse im Moore stecke. Das Mädchen holte nun sofort Hilfe. Nicht ohne Gefahr drang man in den Bruch ein und fand hier den Knecht in der Tat bis zum Halse im Morast stecken. Mit grosser Mühe rettete man ihn, doch ist er fest überzeugt, dass er nicht verunglückt sei, sondern dass der „Teufel ihn verfolgt habe.“ Fr.

4. Die goldene Wiege im Runbarg. Auf einer Koppel des Geweses Rethwischhof (b. Oldesloe) befindet sich ein selten schönes Hünengrab, welches Runbarg genannt wird. Von diesem Grabhügel erzählt man in dortiger Gegend folgende Geschichte. Der Runbarg enthält eine goldene Wiege, die aber nur in der Mitternachtzeit zum Vorschein kommt und von dort weggeholt werden kann, sobald auf dem Hin- und Rückweg kein Wort gesprochen wird. Als sich nun einst zwei Männer aufgemacht hatten, um die Wiege zu holen, verschwand sie sofort wieder, als der eine zu dem andern sagte: „Nu man to.“ E. Abel.

5. Wo der Regenbogen aufhört, liegt Geld vergraben.
Isergebirge. M. Rösler.

---

## 18. Vom Büchertische.

**Fr. v. Hellwald: Die Erde und ihre Völker.** Von der im Verlag der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig in 29 Lieferungen à 50 Pf. erscheinenden Neuausgabe des geographischen Hausbuchs von Friedrich von Hellwald „Die Erde und ihre Völker“, bearbeitet von Dr. W. Ule, liegen nunmehr fünf Lieferungen vor. Sie setzen die in der ersten begonnene Schilderung Amerikas und seiner Inseln fort und zeichnen sich wie jene durch die fesselnde Vortragsweise und die reiche Fülle trefflicher Illustrationen, sowohl Text wie Vollbilder, aus. Bei der stetigen Erweiterung unseres Weltverkehrs, dem wachsenden Interesse

für unsere kolonialen Unternehmungen ist ein geographisches Werk dieser Art, das zugleich die kulturellen und ethnographischen Verhältnisse der beschriebenen Länder und Völker eingehend berücksichtigt, ohne je in den trockenen Ton des gewöhnlichen Lehrbuchs zu verfallen, geradezu ein Bedürfnis, und der billige Lieferungspreis wird sicher das seinige dazu beitragen, dass auch diese vierte, neubearbeitete Auflage nicht die letzte bleibt. V.

**Vukasović, Vid Vuletić**: Usi e riti funebri presso gli Slavi meridionali nei tempi antichi e moderni. Zara 1894. O. Janković. 48 S. 8°.

Herr Vukasović ist mir seit dem Anbeginn meiner literarischen Thätigkeit, die fast gleichzeitig mit der seinigen anhub, innig durch Bande der Freundschaft verbunden. Seine Entwicklung schliesst sich eng an die meinige an und seine Arbeiten ergänzen, bei aller Selbständigkeit in der Auffassung der Themen und der Darstellung die meinigen. Wie noch immer bereitet es mir auch diesmal ein Vergnügen, die deutsche Gelehrtenwelt auf sie aufmerksam zu machen. Vuletić ist der Begründer der Epigraphik südslavischer Grabdenkmäler. In vorliegender Schrift behandelt er die Unverletzlichkeit des Grabes nach den Inschriften, die er aufgefunden, die Bestattung im Hinblick auf den Tanz um's Grab (nach den Guslarenliedern) und die figurale Ornamentik der Gräber. Im Anschluss daran giebt er wieder als Spezialist eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen über volktümliche Ornamentik der Südslaven und eine Beschreibung der Volkgebräuche auf der Insel Curzola (Abdruck eines dramatischen Volkspieles). Die südslavische Presse versagt diesem eifrigen Gelehrten die ihm gebührende Anerkennung, sie beschimpft und verhöhnt ihn häufig, immer aus albernen „patriotischen“ Gründen. Solcher Schimpf ist Ehre und Auszeichnung, die nur den besten Männern seit jeher zu Teil geworden. F. S. K.

**Volktümliches aus Meiderich** (Niederrhein), von Carl Dirksen. (Zur deutschen Volkkunde Nr. 2.) Bonn, Hansteins Verlag 1895. S. 58. 8°.

C. Dirksen, der Sammler ostfriesischer Sprichwörter, hat auch in seinem neuen Wirkungskreise mit Eifer volktümliche Ueberlieferungen gesammelt. Bei dem riesenhaften Anwachsen des Ortes Meiderich, dessen Bevölkerungszahl seit 1810 von 1326 auf 25 000 Seelen gestiegen ist, war es doppelt schwierig, den Spuren der Vorzeit nachzugehen und die Menge des Gefundenen muss unser Staunen erregen. Wir haben das Heftchen mit grossem Genuss gelesen. D. weiss anschaulich und klar zu schildern und uns von der ersten bis zur letzten Seite festzuhalten. Seine Beschreibung des Bauernhauses hätte durch eine kleine Zeichnung nur gewonnen, lässt aber an Genauigkeit ebensowenig zu wünschen übrig als die treffende Charakteristik des meidericher Bauern in „der guten alten Zeit“. Sehr interessant ist dann die vollständig mitgeteilte gereimte Hochzeiteinladung und die Beschreibung der Hochzeitsgebräuche. Im IV. Kapitel „Festgebräuche“ finden sich einige Pfingstlieder abgedruckt. Sehr hübsch sind die Mitteilungen über Pastor, Lehrer und Landschneider. Besonderen Wert aber erhält das Büchlein durch die vielen, S. 26 ff. abgedruckten Kinderreime und Spiele. Das „Klörn-Spiel“ (S. 31) zeigt interessante Anklänge an mehrere bisher bekannte Spiele (z. B. Müllenhoff XLI Nr. 5.) Das Kreisspiel (S. 32–33) ist eine Variation des Spinnerinnenspiels (ebda. Nr. 3). Viel Neues bringen die reichlich mitgeteilten Volksrätsel, die Mitteilungen über Aberglauben und besonders die am Schluss gegebenen 80 Sprichwörter. Wir können das Büchlein jedem Volkskundigen warm empfehlen. p.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.

Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.